F. XXXIII 79

Afrika
(Süden)

Geogr.
o
284

J. XXXIII. 79.

Der

Colonist

in

Süd-Afrika,

oder

Schilderung des gegenwärtigen Zustandes

der

Colonie am Vorgebirge der guten Hoffnung.

Nach dem Englischen

von

Dr. F. H. Ungewitter.

Der Colonist in Süd-Afrika,

oder

Schilderung des gegenwärtigen Zustandes der Colonie am Vorgebirge der guten Hoffnung;

der

dortigen Verhältnisse im öffentlichen und Privatleben; der neuesten Fortschritte der Civilisation unter den Hottentotten, Kaffern und anderen Völkerschaften Südafrika's; einzelner Scenen aus dem Leben besonders der mit wilden Thieren oder räuberischen Buschmännern fast unaufhörlich kämpfenden Grenzcolonisten; der merkwürdigsten Kaffernkriege neuerer Zeit; der europäischen, namentlich auch deutschen Auswanderern in der Colonie sich darbietenden Aussichten u. dergl. m.

Nach

der unlängst erschienenen zweiten Ausgabe von

Thomas Pringle's Narrative of a Residence in South Africa und den neuesten Berichten deutscher Ansiedler in der Capcolonie bearbeitet

von

Dr. F. H. Ungewitter.

SCHÖNLEIN.

Meißen 1836,
bei F. W. Goedsche.

Vorwort.

Das vorliegende Werk ist nach der in diesem Jahre erschienenen zweiten vermehrten und verbesserten Ausgabe von Thomas Pringle's Narrative of a Residence in South Africa hauptsächlich bearbeitet, jedoch ist dabei Alles weggelassen worden, was als dem teutschen Publicum mehr oder minder bereits bekannt vorausgesetzt werden mußte. Auch ist Dasjenige, was den Verfasser des englischen Originals persönlich betrifft, zurückgeblieben, da dies nur für das brittische Publicum ein besonderes Interesse haben kann und dieses dem teutschen bestimmte Werk vornehmlich den Zweck hat, es mit dem

Neuesten und Interessantesten über die Capcolonie und Südafrika überhaupt bekannt zu machen. Der Nachtrag zu den Auszügen aus dem Pringleschen Werke ist nach zuverlässigen Berichten teutscher Ansiedler in Südafrika ausgearbeitet worden.

Erstes Kapitel.

Schottische Auswanderer begeben sich unter dem Schutz und Beistand der brittischen Regierung nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, um sich in dieser Colonie anzusiedeln. Gründung von Elizabethtown oder Port Elizabeth.

Am 30. April 1820 kam ich, von schottischen Auswanderern begleitet, deren Oberhaupt oder Anführer ich einstweilen war, auf der Brigg Brilliant in der Simons-Bai, am Vorgebirge der guten Hoffnung, an. Wir bildeten einen Verein von etwa fünftausend brittischen Ansiedlern, welche in Gemäßheit eines Plans zur Colonisirung des unangebauten Gebiets in der Nähe der Grenze des Kaffernlandes sich anheischig gemacht hatten, unter dem Schutz der Regierung sich dahin zu begeben. Das Parlament hatte 50,000 Pf. St. zur Bestreitung der Kosten unserer Ueberfahrt nach der neuen Colonie bewilligt. Die erste Abtheilung der Auswanderer ging am 10. December 1819 unter Segel und die übrigen folgten in etwa zwanzig Schiffen so

schnell, wie es sich thun ließ, nach. Mehrere dieser Fahrzeuge hatten das Cap vor uns erreicht und sich nach der Algoa-Bai begeben. In der Simons-Bai ankerten, außer dem Brilliant, am 30. April und 1. Mai sieben Fahrzeuge, von denen einige fast einen Monat vor uns England verlassen hatten. Wir selbst hatten eine sehr angenehme und glückliche Fahrt gehabt, obgleich wir am Bord sehr zusammengedrängt waren, indem sich die Zahl der Personen auf nicht weniger als 157 belief und die Brigg nur 330 Tonnen hielt.

Es war bereits Abend geworden, als wir in der genannten Bai die Anker auswarfen; von der äußeren Gestalt und Beschaffenheit des Landes bekamen wir demnach nur einen sehr unvollkommenen Begriff. Desto größer war die Spannung und Sehnsucht, ehe es am folgenden Morgen tagte; mehrere meiner Freunde waren sogar außer Stande, während der Nacht zu schlafen. Wie sehr aber sahen wir uns bei Tagesanbruch getäuscht, als wir die kahlen Berge und unfruchtbaren Sandstreifen erblickten, von denen die falsche Bai umgeben ist!

Ich benutzte die Zeit, während welcher unsere Brigg hier vor Anker lag, um vor der Fahrt nach der Algoa-Bai sich mit frischen Lebensmitteln zu versehen, und reiste nach der 5—6 teutsche Meilen entfernten Capstadt, wo ich mit dem Obersecretär des Gouvernements, Oberst Bird, wegen der Ansiedelung meiner Auswanderer-Gesellschaft und meiner persönlichen Absichten und Wünsche nähere Rücksprache nahm.

Bei meiner Auswanderung nach dem Cap hatte ich zwei verschiedene Zwecke im Auge. Einestheils wünschte ich nämlich meine Angehörigen, die, durch Umstände veranlaßt, sich nach verschiedenen Weltgegenden zu zerstreuen anfingen, wieder in einen gesellschaftlichen Kreis zu vereinigen und ihnen eine ländliche Unabhängigkeit zu sichern. Hierzu war die Auswanderung nach einer neuen Colonie unerläßlich. Mein Vater war ein achtungswerther Oekonom in Roxburghshire gewesen und alle seine fünf Söhne, mich ausgenommen, waren zu der nämlichen Beschäftigung angeleitet worden; Zeitumstände und Capitalverluste hatten jedoch ihre Aussichten in unserem Vaterlande getrübt, und daher lenkte ich, sobald die Regierung den Plan zur Colonisirung des unangebauten Landstrichs in der Capcolonie bekannt gemacht hatte, ihre Aufmerksamkeit auf diese Colonie und erklärte mich bereit, sie zu begleiten, sofern sie sich entschließen sollten, als Ansiedler sich dahin zu begeben. Nach reiflicher Erwägung der auf dem Cap, in Vergleich mit anderen brittischen Colonien, sich darbietenden Vortheile, schenkten sie meinem Vorschlag Beifall und ermuthigten mich, bei dem Colonial-Departement die erforderlichen Schritte ihretwegen zu thun *). Da es nach dem Plane der Regierung

*) Einer meiner Brüder war schon zuvor nach Nordamerika gegangen und hatte sich dort niedergelassen. Ein anderer Bruder hatte zur Zeit unserer Abfahrt seine Angelegenheiten noch nicht geordnet, folgte uns aber im J. 1822 nach.

erforderlich war, daß jede Auswanderer-Gesellschaft wenigstens zehn erwachsene Mannspersonen in sich begriff, so schlossen sich eine mit meiner Frau verwandte Familie und zwei bis drei andere achtbare Männer uns an. Auf diese Weise wuchs unsere kleine Gesellschaft zu 24 Personen an und bestand aus 12 Männern, unter denen 3 Bauerknechte, 6 Frauen und 6 Kindern.

Meine eignen Ansichten waren von denen meiner Angehörigen verschieden. Ich hatte eine gelehrte Ausbildung, war etwa zwölf Jahre in königlichem Dienst angestellt gewesen und in neuerer Zeit mit literarischen Arbeiten vertraut geworden, indem ich an der Herausgabe mehrerer wissenschaftlicher Zeitschriften Theil genommen hatte. Wenn nun aber grade hierdurch eine entschiedene Abneigung gegen das literarische Treiben, wenigstens gegen das förmliche Gewerbe eines Literaten, in mir entstanden war und ich zu dem Entschlusse geführt wurde, mein Schicksal an das meiner Angehörigen bei dem Auswanderungsplan zu knüpfen; so ging doch mein Hauptplan eben dahin, irgend ein meinen Kenntnissen und Verhältnissen entsprechendes Amt in der Colonie zu erlangen, zumal weder meine pecuniairen Umstände, noch meine bisherigen Beschäftigungen es rathsam machten, mich als eigentlicher Colonist anzusiedeln.

Von diesen Wünschen und Absichten setzte ich im Herbst 1819 meinen geehrten Freund, Sir Walter Scott, in Kenntniß, welcher mit seiner eigenthümlichen Herzlichkeit und Raschheit ihnen alsbald entgegenkam, sofort an seine ministeriellen Freunde in London

wegen meiner und meiner Auswanderer-Gesellschaft schrieb und dann auch die bereitwillige Zustimmung der Regierung zu unserer Aufnahme unter die Zahl der Auserwählten aus der großen Menge Derjenigen, welche zur Uebersiedelung sich gemeldet hatten*), erhielt. Auch bemühete er sich mit dem größten Eifer, um für mich ein Amt in der Colonie zu erhalten; und als ich im November 1819 nach London reiste, um die Vorkehrungen zu unserer Einschiffung zu treffen, versah er mich mit nachdruckvollen Empfehlungsbriefen an einflußreiche Personen, von deren Vermittelung zu meinen Gunsten er den gewünschten Erfolg erwartete **). Diese

---

*) Ein Mann, der vermöge seiner hohen Stellung genaue Kenntniß von der Sache hatte, sagte mir, daß sich über 80,000 Personen beim Colonial-Departement gemeldet hätten, mit dem Wunsch, nach Süd-Afrika auszuwandern.

**) Es ist ein dem Andenken eines Mannes, dessen Tod noch immer als ein großer allgemeiner Verlust betrauert wird, gebührender Tribut, zu zeigen, mit welcher Wärme er meine Wünsche bei dieser Gelegenheit unterstützte, obgleich meine politischen Gesinnungen und Ansichten von den seinigen völlig verschieden waren und unsere Bekanntschaft noch neu und nur auf literarischem Wege entstanden war. In einem Schreiben an mich, in Betreff einer Bewilligung von Ländereien an unsere Auswanderer-Gesellschaft, vom 4. Sept. 1819, sagt er: „Ich habe mit der heutigen Post die Bittschrift an Hrn. Croker bei der Admiralität, mit dem ich sehr genau bekannt bin, gesandt und ihn gebeten, die Angelegenheit auf das Schnellste zu betreiben. Ich hoffe, daß ich mich auf seine Verwendung bei Lord Bathurst und Hrn. Goulburn, die ich Beide persönlich nicht kenne, verlassen darf, und daß Sie eben so gut, wenn

Bemühungen verschafften mir ein Empfehlungsschreiben des Hrn. Goulburn, damaligen Staatssecretärs der Colonien, an den Gouverneur der Colonie, Lord Charles Somerset, mit der Versicherung, daß der Gouverneur,

---

nicht noch besser gestellt werden, als irgend einer von Denen, die nach dem Cap gehen."

Unterm 10. Dec. 1819 beantwortete er einen meiner Briefe, worin ich ihn von den Schwierigkeiten, die meiner Ernennung zu einem Amte in der Colonie im Wege standen, in Kenntniß setzte, und äußerte unter Anderm: „Ich habe die von dem General Dundas erbetenen Empfehlungsbriefe bis jetzt noch nicht erhalten können, und überdies fürchte ich, daß sie den Erfolg, wie ich es wünschte, nicht haben werden, indem viele seiner Freunde gestorben oder nicht mehr am Cap sind. Sobald ich aber nach London kommen werde, was im Anfange Januars geschehen wird; werde ich dafür sorgen, daß ich von Lord Sidmouth bessere Empfehlungsschreiben erhalte, als ich es bei dem gegenwärtigen Drängen der Staatsangelegenheiten auf schriftlichem Wege vermöchte. Genug, Sie können sich überzeugt halten, daß Sie kurz nach Ihrer Ankunft am Cap, wenn nicht schon vorher, ein Paket von mir erhalten und dadurch erfahren werden, was ich für Sie thun kann. Eine lange Erfahrung hat mich gelehrt, wie schwer es hält, von hochgestellten Personen die Befriedigung von Wünschen und Gesuchen anders, als durch persönliche Bewerbungen, zu erlangen; inzwischen Lord Sidmouth ist ein ausnehmend guter Mann, und ich zweifele nicht, ihn für Sie zu gewinnen, sobald ich ihn zu sehen Gelegenheit haben werde.'

Sir Walter Scott kam erst nach meiner Abfahrt nach London; jedoch hielt er gewissenhaft sein Versprechen, wovon mir der überzeugendste Beweis zu Theil wurde. Das Resultat seiner und seiner Freunde Bemühungen zu meinen Gunsten wird man späterhin erfahren.

der über alle Aemter in der Colonie, mit Ausnahme einiger der höchsten, zu verfügen ermächtigt sei, meinen Wünschen auf das Bereitwilligste entgegenkommen werde. Zur Erläuterung der nachfolgenden Erzählung schien mir die Erwähnung dieser vorgängigen Umstände erforderlich.

Da ich bei meiner Ankunft im Cap erfuhr, daß Lord Charles Somerset einige Wochen zuvor eine Urlaubsreise nach England angetreten habe, so übergab ich das erwähnte Empfehlungsschreiben dem Obersecretär der Colonialregierung. Oberst Bird sprach sein Bedauern aus, daß er das Schreiben, weil es mit „privatim" bezeichnet sei, eben so wenig, als der stellvertretende Gouverneur, Sir Rufane Donkin, öffnen dürfe; inzwischen werde er dasselbe mit der ersten Gelegenheit an Lord Ch. Somerset in England befördern, wo mein Anliegen seiner Aufmerksamkeit am besten empfohlen werden würde, und bis dahin würde ich Gelegenheit finden, Sir Rufane Donkin von meinen Wünschen in Kenntniß zu setzen, sobald ich zu der östlichen Grenze gelangt sein würde. — Während meiner Anwesenheit in der Capstadt machte ich einige sehr angenehme Bekanntschaften, unter anderen mit dem Vorsteher der Missionen der londoner Missionsgesellschaft, Dr. Philip, an den ich von Schottland aus empfohlen worden war, und einem Kaufmann, Hrn. H. E. Rutherfoord, der mit einem Charakter begabt war, wie man ihn heutzutage bei dieser Classe von Leuten leider! seltener, als in früherer Zeit, anzutreffen scheint.

Am 10. Mai lichteten wir in der Simons-Bai die

Anker, um nach dem uns angewiesenen Landungsplatz in der Algoa-Bai zu segeln. Wir hielten uns unterwegs in der Nähe der Küsten, welche wir zu passiren hatten, und hatten daher Gelegenheit, die äußeren Gestaltungen des zu unserem künftigen Wohnsitz bestimmten Landes in Augenschein zu nehmen. Im Ganzen hatten die unseren Blicken sich darbietenden Gegenden ein zwar romantisches, aber wildes und meistentheils eine unwirthliche Oede der Natur verrathendes Ansehen, was besonders auf die eigentlichen Engländer, die mehr oder minder an die Auge und Gemüth entzückenden Landschaften ihres Vaterlandes gewöhnt waren, einen schmerzlichen, einen gewissen Grad von Heimweh hervorrufenden Eindruck machte, während die Schotten durch die Aehnlichkeit mit manchen Theilen ihrer Hochlande in die fröhlichste Stimmung versetzt wurden. So kam es denn, daß, bei dem Gedanken an den lebenslänglichen Wohnsitz in diesem fremden Welttheil, Einige den freudigsten Hoffnungen für die Zukunft Raum gaben, während Andere im Stillen Thränen vergossen.

Am 15. Nachmittags erreichten wir die Algoa-Bai und warfen mitten unter einer kleinen Flotte von Schiffen, welche theils schon die Landung der übergeführten Auswanderer bewerkstelligt hatten, theils mit dem Landen noch beschäftigt waren, die Anker aus. Die Corvette Menai und das Proviantschiff Weymouth hatten sich neben die Transportschiffe gelegt, und ihre Mannschaft und eine am Lande befindliche Abtheilung Militair waren beim Ausschiffen behülflich.

Es gewährte dies eine lebendige und interessante

Scene. Um uns her im westlichen Theil der geräumigen Bai lagen zehn bis zwölf große Fahrzeuge, welche unlängst mit Auswanderern, von denen sich die meisten noch am Bord befanden, angekommen waren, vor Anker. Grade vor uns stand auf einer Anhöhe, einige hundert Schritte vom Landungsplatze, die kleine befestigte Baracke oder Blockhaus, Fort Frederick genannt und von einer Abtheilung des 72. Regiments besetzt, und rund umher auf den Anhöhen waren die Zelte und Marquisen der Offiziere aufgeschlagen. Am Fuße dieser Anhöhen und in der Nähe des Landungsplatzes standen drei mit Stroh gedeckte Hütten und ein oder zwei aus England mitgebrachte hölzerne Häuser, in denen jetzt die Regierungscommissaire und andere Civilbeamte wohnten, welche mit dem Colonisationsgeschäft beauftragt waren und die Ansiedler mit Lebensmitteln und anderen Vorräthen, so wie mit Fuhrwerken zu ihrer Weiterbeförderung in das Innere des Landes zu versehen hatten. Zwischen diesen Amtsgebäuden und den Zelten oder Hütten der übrigen Beamten und der am Lande beschäftigten Marine-Offiziere lagen große Vorräthe von Ackerbau-, Zimmermanns- und Grobschmieds-Geräthschaften und Eisenwaaren aller Art, die von der Regierung gesandt waren, um an die Colonisten zum Einkaufspreise überlassen zu werden, umherzerstreut. In einer geringen Entfernung nach Osten hin stand auf einer Ebene, zwischen den Sandhügeln am Ufer und den felsigen Höhen jenseits, das Lager der Auswanderer. Nahe an tausend Menschen wohnten dort gegenwärtig in Militairzelten, und wenn

auch täglich Abtheilungen in langen Reihen mit Ochsen bespannter Wagen abzogen, um sich nach den ihnen zur Ansiedelung angewiesenen Orten im Innern zu begeben, so wurde doch ihre Stelle sogleich durch stündlich aus den Schiffen in der Bai landende neue Auswanderer wieder ausgefüllt. Ein passender dunkeler Hintergrund dieses belebten Gemäldes wurde durch die mit dichtem Gebüsch bedeckten Höhen jenseits des Zwarkopsflusses, die malerischen Gipfel des Winterhoek und die düsteren Massen der weit nach Norden liegenden Kette des Zuregebirges gebildet.

Die ganze Scene war der Art, daß sie nicht anders, als einen tiefen Eindruck selbst auf den unbetheiligtsten Zuschauer machen konnte. Für uns wenigstens, die wir unsere ganze Habe und alle unsere irdischen Wünsche für die Zukunft und das Wohl unserer Nachkommen an diese Unternehmung geknüpft hatten, war sie in hohem Grade aufregend und Interesse erweckend.

Da es zu spät war, um noch den nämlichen Abend ans Land zu gehen, so waren wir noch lange nach Sonnenuntergang im Anschauen dieser Scene versunken, bis das Zwielicht zur nächtlichen Dunkelheit geworden war und die Sternbilder der südlichen Hemisphäre, am wolkenleeren Firmament funkelnd, uns in Erinnerung brachten, daß fast der halbe Umfang der Erdkugel von unserem Geburtslande uns trennte, daß wir die Schauplätze unserer Jugend, die Heimath unserer Freunde auf immer verlassen hatten und wir jetzt hier, im fernsten Winkel von Südafrika, auf dem Punkt waren, unser Erbtheil zu empfangen und ein

unabänderliches Loos für uns selbst und unsere Kindeskinder zu ziehen. In solchen Augenblicken drängen sich selbst dem Gedankenlosesten ernste Betrachtungen auf, und an jenem Abend, wo wir in der Algoa-Bai, dem langersehnten Ziel unserer Wünsche, die Anker auswarfen, sann gewiß Mancher von uns in feierlicher Stimmung über Zukunft oder Vergangenheit nach. Eine lange Seereise, zumal eine solche, die bei einem Ziel, wie dem unsrigen, uns von dem Getöse der Welt hinter und vor uns und von den großen politischen und gesellschaftlichen Interessen der Menschheit auf eine Zeit lang ganz und gar trennte, hat in der That Aehnlichkeit mit einer Pause oder einem Zwischenact zwischen den Aufzügen des geräuschvollen Dramas des menschlichen Lebens und erhöht, indem sie einen passenden Zeitraum zum Nachdenken darbietet, das Interesse sowohl für das Vergangene, wie für das Zukünftige. Diese ruhige Zwischenzeit hatte jetzt beinahe ihr Ende erreicht und wir sahen nunmehr in banger Erwartung dem Augenblick entgegen, wo der Vorhang aufgezogen und die Wirklichkeit Dessen, worauf wir im Geiste so lange geblickt hatten, in der ganzen Deutlichkeit sich darstellen sollte.

Am nächsten Morgen in der Frühe begab ich mich mit dem Lieutenant Pritchard, dem Regierungsbevollmächtigten, der uns von London aus begleitet hatte, ans Land, um die erforderlichen Vorkehrungen zur Ausschiffung meiner Gefährten zu treffen. Ein eigentlicher Landungsplatz war nicht vorhanden, so daß bei etwas stürmischem Wetter eine heftige Brandung entstand und jede Verbindung zwischen den Schiffen und dem Ufer

verhinderte, wenigstens ungemein erschwerte. Wir hatten jedoch diesmal mit keinen Schwierigkeiten zu kämpfen. Auch ging unter solchen Umständen die Ausschiffung von Auswanderern auf den übrigen Fahrzeugen mit Schnelligkeit von statten. Es waren besondere Brandungsböte verfertigt worden; in diesen wurden die Leute wohlbehalten durch die Brandung gebracht und dann erforderlichen Falls auf den Schultern von Soldaten bis ganz auf das Trockene getragen. Am Ufer herrschte große Lebendigkeit und Regsamkeit und die lärmende Freude der Gelandeten ertönte, sobald sie nach ihrer langwierigen und unbehaglichen Reise den festen Grund und Boden zum ersten Mal wieder unter ihren Füßen fühlten. Gruppen von Männern und Frauen gingen plaudernd und lachend auf und ab, während ihre Kinder umhersprangen und dann und wann beim Anblick irgend eines ihre Aufmerksamkeit fesselnden neuen Gegenstandes vor Freude und Erstaunen aufjauchzten. Andere Gruppen warteten auf ihr Gepäck und bewachten es, nachdem es aus den Böten ans Ufer gebracht und in Haufen gelegt worden war; wieder andere waren beim Beladen der Wagen beschäftigt, welche das Gepäck und die Geräthschaften nach dem Lager der Auswanderer bringen sollten. Bootsleute und Soldaten schrieen einander durch die Brandung zu. Baumstarke holländisch-afrikanische Bauern, mit breitrandigen weißen Hüten auf dem Kopf und ungeheuren Tabackspfeifen im Munde schwatzten ihr Colonial-Holländisch. Peitschen knallten, Ochsen ließen ihre Schellen ertönen, Wagenräder knarrten und die halbnackten

Hottentotten, welche die langen Züge der Zugochsen führten, sprangen und lärmten und arbeiteten mit ihren langen, dünnen, schwarzbraunen Armen vor und neben ihren gehörnten Begleitern, als wären es tolle Derwische gewesen.

Wir gingen vom Landungsplatze weiter hinauf und kamen an einigen, mit schönen Pflanzen und Gesträuchen, wie man sie unter den seltenen exotischen Gewächsen in unseren europäischen Treibhäusern antrifft, bedeckten Sandhügeln vorbei; Aloes und andere merkwürdige Gewächse waren umher zerstreut und wurden so sorglos, wie in Europa Disteln und andere ähnliche Pflanzen, mit Füßen getreten. Wir nahmen die großen Niederlagen von Geräthschaften für die Auswanderer in Augenschein und mußten bedauern, daß, wenn gleich gegen den Diebstahl hinreichende Vorkehrungen getroffen waren, es an diesen mit Beziehung auf den Einfluß der Witterung, dem die Geräthschaften in hohem Grade ausgesetzt waren, sehr mangelte. Viele der kleineren Eisenwaaren waren durch die Einwirkung der feuchten Seeluft bereits unbrauchbar geworden.

Nach einigem Suchen fanden wir den mit der Oberleitung der Ausschiffung beauftragten Beamten und erhielten ohne Weiteres seine Einwilligung zur unverweilten Landung meiner Angehörigen und Freunde. Es war hiermit auch bereits der Anfang gemacht worden, als ein Offizier zu uns kam und auf die höflichste Weise uns ersuchte, die Landung um einige Tage zu verschieben, indem die uns ertheilte Erlaubniß auf einem Irrthum beruhe und es vergessen worden sei, daß be-

reits eine andere Abtheilung von Auswanderern die Genehmigung zum Landen erhalten und dadurch gerechtere Ansprüche, als wir, erlangt habe. So unangenehm uns diese Ankündigung auch war, so fanden wir doch die damit ausgesprochene Bitte zu gegründet, als daß wir sie nicht ohne Widerrede hätten erfüllen sollen. Nur ich und noch ein anderer Passagier durften am Lande bleiben.

Ich wanderte am Ufer umher, um namentlich das Lager der Auswanderer, welches, vom Hafen aus betrachtet, einen so malerischen Anblick dargeboten hatte, näher in Augenschein zu nehmen. Auf dem Wege dahin kam ich an einigen eleganten Zelten vorüber, welche in den ewiggrünen Gebüschen zwischen den Sandhügeln und den jenseitigen Anhöhen aufgeschlagen worden waren. Sie gehörten Ansiedlern aus den höheren Classen und verriethen durch ihre Aufstellung und Ausstattung den feinen Geschmack der Eigenthümer. Elegant gekleidete Damen und Herren saßen in ihnen und lasen, während andere in der Nähe lustwandelten. Einige hübsche Wagen standen im Freien und ließen den vornehmen Rang oder die Ansprüche der Besitzer errathen. Offenbar waren die meisten dieser Familien an die Bequemlichkeiten des Luxus der vornehmen Welt gewöhnt. In wiefern sie weise gehandelt hatten, ihre ganze Habe und das Glück ihrer Familien an eine Unternehmung, wie die gegenwärtige, zu knüpfen und in den Wildnissen von Südafrika sich anzusiedeln, war eine zur Zeit noch unbeantwortete Frage. Ich, der ich in einem gewissen Grade, wenn auch keineswegs im ganzen Um-

fange, die unter solchen Umständen unvermeidlichen Schwierigkeiten und Entbehrungen vorhersah, konnte dieser Classe von Auswanderern, mit ihrem prunkvollen Aufzuge, nichts Anderes, als ein unangenehmes Loos vorhersagen, da die Leute, besonders der weibliche Theil, durchaus nicht im Stande zu sein schienen, sich durch die ersten und damit grade die größten Hindernisse muthig und unverzagt durchzuarbeiten.

Etwas weiterhin betrat ich das erwähnte Lager, welches aus mehreren hundert in parallel laufenden Reihen oder Straßen aufgestellten Zelten bestand und von den Mittel- und unteren Classen der Auswanderer bewohnt war. Es waren Leute von allen Gattungen und im Aeußeren, wie in anderen Stücken sehr von einander verschieden. Man sah hier achtungswerthe Handwerker und joviale Landpächter, die die Kennzeichen einer behaglichen Lebensweise und inneren Zufriedenheit und Gemüthlichkeit an sich trugen; Bootführer, Fischer und Matrosen von der Themse und aus englischen Seehäfen, mit den diesen Leuten eigenen derben Gesichtszügen; Fabrikarbeiter mit blassem Antlitz und größtentheils in einem Dürftigkeit verrathenden Aufzuge, aus London und anderen großen Städten Englands; und endlich arme Taglöhner und Feldarbeiter, zwar von gesunderem Aeußern, als die Fabrikarbeiter, aber, dem Anschein nach, nicht froheren Gemüths, als sie. Im Ganzen bildeten sie eine buntscheckige Masse, und man konnte annehmen, daß ein Drittheil aus wahrhaft achtbaren und einigermaßen bemittelten Personen bestand, während die übrigen zwei Drittheile fast durchgehends

Leute von wenig versprechendem Charakter, lockeren Sitten, widerspenstig, halsstarrig und Faullenzer und Trunkenbolde waren, die also der Wahl der von der Regierung mit der Colonisations-Angelegenheit beauftragten Personen keine Ehre machten und von denen sich nichts Gutes für die Zukunft erwarten ließ.

Nachdem ich alles Sehenswerthe an der Bai flüchtig angesehen hatte, nahm ich mir ein Pferd und machte mich nach dem etwa zwei teutsche Meilen entfernten wohlbekannten Hottentotten-Dorfe, Bethelsdorf, auf den Weg. Ein Hottentotten-Knabe, dessen ganze Kleidung in einem paar lederner Hosen und einem leichten Ueberwurf von Schaffell, mit der Wolle darauf, bestand, war mein Wegweiser und lief in raschem Schritt neben meinem Klepper einher.

Die Gegend in der Nähe der Algoa-Bai ist zwar weit schöner, als die Umgegend von Simonsstadt, jedoch im Ganzen nicht sehr reizend. Große wellenförmige Ebenen, mit Gras und Kräutern spärlich bewachsen, erstrecken sich in das Innere und sind weder durch menschliche Wohnungen, noch durch Menschen selbst, einige Hottentotten ausgenommen, welche Hornvieh oder Schafe weiden, belebt. Im Westen dieser Ebenen erblickt man niedrige, Dürre und Unfruchtbarkeit verrathende Berge und im Osten die mit Buschwerk bewachsenen Ufer des Zwartkopflusses. Nur die bereits erwähnten hohen und malerischen Gebirge im Norden, einige kleine Salzseen und manche in den Augen des Europäers seltene Pflanzen und Gewächse verleihen dem Ganzen ein lebendigeres Ansehen.

Ich bekam das Dorf grade bei Sonnenuntergang zu Gesicht, und so breiteten sich die Schatten der im Westen liegenden nackten Berge ruhig über die Ebene aus, während eben so ruhig der Rauch von den zur Abendmahlzeit der heimkehrenden Hirten angezündeten Feuern in die reine, heitere Luft emporstieg. Das Blöken der in die Hürden zurückkehrenden Schafe und andere ländliche Töne weckten in mir die Erinnerung an die ländlichen Genüsse in meinem Vaterlande und ließen auf diese Weise das Dorf einen höchst angenehmen Eindruck auf mich machen. Kaum aber war ich in dasselbe hineingekommen, als dieser Eindruck auch schon verwischt wurde. Die Gruppen wollhaariger, dunkelfarbiger Eingeborenen, von denen viele noch mit dem alten Schafpelz bekleidet waren; die Schwärme von nackten oder halbnackten Kindern; die nach Art nordamerikanischer Wilden eingerichteten Hütten von Lehm oder Schilf; das langbeinige, großgehörnte Rindvieh; die dickschwänzigen afrikanischen Schafe mit Haaren, statt Wolle; die seltsame Art der Begrüßung in holländischer Sprache, die mir von Alt und Jung beim Vorbeireiten zu Theil wurde; die kauderwelsche Hottentottensprache, welche Einige unter sich redeten — alle diese und noch unzählige andere Dinge erinnerten mich daran, daß ich weit entfernt von den Hirtenvölkern Schottlands, daß ich vielmehr jetzt im Lande der Hottentotten war.

Der Missionär, an den ich ein Empfehlungsschreiben hatte und der von meiner Ankunft zuvor in Kenntniß gesetzt worden war, kam aus seiner bescheidenen,

aus Backsteinen erbauten Wohnung hervor und bewillkommnete mich. Ich fand bei ihm eine freundliche Aufnahme und ein herzliches und offenes Benehmen gegen mich.

Während der Thee bereitet wurde und noch während der Dämmerung, wurde mein Wirth herausgerufen, indem wegen einer Kafferin mit ihm Rücksprache zu nehmen war. Dieses Weib war von einem acht- bis zehnjährigen Mädchen begleitet und trug außerdem über ihrem rindsledernen Ueberwurf ein kleines Kind auf dem Rücken. Sie kam aus dem Hauptort des Districts, Uitenhage, begleitet und bewacht von einem schwarzen Polizeidiener, nach dessen Aussage sie zu einer Anzahl Kafferinnen gehörte, welche, auf Befehl des Grenzcommandanten, wegen Ueberschreitens der Demarcationslinie ohne vorgängige Erlaubniß, verhaftet worden waren und nunmehr unter die weißen Bewohner des Districts als Sclavinnen vertheilt werden sollten *). Das fragliche Weib sollte durch den Missionär unter Bedeckung eines seiner Leute an einen etwa fünf teutsche Meilen westwärts wohnenden Colonisten weiter befördert werden. So lautete der Befehl des Landdrosten.

Während der Polizeidiener sich seines Auftrages

---

*) Bekanntlich ist in der neuesten Zeit die Sclaverei in der Colonie am Cap, wie in den brittisch-westindischen Colonien durch eine Parlamentsacte förmlich aufgehoben worden.
Anm. d. Herausgebers.

entledigte, sah die Kafferin ihn und uns mit scharfen und verständigen Blicken an, und obgleich sie seine Sprache nur sehr unvollkommen verstand, so schien sie doch den Inhalt seiner Rede genau zu begreifen. Kaum schwieg er, als sie vortrat, eine grade Haltung annahm, ihren rechten Arm ausstreckte und in ihrer Muttersprache, dem Amakosa-Dialekt, eine Rede hielt. Obwohl ich davon nicht ein Wort verstand, so bin ich doch selten in einem höheren Grade von Erstaunen und Bewunderung hingerissen worden. Die Sprache, der sie eine volle und kräftige Betonung zu geben schien, war höchst musikalisch und wohltönend; ihre Geberden und Bewegungen waren natürlich, anmuthig und eindrucksvoll und ihre großen schwarzen Augen und ihr schönes bronzefarbiges Antlitz waren voll beredten Ausdrucks. Bisweilen zeigte sie hinter sich nach ihrem Vaterlande und dann nach ihren Kindern. Bisweilen erhob sie laut ihre Stimme und schüttelte ihre zusammengeballte Hand, als wenn sie unsere Ungerechtigkeit anklagen und uns mit der Rache ihres Volksstammes bedrohen wollte. Dann wieder zerschmolz sie in Thränen, als flehte sie um Erbarmen und als betrauerte sie ihre hülflosen Kleinen. Einige von den Dorfbewohnern, die sich um uns her gesammelt hatten und theils ganze, theils halbe Kaffern waren, also auch ihre Sprache verstanden, verdolmetschten den Hauptinhalt dem Missionär, der jedoch zur Aenderung ihres Schicksals nichts zu thun vermochte und sie nur mit liebreichen Worten trösten konnte. Ich meinerseits war von dem Auftritt schmerzlich ergriffen und konnte nicht umhin, der Ansicht

Raum zu geben, daß meine europäischen Landsleute, welche auf solche Weise harmlose Weiber und Kinder zu Gefangenen machten, in der That größere Barbaren, als die wilden Eingeborenen des Kaffernlandes, seien.

Ich wohnte nunmehr dem Abendgottesdienst in der Dorfkapelle bei. Es hatten sich viele Einwohner des Ortes, großentheils weiblichen Geschlechts, eingefunden; sie alle bezeigten Aufmerksamkeit und Andacht und ihr Gesang war wohltönend und harmonisch. Die Betrachtungen, welche der Anblick dieser afrikanischen Kirchengemeinde weckte, erhöhte der Eindruck der Musik sehr. Ich sah vor mir die Ueberreste von Urbewohnern, denen dieses entlegene, gegenwärtig im Besitz weißer Colonisten befindliche Land vor nicht sehr langer Zeit noch gehört hatte, und indem ich nun auf die sanften und eindrucksvollen Töne der weiblichen Stimmen horchte, oder in das ernste, gefurchte, dunkelbraune Antlitz der bejahrten Männer schaute, welche ihre Jugendjahre wahrscheinlich in der wilden Freiheit des Nomadenlebens zugebracht und ihr reiferes Alter im Dienste der Colonisten verlebt hatten, war es ein erfreulicher Gedanke für mich, daß hier und in einigen anderen Niederlassungen dieser Art die christliche Menschenliebe Europa's wenigstens einem Theil der Unterdrückten eine sichere Freistätte habe bieten und das Licht des Evangeliums an die Stelle der heidnischen Finsterniß treten lassen können.

Im Laufe meiner Unterhaltung mit dem Missionär, Hrn. Barker, der eine große Herzlichkeit und Offenheit zeigte, und bei einer sorgfältigen Besichtigung des Dor-

fes am folgenden Tage entdeckte ich, daß mit der Lage des Orts fast unübersteigliche Nachtheile verknüpft waren und daß diese Lage nicht Folge der Wahl des alten Dr. Vanderkamp, wie hin und wieder irrthümlich behauptet worden, sondern des Machtgebots der damaligen Colonialregierung ist. Auch in den bürgerlichen Verhältnissen des Volkes war noch Vieles vorhanden, was der freien Entwickelung derselben hemmend in den Weg treten mußte. Und doch zeichnete sich dieses Volk durch sein ruhiges, gesittetes Betragen und viele gute Eigenschaften des Herzens und Gemüthes, welche bei dem civilisirten Europäer leider nur zu häufig vermißt werden, in hohem Grade aus und war zugleich dermaßen im Fortschreiten begriffen, daß man den Charakter von Wilden kaum irgendwo noch erkennen konnte.

Am folgenden Tage kehrte ich nach der Algoa-Bai und zu meinen Angehörigen am Bord des Brilliant zurück. Erst am 10. Tage nach unserer Ankunft in der Bai und nachdem unsere Ungeduld bereits den höchsten Grad erreicht hatte, wurden wir in den Stand gesetzt, sammt und sonders zu landen. Wir schlugen unser aus sieben bis acht Zelten bestehendes kleines Lager auf einem von Gebüschen umgebenen grünen Platz auf und setzten, nachdem wir alle unsere Sachen, mit Inbegriff von schottischen Pflügen, Wagenrädern und anderen Ackergeräthschaften, Eisenwaaren, Feuerwaffen, Kochgeschirren und ähnlichen in die Hauswirthschaft gehörenden Dingen, aus dem Schiffe herbeigeschafft hat-

ten, Alles in Bereitschaft, um die Ankunft des stellvertretenden Gouverneurs erwarten zu können.

Während unseres Aufenthalts im Lager an der Algoa-Bai wurde ich mit mehreren Führern von Auswanderungsgesellschaften bekannt, indem ich mit ihnen bei den Tafeln der Offiziere der Landtruppen und Marine, zu denen wir gastfreundschaftlich eingeladen wurden, zusammentraf. Ich überzeugte mich bald, daß ein Theil derselben, sogar der verständigsten Männer, sich durch übertriebene Vorstellungen von diesem fernen Lande zur Uebersiedelung hatte bewegen lassen. Diese Vorstellungen waren nicht weniger überspannt, als die Ideen einiger unserer Freundinnen, welche sich eingebildet hatten, sie würden zwischen dem Dornengesträuch des Zwartkops wildwachsende Orangen und Aprikosen vorfinden. Aber vielleicht ist ein gewisser Grad dieser sanguinischen Hoffnungen, so sehr sie auch der Täuschung unterworfen sein mögen, erforderlich, um die Bande der Verwandtschaft und des Vaterlandes zu zerreißen und eben so alte Gewohnheiten, in vielen Fällen noch mehr, als diese Bande, dem Herzen theuer, zu zerstören, und dann bei der wirklichen Verpflanzung des Wohnsitzes in fremde und ferne Welttheile die Gemüther freudig zu stimmen und zum Ausharren in den mit einer neuen Ansiedelung verknüpften Beschwerden, Entbehrungen und Gefahren zu stärken. In abenteuerlichen oder Kühnheit erfordernden Unternehmungen liegt ein Reiz, der selten auch den Gleichgültigsten gänzlich fremd bleibt und für entschlossene und feurige Ge-

müther durchaus unwiderstehlich ist, und diese unterlassen denn auch nie, sich Alles, was auf ihre Unternehmung sich bezieht, mit den lebhaftesten und feurigsten Farben auszumalen.

Ein merkwürdiger Vorfall, der während unseres hiesigen Aufenthalts statt hatte, weckte Betrachtungen anderer Art. Von den beiden Auswanderer-Gesellschaften, die mit uns auf dem Brilliant die Fahrt von England aus gemacht hatten, waren die meisten Mitglieder englische Methodisten und Dissenters, die sich, gleich den nordamerikanischen Colonisten früherer Zeit, sowohl wegen ihrer religiösen Grundsätze, als wegen ihrer bürgerlichen Verhältnisse, an einander angeschlossen hatten. Unglücklicherweise aber lehrte die Folge, daß ihre Ansichten grade über den ersteren Punct keineswegs sehr übereinstimmten. Auf der Reise geriethen sie, da wenig vorhanden war, was ihre Aufmerksamkeit auf andere Gegenstände hätte lenken können, in lebhafte polemische Erörterungen, und unter der Anführung von zwei Localpredigern, einem hochstämmigen, ernsten wesleyanischen Wagenmacher und einem kleinen dogmatisirenden, anabaptistischen Wundarzt, zerfielen sie bald in zwei feindselige Parteien, in Arminianer und Gomaristen. Erhitzt durch einen drei Monate lang fortgeführten Streit, hörten Viele, welche früher auf einem freundschaftlichen Fuß mit einander gelebt hatten, auf, die Gefühle christlicher Nachsicht zu nähren, und die beiden einander gegenüberstehenden Wortführer trennten sich, nach vielen hartnäckigen Disputationen, welche mit jedem Male ungestümer wurden, endlich in flam-

mender Wuth von einander und gingen mehrere Wochen auf dem Verdeck spazieren, ohne sich zu begrüßen. Nach unserer Ankunft in der Algoa-Bai wurden Beide, obwohl nicht zu gleicher Zeit, von einer tödtlichen Krankheit befallen. Der Wesleyaner starb am Bord, ohne einmal Gelegenheit gehabt zu haben, seinen Fuß auf das Land zu setzen, nach welchem er sich so sehr gesehnt hatte. Sein Leichnam wurde ans Land gebracht und auf dem öden Soldaten-Kirchhof in der Nähe des Landungsplatzes beerdigt; sein ehemaliger Gegner wohnte der Trauerfeierlichkeit mit Thränen in den Augen bei. Wenige Tage nachher erkrankte auch der Anabaptist. Ich sah ihn in seinem Zelt, auf dem Krankenbette, von dem er nicht wieder aufstand. Er sagte mir, mit innerer Bewegung, er wisse, daß er sterben werde, und habe sich auch völlig darein ergeben, nur beklage er seine verlassene Familie. Außerdem aber schien ihm noch etwas auf dem Herzen zu liegen, dessen er sich zu entledigen wünschte; wir wurden indessen gestört und ich sah ihn nicht wieder. Meiner Vermuthung nach empfand er Reue wegen der unseligen Zänkereien, von denen ich Zeuge gewesen war. Uebrigens habe ich alle Ursache, zu glauben, daß Beide im Geiste ausgesöhnt mit einander und in der gegründeten Hoffnung starben, — denn, ungeachtet ihrer Intoleranz, hielt ich sie für wahrhaft fromme Menschen — ein gesegneteres Erbtheil zu empfangen, als das irdische, nach welchem sie getrachtet hatten, welches ihnen jedoch von der Vorsehung so plötzlich entrissen worden war. Da sie unter mehr als 150 Personen die einzigen am Bord waren,

welche starben, so sahen die sie überlebenden Gefährten dies als ein Zeichen an, daß Gott sie gestraft habe, weil sie sich von Hochmuth und Zorn hatten überwältigen lassen. Jedenfalls war dadurch eine starke moralische Lehre gegeben, die auf die streitenden Parteien offenbar einen tiefen Eindruck machte. Sie gründeten später in dem District Albany (vormals Zurefeld) ein Dorf, Salem genannt, und lebten hier, so weit ich habe in Erfahrung bringen können, friedlich und in christlicher Eintracht neben einander. Zum Schluß will ich hierbei noch bemerken, daß nach etwa fünf Jahren der älteste Sohn des Calvinisten und die Tochter des Wesleyaners, welche beim Tode ihrer Eltern gewissermaßen noch in der Kindheit waren, sich mit einander ehelich verbanden.

Am 6. Juni traf der stellvertretende Gouverneur, Sir Rufane Donkin, auf seiner Rückreise von Albany, wo er Vorkehrungen zur Ansiedelung der bereits dort angekommenen und zum Empfange der nachfolgenden Auswanderer getroffen hatte, in der Algoa-Bai ein. Ich wurde am folgenden Morgen von ihm empfangen und bei dieser Gelegenheit benachrichtigt, daß das Gouvernement sämmtliche schottische Auswanderer in den von einigen östlichen Armen des großen Fischflusses bewässerten gebirgigen Gegenden an der Kafferngrenze sich ansiedeln zu lassen beabsichtige. Der obere Theil des durch den Paviansfluß gebildeten Thals war für meine Reisegesellschaft vermessen und abgesteckt worden, während das ostwärts liegende unangebaute Land für fünfhundert Hochländer, welche unter der Oberaufsicht

eines Capitains Grant erwartet wurden, und für eine kleine Gesellschaft aus dem westlichen Schottland, deren Ankunft man ebenfalls entgegensah, bestimmt war. An einer passenden Stelle, setzte der Gouverneur hinzu, sollte, unter dem Namen Neu-Edinburg, eine neue Stadt, als Hauptort des Districts, gegründet und daselbst ein Districtsbeamter, so wie ein Geistlicher der schottischen Kirche, zur Wahrnehmung der bürgerlichen und kirchlichen Interessen der Ansiedler angestellt werden. Die Hochländer sollten ein Landmilizencorps bilden, zur Vertheidigung dieses Theils der Grenze. Dies war der von den Colonialbehörden entworfene Plan. Es sei jetzt an mir, bemerkte der Gouverneur, ob ich im Namen meiner Angehörigen und Freunde diesem beitreten, oder von der durch die Regierung des Mutterlandes ertheilten Erlaubniß Gebrauch machen und eine eigne Auswahl zur Ansiedelung in anderen Theilen des noch unbenutzten Gebiets in der Nähe der Küste treffen wolle. Nachdem ich mit mehreren Familienhäuptern unserer Gesellschaft hierüber Rücksprache genommen hatte, wurde ich nach kurzer Berathung ermächtigt, dem Gouverneur anzuzeigen, daß wir der Niederlassung im Gebirge, neben der unsern Landsleuten bestimmten, den Vorzug gäben. So war denn unser Loos festgestellt.

Hr. William Elliott, ein Herr, der uns von London aus begleitet hatte, kehrte jetzt, da er sah, daß wir tiefer in das Innere, als seinen Absichten entsprach, versetzt werden würden, nach der Capstadt zurück. Es war ein wohlgesitteter und gebildeter junger Mann. Späterhin wurde er von der londoner Missionsgesell-

schaft als Missionar angestellt und wirkt in dieser Eigenschaft jetzt mit Segen in dem District Stellenbosch.

Am 6. Juni wohnten wir der Grundsteinlegung des ersten Hauses einer an der Algoa-Bai zu gründenden neuen Stadt bei, welche von Sir Rufane „Port Elizabeth" genannt wurde, nach dem Namen seiner verstorbenen Gattin, welcher er späterhin auch einen Obelisk auf einer der benachbarten Anhöhen errichten ließ. Im Laufe von vierzehn Jahren ist der neue Ort zur zweiten Stadt der Colonie, sowohl mit Beziehung auf die Bevölkerung, wie auf den Handel, emporgestiegen und ist noch immer im raschen Fortschreiten begriffen. Der Marine-Capitain Moresby war der Eigenthümer des mit großer Feierlichkeit damals errichteten Hauses, an dessen Gründung auch unsere Gesellschaft Theil nahm. Das einzige andere Haus, dessen Bau damals begonnen wurde — die bereits erwähnten Hütten und vorläufige Wohnungen der Beamten können hierbei nicht in Frage kommen — gehörte einem Malaien, Namens Fortuin, der, wie ich vernommen habe, später einer der reichsten und angesehensten Einwohner des Orts geworden ist.

Zweites Kapitel.

Reise der Colonisten in das Innere nach der ihnen von dem Gouvernement zu ihrer Ansiedelung angewiesenen Gegend.

Nachdem unsere Bestimmung festgesetzt war, verflossen noch acht Tage, bevor das Commissariat die zur Fortschaffung unserer selbst und unserer Habe erforderlichen Wagen in das Innere zu stellen vermochte. Diese Wagen waren von der Art, wie sie bei den holländisch-afrikanischen Colonisten gebräuchlich sind. Sie wurden von dem Gouvernement requirirt und der Miethpreis war von dem Gelde bezahlt, welches jede Auswanderergesellschaft bei der Regierung deponirt hatte. Die Entfernung von der Algoa-Bai bis zum Paviansfluß, dem Ziel unserer Reise, wurde auf 30—40 teutsche Meilen berechnet, und da unterwegs nicht eher, als in Roodewal, einem Militairposten, Lebensmittel — Schafe ausgenommen — zu bekommen waren, so wurden unsere Wagen mit einem genügenden Vorrath derselben beladen.

Am 13. Juni, also etwa in der Mitte des Winters der südlichen Halbkugel, brachen wir auf. Das Wetter war schön und angenehm und nur während der Nacht spürte man Kälte; überhaupt war die Witterung so, wie man sie in schönen Septembertagen in England zu empfinden pflegt. Unser Reisezug bestand

aus sieben Wagen, welche alle, mit Ausnahme eines einzigen, bei dem ein Sclave sich befand, von ihren Eigenthümern oder deren Söhnen, holländisch-afrikanischen Landwirthen, geführt wurden. Die Wagen sind zu der Fahrt durch dieses unebene und gebirgige, im Allgemeinen der Landstraßen entbehrende Land trefflich geeignet, mit einem Dach von Segeltuch, zum Schutz des Reisenden gegen die Sonnenstrahlen und den Regen versehen, und werden jeder von 10—12 Ochsen gezogen. Der Fuhrmann sitzt vorn auf, um die Ochsen zu leiten und anzutreiben, zu welchem letzteren Zwecke er mit einer Peitsche von ungeheuerer Länge versehen ist. Ein junger Hottentott läuft voran und lenkt das vorderste Paar Ochsen mittelst eines Zügels, der an ihre Hörner befestigt ist.

Nachdem wir den Zwartkopsfluß passirt hatten, spannten wir aus und hielten in der Mitte einer Gruppe von Mimosenbäumen auf dem jenseitigen Ufer unser Mittagsmahl. Nachmittags, nachdem wir wieder aufgebrochen waren, bewog ich die Fuhrleute durch ein kleines Geschenk an Tabak, von unserer Straße einige englische Meilen abzuweichen, um zu einem merkwürdigen Salzsee, von dem ich aus Barrow's Reisebeschreibung wußte, daß er sich in der Nähe befand, zu gelangen. Wir erreichten denn auch das südliche Ufer desselben gegen Sonnenuntergang, nachdem wir einige Stunden durch dichtes Buschwerk uns hatten durcharbeiten müssen.

Der See, welcher mitten in einer über die Meeresoberfläche beträchtlich sich erhebenden großen Ebene

liegt, hat eine ovale Gestalt, eine starke halbe teutsche Meile im Umfange und auf der einen Seite einen abschüssigen Rand von grünem Rasen; auf den übrigen Seiten sind die Ufer höher und steiler und mit dichtem Gebüsch und saftreichen Pflanzen bedeckt. Zur Zeit unserer Anwesenheit war der ganze See am Rande und auf eine beträchtliche Strecke nach der Mitte zu mit einer dicken, mit kleinen schneeweißen Krystallen besäeten Salzrinde bedeckt, so daß er das Ansehen eines theilweise zugefrorenen und an diesen Stellen mit Schneeflocken bedeckten Teichs hatte. Dieses winterhafte Ansehen des Sees bildete einen auffallenden Gegensatz zu der üppigen Vegetation an den Ufern, wo ewiggrüne Akazien und andere zierliche Bäume mit blühenden Stauden und saftvollen Pflanzen lieblich abwechselten. Dieses Alles, wozu noch ein rosiger Schimmer, den die untergehende Sonne verbreitete, hinzukam, machte einen ausnehmend überraschenden und anmuthigen Effect. Ich machte keinen Versuch, die Salzrinde, die sich über den ganzen Boden des See's ausbreiten soll, näher zu untersuchen, jedoch kostete ich das Wasser und fand, daß es so salzig wie Seewasser war. Unter den verschiedenen Hypothesen über die ursprüngliche Bildung dieser Salzpfanne (so wird der See von den Colonisten genannt) scheint am meisten Wahrscheinlichkeit diejenige für sich zu haben, welche die Entstehung unterirdischen Salzquellen beimißt.

Nachdem wir uns aus diesem von der Natur angelegten Magazin mit trefflichem Kochsalz auf ein Jahr versehen hatten, setzten wir unsere Fahrt durch die Wild-

niß und das dichte Buschwerk fort, bis das Zwielicht der Dunkelheit der Nacht Platz zu machen begann, worauf wir mitten im Walde Halt machen.

Es wurden alsbald Vorkehrungen zum Nachtlager getroffen, welches an einer solchen Stelle etwas sehr Ungewohntes und Fremdartiges für uns haben mußte. Einige Familien schlugen ihre Zelte auf und breiteten ihre Matratzen auf den trockenen Boden aus, während andere, in lebhafter Besorgniß vor Schlangen, Scorpionen, Taranteln und anderem schädlichen Geschmeiß des afrikanischen Himmelstrichs, wovon sie gehört oder gelesen hatten, es vorzogen, da zu schlafen, wo sie sich während der Fahrt befunden hatten, nämlich auf ihrem Gepäck im Wagen. Mittlerweile trafen unsere eingeborenen Begleiter geeignete Vorsichtsmaßregeln gegen noch furchtbarere Waldbewohner: denn Löwen und Elephanten hatten sich früher in großer Anzahl in diesem Theile des Landes aufgehalten und ließen sich auch jetzt noch, wenn gleich seltener, blicken. Es wurden also mehrere große Feuer angezündet, um derartige Gäste zu verscheuchen, und die Ochsen wurden, der größeren Sicherheit wegen, mit ihren Hörnern an die Wagenräder gebunden. Die Fuhrleute nahmen ihre ungeheuren Gewehre von den Wagen herab und lehnten sie gegen einen stattlichen Baum, unter welchem sie sich ihr Lager, mit einem Feuer daneben, ausgewählt hatten. Jeder von ihnen langte seinen ledernen Schnappsack hervor, um zu Abend zu essen. Die Hauptmahlzeit bestand in gedörrtem Rindfleisch, welches sie durch einen Trunk ordinairen Branntweins aus einem mächtigen Horn, das

in jedem Wagen neben dem Pulverhorn hing, netzten. Die Sclaven und Hottentotten sammelten sich um eins der Wachtfeuer und genossen ihr einfaches Mahl ohne den Branntwein, jedoch mit größerem Frohsinn, als ihre phlegmatische Herren. Zu der nämlichen Zeit waren unsere Bratpfannen und Theekessel in thätiger Bewegung, und durch eine gut angewandte Freigebigkeit mit dem Getränk machten wir uns nicht wenig beliebt bei beiden Classen unserer Escorte, besonders bei den Farbigen, welche „Theewasser" als eine seltene und kostbare Leckerei priesen.

Es war, als ich nach dem Abendessen vorn auf meinem Wagen saß und in meinem Tagebuche die Merkwürdigkeiten des Tages aufzeichnete, höchst unterhaltend, die charakteristischen Gruppen, welche unser ländliches Lager darbot, zu betrachten. Die holländisch-afrikanischen Bauern, meistentheils Leute von fast riesenhaftem Körperbau, saßen, sich vornehm absondernd, allein für sich unter ihrem Baum und rauchten mit selbstzufriedener Behaglichkeit aus ihren ungeheuren Pfeifen. Einige ältliche Auswanderer saßen auf einem verdorrten Holzstamme und unterhielten sich in platter schottischer Sprache von Dingen, die mit unserer Ansiedelung in Verbindung standen, und den gegenseitigen guten Eigenschaften der lang- und kurzgehörnten Rinder (die Hörner der Ochsen am Cap sind, beiläufig bemerkt, von ungeheurer Größe); die lebhafteren jüngeren Leute und die Knechte hatten sich zu den Hottentotten gesellt, an deren lustigen Possen sie sich ergötzten und denen sie durch Worte und Geberden sich verständlich zu ma-

chen suchten, was auch umgekehrt von jener Seite geschah und beiden Theilen große Unterhaltung zu gewähren schien. Man wurde dabei sehr lebhaft, obwohl Niemand eine Sylbe von der Sprache des Andern verstand. Mittlerweile saß ein schalkhafter Buschmann im Hintergrunde und machte die Geberden von uns Allen auf das Täuschendste nach. Diese Gruppen, mit der ganzen Mannigfaltigkeit in Miene, Haltung, Charakter und Hauptfarbe, bald von mattem, bald von hellem Schein der Wachtfeuer beleuchtet; die aus dem uns umgebenden Buschwerk hervorragenden Aloe- und Euphorbia-Stauden, welche in dem Dämmerschein des aufgehenden Mondes der Phantasie das Bild von kafferischen Kriegern, mit Federn geschmückt und mit Hassagaien bewaffnet, darboten, und die schnalzende, kauderwelsche Sprache der Hottentotten und Buschmänner, so wie ihr wildes Gelächter, welches sie dann und wann erhoben, machten zusammen einen seltsamen und überraschenden Effect und ließen uns stärker, als bisher, empfinden, daß wir jetzt wirklich Pilger in den Wildnissen Afrika's waren.

Nach und nach wurden die buntscheckigen Gruppen vom Schlummer übermannt. Meine Landsleute zogen sich in ihre Zelte oder Wagen zurück; die Fuhrleute legten ihre Pfeifen bei Seite, hüllten sich in ihre großen Mäntel und streckten, unbesorgt wegen Schlangen oder Scorpionen, ihre Glieder auf dem nackten Boden aus, und die Hottentotten legten sich wie zusammengerollte Igel um das Feuer herum. In der ganzen, von dem mitternächtlichen Mond beleuchteten Wildniß

herrschte eine tiefe Stille, die nur durch das Stöhnen und Athmen der Ochsen und dann und wann auch durch das ferne melancholische Geheul einer Hyäne — die erste Stimme eines Raubthiers, die wir seit unserer Landung vernahmen — unterbrochen wurde. Mit der nächtlichen Serenade des Schakals und der Hyäne wurden wir bald vertraut, und von furchtbareren Gästen wurden wir während der ganzen Reise nicht heimgesucht.

Nachdem ich sonach die Einzelnheiten unserer Art zu reisen und in den Wildnissen zu bivouakiren mitgetheilt habe, will ich über den folgenden Theil der Reise rasch hinweggehen, daß wir die bekannten Flüsse, als den Sonntags-, den Buschmanns-, den kleinen Fisch-Fluß u. s. w., welche durchgehends nur wenig Wasser hatten, obgleich ihre tiefen Betten und steilen Ufer die Durchfahrt sehr erschwerten, passirten, auch über den gebirgigen und den Wagen häufig Gefahr drohenden Landstrich in der Nähe des Zurebergs glücklich gelangten.

Am 21. Juni erreichten wir Roodewal, den bereits erwähnten Militairposten am großen Fischfluß, und wurden hier von den Offizieren der Besatzung und ihren Gattinnen mit der größten Herzlichkeit und Gastfreundschaft aufgenommen. Sie ließen es nicht zu, daß wir während unseres Aufenthalts daselbst unter unseren Zelten oder auf unseren Wagen blieben, sondern nahmen uns in ihre Wohnungen auf, wo hin und wieder sogar die eignen Zimmer der Hauseigenthümer unseren Frauen und Kindern zu größerer Bequemlichkeit einge-

räumt wurden. Wie wohl uns dies nach den nicht geringen Beschwerden der Reise that, läßt sich kaum beschreiben. Denn, um nur eines Umstandes zu erwähnen, wir hatten seit der Abfahrt von der Algoa-Bai aller gewohnten, auch der geringsten Bequemlichkeiten entbehren, stets unter Zelten oder auf Wagen schlafen müssen, waren auf den fürchterlichen Wegen entsetzlich durchgerüttelt worden und hatten auf der ganzen Reise kaum zwölf menschliche Wohnungen gesehen; jetzt aber war der Fall umgekehrt und kaum würden wir in unserem Vaterlande uns behaglicher haben fühlen können.

Am folgenden Tage erhielten wir einen Besuch von Hrn. Hart, einem Schotten, der in der Nähe wohnte und der Schwiegervater des Lieutenants Stretch, eines unserer gastfreien Wirthe, war. Er war früher Offizier beim sogenannten Cap-Corps — einem zur Vertheidigung der Colonie errichteten Hottentotten-Regiment — gewesen, jetzt aber Oberaufseher einer dem Gouvernement gehörenden großen Landwirthschafts- und Commissariats-Anstalt, Somerset genannt und am Fuße des Buschberges liegend. Durch einen zwanzigjährigen Aufenthalt in Süd-Afrika hatte er von den Eigenthümlichkeiten des Landes und der Bewohner eine sehr genaue Kenntniß erlangt. Die Auskunft und Rathschläge, welche er uns mit freundlicher Bereitwilligkeit und einer ihm eignen Klarheit ertheilte, waren daher höchst willkommen und für die zweckmäßige Ausführung unseres Ansiedelungsplans sehr wichtig.

Nach einem zweitägigen Aufenthalt in Roodewal setzten wir unsere Reise wieder fort. Wir waren mit

neuen Wagen, Fuhrleuten und Begleitern aus dem Cradock-Bezirk versehen worden, und am Wohnort des Feldcornets Opperman, wohin wir noch am Abend unserer Abfahrt gelangten, erhielten wir eine Bedeckung von bewaffneten Bauern, welche uns bis nach der uns zur Ansiedelung angewiesenen Gegend geleiten sollten. Die Entfernung bis dahin betrug nicht viel über fünf teutsche Meilen, allein es zeigte sich, daß grade dieser Weg der schlimmste auf der ganzen Reise war. Wir hatten nunmehr den großen Fischfluß passirt und obgleich wir sonach uns innerhalb der alten Grenze der Colonie noch befanden, so waren wir doch am äußersten Rande des östlichen Gebiets. Das jenseitige Land war auf eine ziemlich geraume Strecke nur noch von umherstreifenden räuberischen Buschmännern und den in Vergleich mit ihnen minder wilden und grausamen afrikanischen Raubthieren bewohnt.

Der gegenwärtig Lynden genannte Paviansfluß, dessen Ufer wir jetzt erreicht hatten, ist einer der kleineren Arme des großen Fischflusses, strömt aus Nordost und bewässert ein etwa sechs teutsche Meilen langes, schroffes, wildes Thal, von dessen oberem Theil man kaum sagen konnte, daß hier ein regelmäßiger Anbau stattgefunden habe, indem nur einige holländisch-afrikanische Bauern, und grade die rohesten und nichtswürdigsten, früher fast nur ihre Weideplätze daselbst gehabt hatten. Diese Menschen waren etwa vier Jahre zuvor vertrieben und zum Theil hingerichtet worden, da sie an einer Empörung gegen das brittische Gouvernement Antheil genommen hatten. Ein Theil dieses Land-

striches nun war es, der unserer Auswanderer-Gesellschaft zur Ansiedelung bestimmt worden war.

Nachdem wir in Oppermans Wohnort auf einen Theil unserer Escorte und einen freien Neger, der früher im brittischen Heere gedient hatte und uns in der Eigenschaft eines Dolmetschers begleiten sollte, einen Tag gewartet hatten, brachen wir am 25. auf. Nicht lange, so gelangten wir in den Gebirgspaß, durch den der Paviansfluß in das offenere und ebenere Land, wo er sich mit dem großen Fischfluß vereinigt, hervorströmt. Grade in der Mitte dieses Passes kamen wir an dem Wohnsitz eines handfesten afrikanischen Bauers vorbei, eines riesenhaften, sechs Fuß fünf Zoll langen und äußerst wohlbeleibten Kerls, der bei der erwähnten Empörung einer der Anführer gewesen war. Er hieß eigentlich Prinslo, wurde aber, wegen seiner, sogar unter einem an sich großen Menschenschlage merkwürdigen und auffallenden Körpergröße, gemeinhin der große Wilhelm genannt. Uebrigens war dieser afrikanische Goliath weit entfernt, ein ähnliches Verfahren, wie sein Namensvetter bei den Philistern, zu beobachten; vielmehr kam er sehr zutraulich zu uns heran, schüttelte uns, als seinen neuen Nachbaren, zum Bewillkommnen die Hand und trank in seinem selbstbereiteten Branntwein auf eine nähere und vertrautere Bekanntschaft. Als wir an seinem Garten vorüberkamen, wurden wir von ihm mit herrlichen Gemüsen und einem Korbe mit Citronen und Granatäpfeln beschenkt — ein Zeichen seines guten Willens, den wir durch Vertheilung einiger in holländischer Sprache abgefaßter Erbauungs- und Gesangbücher

erwiederten. Das Wohnhaus und die Wirthschaftsgebäude des großen Wilhelm waren in einer Ecke des Thals errichtet und rund umher mit fürchterlichen steilen Abhängen nackter Felsen umgeben, so daß nur am Ufer des Flusses hinreichender Raum für die Gebäude, die Viehställe und Hürden, einen wohlangebauten, mit Quitten- und Granatbaum-Hecken umstellten Obst- und Gemüsegarten und einiges Ackerland vorhanden war.

Nicht weit von hier gelangten wir an eine Stelle, wo der Lynden sich mit einem Nebenflüßchen, vormals Buschquelle, gegenwärtig die Plora genannt, vereinigt. Dieser kleine Bach bewässert ein fast zwei teutsche Meilen langes Thal, welches herrliche Weideplätze und einen für den Anbau trefflich geeigneten, fruchtbaren Boden enthält, bei dem freilich, wie bei dem trockenen, heißen Klima Süd-Afrika's überhaupt, Bewässerung sehr das Ihrige thun muß. Dieses, ostwärts hinter den Kahaberg sich erstreckende Thal hinaufblickend, gewahrten wir den Saum der prachtvollen, an Bauholz aller Art so reichen Waldungen, welche die südlichen Grenzen jener Gebirgskette bedecken und sich über die Gipfel der grünen Berge am Eingange des Thals erstrecken. Auf dem so eben erwähnten Berge entspringt die Plora, welche durch häufigeren Regen, als in den meisten übrigen Theilen des benachbarten Landes fällt, gespeist und durch die dichten Wälder gegen die Verdünstung geschützt, einen immerwährenden Vorrath reinen, klaren Wassers liefert, ein Vortheil, der hier zu Lande ganz unschätzbar ist und durch nichts Anderes ersetzt werden kann. Diesem Thale und den waldumkränzten Bergen, die

dasselbe begrenzen, legten wir den Namen Ettrick-Wald bei.

Wir ließen dieses Nebenthal rechts liegen und nahmen unsern Weg längs dem Paviansfluß aufwärts. Bis hierher hatte die Fahrt, wie rauh und unwegsam auch der Boden gewesen sein mochte, eine sichere und angenehme genannt werden können, nämlich mit der nunmehr beginnenden verglichen, denn diese war mit solchen Beschwerden, Hindernissen und Gefahren verknüpft, daß man sich keinen Begriff davon machen kann. Wir sahen uns gezwungen, uns thalaufwärts durch Gebüsche und Schluchten im wahren Sinne des Worts durchzuhauen, und hierzu gesellten sich noch die unzähligen, fast unübersteiglichen Hindernisse, welche uns Flußbetten, Felsenabhänge und dergl. m. in den Weg legten. Alle Einzelnheiten dieser Fahrt, zu der wir nicht weniger als fünf Tage (bei einer Strecke von eben so vielen Meilen) gebrauchten, zu erzählen, würde zu weit führen. Nur soviel verdient bemerkt zu werden, daß wir fast ununterbrochen mit Aexten und Beilen, mit Spitzhauen, Brechstangen und Schmiedehämmern beschäftigt waren; daß wir im obern Theile des Thals zwei volle Tage damit zubrachten, um einen Weg von etwa einer halben Meile durch einen rauhen Engpaß, gegenwärtig Eildon-Cleugh genannt, zu bahnen; daß oft 20 bis 30 Ochsen vor einen einzigen Wagen gespannt werden mußten; daß zwei Wagen zerbrachen und andere in hohem Grade beschädigt wurden, und daß wir nicht selten in der augenscheinlichsten Todesgefahr schwebten. Endlich aber gelangten wir

durch den letzten Engpaß des Thals und zugleich auf einen erhabenen Standpunkt, der uns eine weite Aussicht gewährte. „Wohlan, mein Herr," sprach jetzt der Führer der Escorte im Holländischen zu mir, „dort liegt Ihr Landstrich." Nach der bezeichneten Stelle hinblickend, gewahrten wir nordwärts ein etwa anderthalb Meilen langes und eine Viertel-, auch hin und wieder halbe Meile breites liebliches Thal, welches, im herrlichsten Grün prangend, von steilen und freilich unfruchtbaren, auch grade damals mit Schnee bedeckten und etwa 5000 Fuß über die Meeresoberfläche sich erhebenden Bergen amphitheatralisch umgeben war. Die unteren Theile dieser Berge waren bereits, wenn gleich etwas spärlich, mit Gras und Gebüsch bewachsen, aber der von dem Flüßchen bewässerte Boden des Thals gewährte einen reizenden Anblick und die Wiesen und Auen schienen in der Schönheit des Grüns mit den schattigen Hainen, zwischen denen wir aus der Ferne Herden von Antilopen und Quagga's in ungestörter Ruhe weiden sahen, zu wetteifern.

Wir fuhren bis in die Mitte des Thals, spannten die Ochsen aus und schlugen unsere Zelte am Rande des Flusses auf, und am folgenden Tage trat unsere bewaffnete Escorte mit den beschädigten Wagen den Rückweg in ihre Heimath an und überließ uns in dieser Wildniß unserem Muth und eigenen Hülfsquellen.

Drittes Kapitel.

Ankunft des Districtsbeamten oder Landdrosten. Erste Einrichtungen. Verkehr mit den holländisch-afrikanischen Colonisten.

Unsere beschwerliche See- und Landreise hatte somit ihr Ende erreicht, und merkwürdig ist, daß seit der Abreise der Auswanderer-Gesellschaft von Schottland bis zu ihrer Ankunft am künftigen Wohnsitz grade ein halbes Jahr verflossen war; denn, mit Ausnahme meiner und zwei oder drei anderer Personen, hatten sich alle am 29. December 1819 in Leith nach London eingeschifft und waren in der afrikanischen Heimath am 29. Juni 1820 angekommen. Sechs Monate lang waren wir Pilger und Fremdlinge gewesen, ohne seit der Abreise von London ein anderes Obdach, als das gepreßt volle Zwischenverdeck auf der See und das enge Zelt auf dem Lande gehabt zu haben. Wir hatten nunmehr das „Gelobte Land" erreicht, wo wir unsere Ruhestätte finden sollten, und man kann sich denken, mit welchen Gefühlen von lebhaftem Interesse die Meisten von uns am folgenden Morgen sich zu einem Streifzuge nach dem oberen Ende und den Seitenbuchten des Thals vereinigten. Nachdem wir eine hinreichende Schutzwehr für unser kleines Lager zurückgelassen hatten, machten wir

uns wohlbewaffnet auf den Weg, und zwar zu Fuß, da wir noch keine Pferde und überhaupt zur Zeit keine andere Hausthiere besaßen, als einen Kettenhund, den einer der Unsrigen unterwegs erstanden hatte. Wir fanden das Thal ganz von der Beschaffenheit, wie es sich in der Ferne unseren Blicken dargestellt hatte. Hier und dort scheuchten wir durch unsere Erscheinung Heerden von Antilopen und Quagga's und einzelne wilde Schweine auf. Von den erstgenannten Thieren sind hier zu erwähnen: das Hartebeest (antilope caama), der Duiker (antilope mergens) und der Rietbock (antilope eleotragus). Nachdem wir unser Gebiet nach seinem ganzen Umfange in Augenschein genommen hatten, wählten wir eine, etwa eine halbe deutsche Meile vom Lager entfernte Stelle zu unserer einstweiligen Ansiedelung, bis sich Zeit und Gelegenheit zu einzelnen Niederlassungen für die verschiedenen Familien gefunden haben würde, aus. Diese Stelle, welche späterhin meinem Vater zum Antheil zufiel und jetzt Clifton genannt wird, schien uns am meisten im Mittelpunkt zu liegen und zum unverweilten Anbau am geeignetsten zu sein. So wurde denn beschlossen, hier unser provisorisches Dorf anzulegen *).

---

*) Der Name Lyndenthal oder Glen-Lynden, welcher von einigen der Unsrigen der Ansiedelung gegeben ward, wurde späterhin von dem Gouvernement dem ganzen Bezirk beigelegt, so daß ihm auch die holländische Benennung Baviaans Rivier weichen mußte. Da sonach der Name bleibend und amtlich geworden ist, so habe ich ihn überall beibehalten.

Am nämlichen Tage traf der Districtsbeamte von Cradock, Hauptmann Harding, in Begleitung eines Landmessers, bei uns ein, um uns den angewiesenen Landstrich förmlich zu übertragen und dessen Grenzen zu bezeichnen. Nachdem dieses Geschäft am folgenden Morgen beendigt worden war, reiste der Beamte mit seinen Begleitern wieder ab, nachdem er uns dringend ermahnt hatte, gegen einen Ueberfall von Seiten unserer wilden Nachbaren, der Buschmänner und Kaffern, auf unserer Hut zu sein. Seiner Ansicht nach war unser Landstrich grade damals der Gefahr solcher Ueberfälle sehr ausgesetzt, weshalb wir denn auch beschlossen, in jeder Nacht Schildwachen auszustellen, um alle etwaige Versuche räuberischer Horden sogleich mit bewaffneter Hand zurückweisen zu können.

Der nächste Tag, als der 2. Juli, war der erste Sonntag, den wir auf unserem eignen Grund und Boden verlebten. Tief durchdrungen von der Ansicht, eine regelmäßige Feier dieses Tages für die Zukunft festzustellen, wurde einstimmig beschlossen, ihn ganz in der Art, wie in unserem Vaterlande, zu heiligen, und nicht nur einen Ruhetag daraus zu machen, sondern auch Gemüth und Herz durch geeignete Andachtsübungen zu erheben zu suchen, bis diese durch einen förmlich angestellten Geistlichen würden geleitet werden können. Wir versammelten uns also nach dem Frühstück unter einem ehrwürdigen Akazienbaum, am Rande des kleinen Flusses, der neben unserm Lager murmelte, und sangen zunächst ein geistliches Lied aus unserem schottischen Gesangbuche, worauf die passendsten Stellen aus der englischen

Liturgie und schließlich eine der trefflichen Predigten des ehrwürdigen Dr. Pringle von Perth vorgelesen wurden. Nachmittags wurde ebenfalls eine Erbauungsstunde gehalten, und während wir den letzten Vers eines Gesanges sangen, ließ sich plötzlich auf dem entgegengesetzten Ufer des Flüßchens eine Antilope (oribi) blicken, welche uns in aller Unschuld staunend anschaute, als ob ihr der Mensch, dieser Tyrann gegen die Thiere, völlig unbekannt sei. An diesem Tage des Friedens wurde sie natürlicher Weise nicht weiter beunruhigt.

Auf unserer Reise von der Algoa-Bai hatten wir in der Ferne einige Heerden von großem Wildpret, hauptsächlich aus dem Antilopen-Geschlecht, gesehen, und wir fanden jetzt, daß unser hochländisches Thal mit den im Beginn dieses Kapitels erwähnten Thieren reichlich ausgestattet war. Dagegen war uns von den im Lande einheimischen Raubthieren, mit Ausnahme einiger Schakals, noch keins zu Gesicht gekommen, obwohl wir das eigenthümliche Brummen oder Murren des Cap-Tigers (Leopards) einst vernommen hatten, und unsere Ohren fast in jeder Nacht durch das Hunger verkündende Geheul der Hyäne erfreut worden waren. Jetzt aber sollten wir der näheren Bekanntschaft mit unseren Nachbaren aus der fleischfressenden Classe nicht länger entbehren, denn wenige Nächte nach unserer Ankunft in Glen-Lynden führte sich der Löwe in einer seinem Rang und Ansehen entsprechenden Weise selbst bei uns ein.

Auf das heitere Wetter, dessen wir uns auf unserer Reise zu erfreuen gehabt hatten, folgte am 3. Juli ein kalter und feuchter Abend. In der Nacht herrschte eine

außerordentliche Finsterniß und es stellte sich ein so starker Regen ein, daß wir, unerachtet unseres reichlichen Vorraths an trockenem Brennholz, womit wir uns glücklicher Weise versehen hatten, kaum im Stande waren, ein Wachtfeuer im Brennen zu erhalten. Nachdem die Bestimmungen wegen des Wachehaltens — ein Dienst, dem sich alle erwachsene Männer, Herren wie Diener, zu unterziehen übereingekommen waren — getroffen waren, begaben wir uns zur Ruhe und versanken bald, unsere Schildwachen ausgenommen, in Schlaf, als wir um Mitternacht durch das dicht bei unseren Zelten erschallende Brüllen eines Löwen plötzlich aufgeschreckt wurden. Das Brüllen war so laut und fürchterlich, daß ich im ersten Augenblick wirklich glaubte, uns habe ein Gewitter überfallen. Doch der eigenthümliche Ausdruck des Getöses — die Stimme der Wuth sowohl, wie der Kraft und Stärke — enttäuschte mich augenblicklich, und sofort ergriff ich mein geladenes Gewehr und stürzte hinaus in der Meinung, das wilde Thier sei im Begriff, in unser Lager einzudringen. Die meisten unserer Männer folgten meinem Beispiel aus einer gleichen Besorgniß. Allein um uns her war dichte Finsterniß und kaum zwei von uns stimmten in der Meinung über den Ort, woher die Stimme erschallte, mit einander überein. Diese Ungewißheit ruhete vielleicht zum Theil daher, daß das Thier, wie es oft zu thun pflegt, den Rachen dicht über den Boden hielt, wodurch das Brüllen einen rollenden Ton annimmt; auch mochte das Echo dabei mitwirken; vor Allem aber wohl die durch das plötzliche Aufschrecken aus dem Schlaf entstandene Verwirrung

unserer Sinne. Hätte einer von uns Geistesgegenwart genug b.sessen, um unser Aeußeres bei dieser Gelegenheit ruhig zu betrachten, so würde er wahrscheinlich höchst seltsame Physiognomien zu sehen bekommen haben. Der Leser, welcher das Brüllen des Löwen nur in einer Menagerie vernommen hat, kann sich einen nur schwachen Begriff von der Stimme des nämlichen Thieres in dem Zustande der Freiheit und unbeschränkter Stärke machen. Durch die Neuheit in unserem Fall machte das Getöse ohne Zweifel einen doppelten Effect, als wir es auf diese Weise zum ersten Mal im Herzen der Wildniß vernahmen. Demungeachtet waren wir entschlossen, den Feind warm zu empfangen, und nachdem wir nach allen Richtungen um unser Lager her mehrere Salven gegeben hatten, bliesen wir das halberloschene Feuer zu hellen Flammen an und schleuderten dann die Feuerbrände zwischen die umherstehenden Bäume und Gebüsche. Wahrscheinlich verscheuchte dieses ungewohnte Verfahren unsern grimmigen Gast, da derselbe uns in dieser Nacht nicht wieder beunruhigte.

Wenige Tage darauf trafen unsere Leute am hellen Tage mit einem Löwen zusammen, wahrscheinlich dem nämlichen, der uns so lärmend begrüßt hatte. Sie waren etwa eine Viertelmeile in das Thal hinauf gegangen, um Schilfrohr zu den Dächern der provisorischen Hütten, die wir zu errichten beabsichtigten, zu schneiden. Als sie nun im Flußbett mit ihren Sicheln beschäftigt waren, sprang zu ihrem großen Schreck fast dicht neben ihnen ein ungeheurer Löwe aus dem Schilf hervor und auf das Ufer, worauf er sich umwandte und sie scharf

anblickte. Zwei der Leute, welche Gewehre bei sich hatten, ergriffen dieselben und luden sie mit Kugeln. Die übrigen, unbewaffnet und hülflos, standen wie erstarrt da, und hätte es der Löwe auf sie abgesehen gehabt, so würden sie eine leichte Beute für ihn geworden sein. Glücklicher Weise aber war er sehr gnädig, oder besser gesagt, er war ohne Zweifel eben so überrascht, als sie. Nachdem er etwa eine Minute lang die Eindringlinge auf seinem wilden Gebiet ruhig betrachtet hatte, drehte er sich um und zog ab, Anfangs langsamen, dann raschen Schrittes. Die Leute ließen ihn klüglich ungeschoren.

Späterhin, nachdem wir unsere Zelte mit provisorischen Hütten vertauscht und unser Lager weiter thalaufwärts errichtet hatten, wurden wir mehrmals, sowohl noch im Laufe des Winters, als im folgenden Frühjahre, von Löwen besucht, ohne daß sie uns wirklichen Schaden zufügten. Nur einmal hätten ein Löwe und eine Löwin in einer finsteren Nacht beinahe ein Paar unserer Pferde fortgeschleppt, sie wurden aber noch schnell genug durch einen Feuerbrand verscheucht, als sie der erkorenen Beute schon auf wenige Schritte nahe gekommen waren. Nachdem wir einige Hottentotten in unsern Dienst bekommen hatten, setzten wir uns einige Male in Bewegung, um auf die furchtbaren Thiere Jagd zu machen; unsere Mühe war jedoch vergebens.

Um dem Leser einen deutlicheren Begriff von unserer Lage und Verfahren in unserem Wohnsitz zu geben, theile ich hier Auszüge aus meinem Tagebuche mit den nämli-

chen Worten, wie die Notizen niedergeschrieben worden sind, mit.

Montag, 3. Juli. Jedermann war diesen Morgen mit dem Errichten unserer provisorischen Hütten in Clifton, eine halbe (teutsche Meile) thalaufwärts, beschäftigt. Ein Theil fällte Weidenbäume zu Pfählen, ein anderer schnitt Schilf im Flusse und ein dritter trug die Baumaterialien an Ort und Stelle. Peter Rennie und ich blieben zurück, um das Lager gegen einen etwaigen Ueberfall von Seiten der räuberischen Buschmänner zu beschützen. Einige große Paviane, die sich zwischen den Felsen blicken ließen, wurden im ersten Augenblick für Buschmänner gehalten. Der Abend kommt mit Regen angezogen. Um Mitternacht ward unser Lager durch einen Löwen beunruhigt. (Man sehe oben die Erzählung darüber.)

Am 4. Das Wetter klärte sich am Morgen auf. Die Arbeiten werden eifrig fortgesetzt, nur erscheint dabei der Mangel an Zugvieh und Wagen, zum Fortschaffen der Materialien, als ein großes Hinderniß, indem die Leute Holz und Schilfrohr eine starke halbe teutsche Meile weit tragen müssen. Alle Männer, Herren wie Diener, unterziehen sich dieser Arbeit, wobei die Wache aller vier Stunden abgelös't wird. Jenseits der Gebirge sammeln sich wieder dicke Wolken, und es entstehen dadurch große Besorgnisse, es werde schlechtes Wetter eintreten, ehe unsere Hütten fertig sind. Auch geht es mit unseren Lebensmitteln auf die Neige, während die von Somerset aus versprochenen Vorräthe ausbleiben.

Am 5. Ich schloß mich heute den Holzschlägern an, und erblickte unterwegs eine Heerde Quagga's und ein Hartebeest; das letztere suchte ich zu erlegen, konnte aber nicht bis zur Schußweite herankommen. Diese Antilope ist von der Größe eines kleinen Pferdes, von schöner Gestalt und so leichtfüßig, wie ein Hirsch. Wir störten einen wilden Eber aus dem Schilf auf und es gelang uns, ihn zu erlegen. Diese Schweineart gleicht in hohem Grade dem gewöhnlichen zahmen Schwein, hat jedoch längere Beine und läuft schneller. Es wurde mir von den holländisch-afrikanischen Colonisten gesagt, daß es in den Wäldern noch eine andere Art — von ihnen bosch-vark oder Waldschwein genannt — gebe, welche grimmiger und gefährlicher als jene sei, welche sie riet-vark oder Schilfschwein nennen. Das Fleisch des heute getödteten Ebers war mager und trocken, da das Thier nur schlecht im Stande gewesen war.

Am 6. Wir sandten zwei Mann nach Roodewal, ungefähr acht teutsche Meilen entfernt, um die Absendung der Lebensmittel von Seiten des Commissariatsguts in Somerset zu beschleunigen. Zugleich schrieb ich an den Lieutenant Stretch und bat ihn, mir wo möglich ein oder zwei Pferde zu kaufen. Die Arbeit des Hüttenbaues wurde mit Nachdruck fortgesetzt. Neue Anzeichen einer bevorstehenden Veränderung der Witterung.

Am 7. Heute fing es plötzlich an zu schneien und der Schnee liegt um uns her etwa drei Zoll hoch. Obgleich es uns bekannt war, daß der Schnee auf den Gebirgen fällt, so hatten wir dies doch in den Thälern kaum erwartet. Inzwischen unser Thal liegt hoch und erhebt

sich wahrscheinlich wenigstens 4000 Fuß über die Meeresoberfläche. Oben aus dem Thale ließ sich Abends das Brüllen eines Löwen vernehmen. Wir zündeten große Feuer um unser Lager an.

Am 8. Wir fahren mit dem Herbeischaffen der Baumaterialien zu den Hütten fort. Es ist bei der Arbeit sehr kalt, da der Schnee zwischen Schilfrohr liegt; auch fangen wir an, sie ohne Zugvieh beschwerlich zu finden. Die beiden Leute des Herrn Sydserff scheinen zur Widerspenstigkeit geneigt, obwohl sie nicht mehr thun, als alle Uebrigen von uns. Ich fürchte, sie werden uns beschwerlich fallen; denn sie sind träge und von sich eingenommen. Einer von ihnen sagte heute zu seinem Herrn, er habe sich ihm zwar als Ackerknecht verdungen, nicht aber, um bei Nacht zu wachen und bei Tage zu arbeiten, und überdies stündlich in augenscheinlicher Gefahr zu schweben, von Wilden scalpirt oder von Raubthieren verschlungen zu werden. Außerdem erklärte er, er habe sich zwar auf drei Jahre verdungen, werde aber nichtsdestoweniger bei der ersten Gelegenheit nach der Algoa-Bai zurückkehren. Einiges Murren läßt sich durch die harte und beschwerliche Arbeit entschuldigen; allein Jedermann ohne Unterschied des Standes theilt die Beschwerden, und jener undankbare Kerl scheint vergessen zu haben, daß er sich in einem völlig entblößten Zustande befand, als sein Herr ihn zu dieser Expedition in seine Dienste nahm.

Am 9. Unsere Boten kehrten heute von Roodewal zurück, aber ohne Pferde. Ein Mehlvorrath wird jedoch in einigen Tagen bei uns anlangen. Es ist auch

Zeit, denn wir werden jetzt auf knappe Portionen gehalten. Unsere Leute haben mehrmals einige Antilopen, welche sich in der Ferne blicken ließen, zu schießen versucht, allein vergebens. Wir sind schlechte Jäger und würden, wie ich sehe, bald verhungern, wenigstens so lange wir keine Pferde haben, wenn wir von der Jagd leben sollten.

Am 10. und 11. Arbeiten an unseren Hütten. Der Schnee ist noch nicht geschmolzen. Heute sahen die Schilfschneider einen Löwen, der jedoch, ohne sie zu beunruhigen, seiner Wege ging.

Am 12. Ein Soldat aus Roodewal brachte ein Pferd, welches der Lieutenant Stretch für mich erstanden hatte. Ich veranlasste den Colonisten Engelbrecht, welcher seinen temporairen Wohnsitz etwa anderthalb teutsche Meilen thalabwärts hat, mit seinem Wagen zu kommen und unsere Zelte, Habseligkeiten u. s. w. nach Clifton zu bringen. Engelbrecht ist, was man in Nordamerika einen Squatter nennen würde. Er besitzt kein Grundeigenthum und man läßt ihn auf einem der Güter, deren die rebellischen Colonisten verlustig gegangen sind, wohnen. Ackerbau treibt er nicht, sondern lebt mit seiner Familie ohne Brot oder Gemüse ausschließlich von der Milch und dem Fleisch seiner Schafheerde und von der Beute, die er auf der Jagd macht. Er scheint sehr unwissend und ungebildet zu sein, ohne grade ungeschliffen genannt werden zu können, und sein eignes Interesse weiß er genugsam zu wahren. Gegen eine kleine Zulage zum Fuhrlohn fährt er das zum Hüttenbau

bestimmte Holz nach Clifton. Wir kauften einige Schafe von ihm zum Schlachten.

Am 13. Zwei Hottentotten brachten von dem Gute Somerset eine Ladung Mehl, welches, in Folge des Umfallens des Wagens im Fluß, zum Theil verdorben war. Ich erhielt von Herrn Hart ein Schreiben, worin er mich einlud, ihn auf einem Streifzuge in das Kaffernland zu begleiten. Ich mußte die Einladung ablehnen, da ich meinen Posten gegenwärtig nicht verlassen darf. Wir theilten das Gartenland und machten mit dem Anbau des Landes den Anfang.

Am 14. Abfahrt Engelbrechts, des Wagens aus aus Somerset u. s. w. Naßkaltes Wetter. Unsere Zelte lecken und sind durchaus nicht bequem. Mehrere Frauenzimmer sind ziemlich stark unpäßlich. Keine ärztliche Hülfe ist der Nähe, ausgenommen in Roodewal. Wir empfinden in hohem Grade den Mangel weiblicher Dienstboten.

Am 15. Wir betreiben mit Eifer das Decken der Hüttendächer.

Am 16., Sonntag. Das Wetter ist wieder schön und hell, obwohl ziemlich kalt. Alles ist wieder wohl und guten Muthes. Schnee liegt noch auf den Bergen. Oben im Thal erschallen Flintenschüsse, welche von jagenden Bauern aus Tarka herrühren. Diese Colonisten scheinen den Sonntag nur zu häufig auf diese Weise hinzubringen.

Am 17. Der schwarze Wilhelm (ein freier Neger) überbrachte Briefe von den Beamten unsers Districts, dem Hauptmann Stockenström, Landdrost von Graaf-

Reynett, und dem Hauptmann Harding, Unter-Landdrost von Cradock, welche mir die Versicherung ertheilten, daß sie bald zehn bewaffnete Hottentotten, zur Beschützung unseres Vereins, unter meine Befehle stellen würden. Der Bote brachte die Nachricht, daß die Buschmänner zehn Stück von Oppermans und sieben von Engelbrechts Hornvieh fortgetrieben hätten.

Am 18. Ich ritt mit meinem Bruder und dem schwarzen Wilhelm aus, um das Thal und die benachbarte Gegend genauer, als bisher, in Augenschein zu nehmen. Von den Spitzen der nächsten Berge ist nichts weiter, als andere noch höhere und noch nacktere Berge hinter ihnen zu sehen. Die nächste Ansiedelung ist Tarka und liegt etwa drei teutsche Meilen von uns entfernt. Ein befahrener Weg ist nicht zu erblicken. Wir besuchten Engelbrechts Kraal, fanden ihn aber verödet. Er hatte sich mit seinem Wagen, seiner Familie, seinen Vieh- und Schafheerden — vielleicht aus Furcht vor den Buschmännern — nach einem andern Squatting-Ort oder einem Wohnsitz, auf den er keine Ansprüche hatte, aber ihn bis auf Weiteres in diesem Sinne betrachtete, begeben. So ist denn nunmehr unser nächster Nachbar unten im Thale der große Wilhelm, der ungefähr fünf Meilen weit wohnt. Der schwarze Wilhelm theilte uns Einzelheiten von dem Colonisten-Aufstand in dieser Gegend im Jahre 1815 mit und zeigte uns die Höhle, aus welcher Friedrich Bezuidenhout auf die zu seiner Verhaftung abgeschickte Truppenabtheilung feuerte. Wir fanden die Trümmer eines Weinbergs vor, den Gerrit Bezuidenhout, ebenfalls ein aufrührischer

Bauer, angelegt hatte; ferner wunderliche Malereien an einem vorspringenden Felsen, welche von Buschmännern herrührten. Einem neben einem angrenzenden Berge allein dastehenden Felsen legten wir den Namen Charley's Chuckie bei, und gaben verschiedenen Neben- oder Seiten-Thälern und Schluchten, oder Kloofs, wie die Colonisten sie nennen, schottische Namen. In der Ferne gewahrten wir viel Wild, welches jedoch, in Folge der häufigen Jagden der Bauern aus Tarka, sehr scheu zu sein scheint. In der Nähe des Flusses sahen wir Löwenspuren.

Diese Auszüge aus meinem Tagebuche werden einen ziemlich richtigen Begriff von unserer Lage und den damit verknüpften Umständen und Verhältnissen im Anfange unserer Ansiedelung zu geben vermögen. Nach und nach wurde unsere Lage behaglicher. Am 25. Juli trafen die von unseren freundlichen Beamten zu unserer einstweiligen Schutzwache bestimmten zehn Hottentotten ein, und so wurden wir von der Nothwendigkeit entbunden, nächtliche Wachen aus unserer eigenen Mitte zu stellen, und von der Besorgniß befreiet, von Räubern aus dem weitläuftigen Landstrich im Osten überfallen zu werden. Diese Hottentotten waren sämmtlich wohl bewaffnet und ebenso vertraut mit dem Gebrauch der Muskete. Sie wurden zur Verrichtung des Dienstes, wie bei uns, aus dem Dienste der holländisch-afrikanischen Colonisten von Tarka und Agter-Sneeuwberg, an welche sie alle sich verdungen hatten, genommen und auf Kosten des Districts mit Lebensmitteln versorgt. Ich setzte einen der ältesten und erfahrensten unter den zehn

zum Sergeanten ein und machte ihn für das gute Verhalten der übrigen verantwortlich. Uebrigens hatte ich, sehr wenige Fälle ausgenommen, keine Ursache, mich über Nachlässigkeit im Dienst oder schlechtes Betragen dieser Art Leute zu beklagen, obgleich während der acht Monate, in denen wir auf diese Weise beschützt und bewacht wurden, ein häufiger Wechsel eintrat und alle drei oder vier Wochen neue Hottentotten die bisherigen ablös'ten. Es herrschte eine große Mannigfaltigkeit des Charakters und Verschiedenartigkeit der Gesittung unter ihnen. Einige waren verständige und ausgebildete Mulatten, oder, nach dem Colonialausdruck, Bastaards, Söhne von Colonisten und eingeborenen Frauen. Andere waren aus ächtem buschmännischen Blut und von den Bauern jung eingefangen und gezähmt. Alle aber waren ehrerbietig, treu und ehrlich. Obwohl unsere Lebensmittel, Kleider und andere Sachen ihnen beständig zugänglich waren, so vermißten wir doch nie den kleinsten Gegenstand.

Nachdem wir unsere temporairen Hütten vollendet hatten, welche nach der Landessitte aus einfachem Fachwerk bestanden und bis auf den Boden mit Schilfrohr gedeckt waren, zogen wir ein und machten darin unsere Einrichtungen so gut, wie es die Umstände zuließen. Keiner von uns hatte Meublen mitgebracht und so mußten für jede Familie zum unverzüglichen Gebrauch Bettstellen, Tische, Stühle, Schränke u. s. w. verfertigt werden. Wer sich darin nun am erfindungsreichsten und geschicktesten bewies, hatte sich natürlicher Weise dann auch einer größeren Bequemlichkeit zu erfreuen.

Wie es aber mit unseren Wohnungen und Meublen im Allgemeinen beschaffen war, wird man sich leicht vorstellen können, wenn man bedenkt, daß sich, außer einem Sattler, nicht ein einziger Handwerker, am wenigsten ein Zimmermann in unserer Mitte befand. An einen Schornstein war in unseren Hütten nicht zu denken; vor jeder derselben aber wurde ein kleiner runder Schuppen, inwendig mit einer Art Feuerheerd aus Thon versehen, zum Behuf des Kochens errichtet, und an kalten Abenden dienten glimmende Holzkohlen oder glühende Asche zum Erwärmen. Im Ganzen gewährten jedoch diese Hütten hinreichenden Schutz gegen das Wetter und so ungeschmackvoll und plump sie auch waren, so waren sie doch ausnehmend bequem in Vergleich mit den Zelten, unter denen wir ein Vierteljahr bivouakirt hatten.

Der nächste Gegenstand eines dringenden Bedürfnisses waren Pferde und Zugvieh und ebenso Rinder und Schafe zur Zucht — wenigstens in solcher Zahl, um in dieser Beziehung einen Anfang machen zu können. Es sandte also jede Familie einen der Ihrigen nach Tarka, einem an Rindern und Schafen reichen Bezirk, um dort Einkäufe zu machen; und mit Hülfe einiger von unseren Hottentotten, die als Dolmetscher dienten, wurde dieses nothwendige Geschäft zur Zufriedenheit besorgt. Gute Zugochsen kosteten uns im Durchschnitt jeder etwa 2 Pf. Sterl.; jede Kuh 1 Pfd.; jedes Schaf (dickschwänzig) etwa 3 Schillinge (engl.) und ein gewöhnliches Pferd zwischen 3 bis 7 Pf. Sterl. Auch wurden 10—12 starke Kettenhunde erstanden.

Der Gartenbau und die Reinigung des Bodens zu dem Getreideanbau nahmen mit dem herannahenden Frühling die Aufmerksamkeit in um so höherem Grade in Anspruch. Mit großer Mühe wurden Gräben gezogen, um zwei Bäche zum Bewässern des dazu ersehenen, größtentheils mit Bäumen bewachsenen Landes abzuleiten. Jene Bäume waren zwar nicht groß, nichtsdestoweniger aber mußten sie mit der Wurzel ausgerissen werden, um dem Pfluge Bahn zu machen. Einige Familien hielten eine solche Arbeit für überflüssig oder für zu mühsam und suchten sich andern feuchten und von Bäumen und Buschwerk befreiten Boden aus, gelangten aber zu keinem so günstigen Resultat. Am 15. August wurden einige junge Fruchtbäume, ein Geschenk unseres Freundes Hart aus Somerset an meinen Vater, in Clifton gepflanzt und damit der erste Grund zu einem Obstgarten in der Ansiedelung gelegt. Wir erhielten späterhin einen reichlichen Vorrath an Propfreisern, Ablegern u. s. w. von einigen unserer Nachbaren in Tarka, und legten darauf einen Obstgarten mit Apfel-, Birn-, Pfirschen-, Aprikosen-, Mandel-, Wallnuß-, Pflaumen- und Citronenbäumen an, dessen Eingang Feigenbäume und ein kleiner Weinberg bildeten, während das Ganze mit einer Hecke von Quitten- und Granatbäumen umzogen wurde. Die meisten dieser Bäumchen gediehen auf das Vortrefflichste, und die Pfirschen- und Feigenbäume sowie die Weinstöcke waren schon im dritten Jahre mit Früchten beladen. Auch Gartensämereien und Wurzelsamen wurden gesäet; da aber die meisten dieser Sämereien, die wir aus England mitgebracht hatten, nicht anschlugen,

so mußten wir uns einheimische anschaffen, und jetzt gelang es uns, eine reiche Ernte an Kürbissen, Melonen, rothen Rüben, Mohrrüben, Pastinaken, Lattich, Zwiebeln, Kohl, Blumenkohl u. s. w. zu gewinnen, während andererseits unsere englischen Kartoffeln trefflich gediehen. Vor unserer Ankunft war diese schätzbare Erdfrucht in der dortigen Gegend nur wenig angebaut.

Mein Vater und meine Brüder pflügten und besäeten mit Weizen am 1. September das erste in der Ansiedelung urbar gemachte Land mit Hülfe ihres roxburghshireschen Ackerbauers, der sich eines schottischen eisernen Pfluges ohne Räder bediente. Dieser Pflug, der nur von einem einzigen Menschen gelenkt und von zwei Ochsen gezogen wurde, nahm in hohem Grade die Bewunderung unserer Hottentotten in Anspruch, welche nie einen andern, als den plumpen und ungeheuren Pflug der holländischen Colonisten gesehen hatten, der schwer zu lenken ist und nicht nur von 8, 10 oder 12 Ochsen gezogen, sondern noch obendrein von drei bis vier Personen gehandbabt werden muß. Auf ähnliche Weise, wie mein Vater, waren die übrigen Familien im Beginn des Septembers beschäftigt, der in Südafrika als der erste Frühlingsmonat betrachtet wird.

In den beiden vorhergehenden Monaten hatten wir mehr von der Kälte, als von der Nässe zu leiden gehabt, und zwar bei weitem nicht so sehr in Folge der strengen Witterung, als des Mangels an genügendem Obdach. Auf den Berggipfeln lag freilich während des größten Theils dieses Zeitraums Schnee, aber im Thale selten

länger, als ein Paar Tage, und hier war auch das Eis nie dicker, als ein Viertelzoll.

In meinen Knabenjahren war Gärtnerei mein Lieblingszeitvertreib gewesen. Mit nicht geringer Freude nahm ich daher nach einem etwa zwölfjährigen Stadtleben diese angenehme Beschäftigung in den Wildnissen Afrika's wieder auf. Es würde meine Leser ermüden, wollte ich hier alle meine Entwürfe, fehlgeschlagenen Versuche und erlangten Resultate einzeln aufzählen. Mein Hauptzweck dabei war ein entsprechender Beitrag meinerseits zu sinnreichen Erfindungen, und ich darf sagen, daß meine Erfolge und Genüsse die gehegten Erwartungen übertrafen.

Auf noch andere Beschäftigungen verfiel ich, um meine Zeit auf eine angenehme und nützliche Weise auszufüllen. Ich hatte ein kleines Sortiment von Zimmermanns-Werkzeugen mitgebracht, deren Gebrauch und Anwendung mir in meiner Jugend eine große Freude gemacht hatte. Ich war also nicht ganz unvorbereitet, um den Robinson Crusoe in kleinerem Maßstabe zu spielen, und außer daß ich meine eigene Hütte auf eine weiterhin zu erwähnende Weise bequem ausstattete, brachte ich für meinen Vater einen ländlichen Armstuhl und Tisch glücklich zu Stande — ein Werk, worauf ich nicht wenig stolz war. Allein mein Meisterstück war ein Backofen, den ich durch das Aushöhlen eines ungeheuren Ameisenhaufens vorn an meinem Garten glücklich zu Stande brachte und der sich für eine Reihe von Jahren als zweckmäßig zur Benutzung des ganzen Dorfes auswies.

Mit meinen Beschäftigungen mußte ich noch sogar das Amt eines Arztes verbinden; denn ein wirklicher Arzt wohnte über zwanzig Meilen von uns, in Roodewal, so daß wir nur in den dringendsten Fällen uns an ihn wenden konnten. Was ich von der Heilkunde verstand, beschränkte sich auf höchst oberflächliche Dinge; jedoch hatte ich eine kleine Reiseapotheke mitgebracht und während der Seereise das Aderlassen gelernt, und unter diesem schönen Himmelsstrich waren, wenigstens in gewöhnlichen Krankheitsfällen, meine einfachen Arzneien und eine Lanzette bei Entzündungen, hinreichend. Einer unserer Hottentotten aber litt an einem Lungenübel, welches außer dem Bereich meiner Kunst war. Ich sandte ihn daher unverzüglich zu seinen Angehörigen zurück und er starb dort, wie ich vernahm, nach wenigen Wochen

Mit ähnlicher beschränkter und provisorischer Tüchtigkeit wagte ich mich an das Amt eines Religionslehrers bei den unter meine temporaire Aufsicht gestellten armen, unwissenden Eingeborenen. Nachdem ich mich seit unserer Ankunft in der Algoa-Bai mit Hülfe einer Grammatik und eines Wörterbuchs mit dem Holländischen, welches von den Colonie-Hottentotten allgemein gesprochen wird, so weit vertraut gemacht hatte, daß ich mich darin mit ziemlicher Leichtigkeit über alltägliche Gegenstände ausdrücken und die heilige Schrift lesen konnte, hielt ich zu Gunsten unserer Hottentotten Sonntags, außer dem gewöhnlichen Gottesdienst, einen zweiten in holländischer Sprache. Dieser Gottesdienst war freilich sehr einfacher Art, indem er sich auf das Vorlesen und Er-

läutern leicht verständlicher Stellen aus der Bibel und der Liturgie der holländisch-reformirten Kirche, und das Singen einiger geistlicher Verse beschränkte, demungeachtet war er von sehr erfreulicher Wirkung und die Zuhörer bewiesen eine Andacht, die weit entfernt war, erkünstelt zu sein. Einigen sogenannten Bastard-Hottentotten, welche etwas lesen konnten, schenkte ich neue Testamente in holländischer Sprache, welche mit dem lebhaftesten Gefühl der Dankbarkeit entgegengenommen wurden und aus denen ich sie ihren Cameraden oft vorlesen oder vorbuchstabiren sah. Mehrere von ihnen kamen freiwillig zu mir, um sich näher belehren zu lassen, und ein armer Kerl, dem meine Frau ein neues Testament geschenkt hatte, schickte ihr als ein Zeichen seiner Erkenntlichkeit nach Verlauf mehrerer Monate von dem über zwanzig teutsche Meilen entfernten Wohnsitze seines Herrn eine milchgebende Ziege mit zwei Lämmern.

Ich sah mich auf diese Weise plötzlich und zu meinem eignen, nicht geringen Erstaunen in einen Civil- und Militairbeamten, Arzt, Religionslehrer, Ingenieur, Baumeister, Gärtner, Maurer, Tischler und, ich kann auch hinzusetzen — Kesselflicker umgewandelt! Kurz ich sah mich genöthigt, in der eigenthümlichen Lage, in welche die Umstände mich versetzt hatten, es so gut zu machen, wie es gehen wollte, und wenn — was häufig der Fall war — meine eigne Kunst und die Erfahrung Anderer nicht hinreichten, so ließ ich den natürlichen Menschenverstand das Fehlende ergänzen.

Um diese Zeit grade wurden wir durch häufige sonntägliche Besuche von Seite unserer holländisch-afrikani-

schen Nachbarn im untern Theil des Glen-Lynden-Thals und aus Tarka etwas belästigt. Bemüht, in freundschaftlichem Vernehmen mit diesen Leuten zu bleiben, machte ich es mir stets zur Pflicht, sie höflich zu empfangen, weshalb ich sie denn auch gewöhnlich zum Mittagsessen bei mir einlud. Da ich aber endlich fand, daß sie es sich gewissermaßen zur Regel machten, uns Sonntags zu besuchen, entweder um ihre Neugierde zu befriedigen oder Handelsgeschäfte zu besprechen, so verfiel ich auf ein Mittel, welches uns von diesen Belästigungen befreite. Ich gab ihnen nämlich zu verstehen, daß es gegen meine Grundsätze wäre, an Sonntagen Geschäfte zu machen, und lud sie zu gleicher Zeit ein, neben meinen Hottentotten Platz zu nehmen und dem Gottesdienste beizuwohnen. Da sie es nun eines Theils unter ihrer Würde halten mochten, mit Menschen, die sie als untergeordnete Wesen betrachteten, in Reih' und Glied zu sitzen, und andern Theils den Andachtsübungen schwerlich Geschmack abgewinnen konnten, so blieben sie endlich weg. Im Uebrigen hatten wir uns über das Verhalten und Benehmen dieser Leute gegen uns nicht zu beklagen, und im Allgemeinen waren sie höflich, gutmüthig und, nach der Landessitte, außerordentlich gastfrei.

Viertes Kapitel.

Es findet sich, daß das den Auswanderern zur Ansiedelung angewiesene Land zur Landwirthschaft im Großen nicht hinreicht, und es wird daher bei der Behörde um Erweiterung der Grenzen des Gebiets nachgesucht. Flüchtiger Besuch der Umgegend. Tarka, Cradock, Zwagershoek. Gastfreundschaft bei den holländisch-afrikanischen Colonisten. Somerset. Hr. Hart. Auszüge aus dem Tagebuche.

Nach mehrwöchentlichem Aufenthalt im Thale und näherer Bekanntschaft mit der Eigenthümlichkeit und den Eigenschaften des Bodens wurde es uns einleuchtend, daß das uns zur Ansiedelung angewiesene Land nicht geeignet war, den vielen Familien, aus denen unsere Gesellschaft bestand, einen passenden und genügenden Wohnsitz für die Zukunft zu gewähren. Nach dem Maßstabe des von der Regierung entworfenen Auswanderungsplans hatten wir im Ganzen nur auf elfhundert Morgen Landes Anspruch, so daß jeder erwachsenen männlichen Person hundert Morgen zufielen. Nur Hr. Sydserff hatte durch die Fürsprache eines Freundes außer seinem Antheil noch 500 Morgen erhalten. Allein wir überzeugten uns bald, daß in unserer jetzigen Lage selbst tausend Morgen für eine Familie nicht hinreichten, da

wir offenbar auf Schaf- und Viehzucht unser Hauptaugenmerk richten mußten und den Ackerbau nur in einem sehr beschränkten Maße mit Vortheil betreiben konnten. Wir waren von der Algoa-Bai, dem einzigen Getreidemarkt, auf den wir Rechnung machen konnten, gegen 40 teutsche Meilen entfernt, und diese Entfernung mußte noch dazu wegen des Mangels an fahrbaren Straßen auf das Doppelte angeschlagen werden. Ueberdies machten wir die Entdeckung, daß wir nicht anders als auf dem Bewässerungswege den Ackerbau betreiben konnten, und andererseits das in der Nähe vorhandene fließende Wasser kaum zur Bewässerung von funfzig oder sechzig Morgen Landes hinreichte. Unter so bewandten Umständen säumte ich nicht, bei der Colonialregierung eine Bittschrift einzureichen und darin um eine genügende und namentlich hinreichende Weideplätze zur Viehzucht für mehrere Familien in sich begreifende Erweiterung der Grenzen des uns angewiesenen Landes nachzusuchen. Am 12. September empfing ich eine günstige Antwort und es wurde uns darin die freie Wahl zwischen einer beträchtlichen Erweiterung unseres jetzigen Gebiets, oder einer neuen Ansiedelung von größerem Umfange im untern Theile des Thals gelassen. Da es angemessen schien, vor der Entscheidung in der Wahl unsere neuen Bekannten, Hauptmann Harding und Hrn. Hart, um Rath zu fragen, so machte ich mich am 15. auf den Weg, um diesen Herren einen Besuch abzustatten, und machte damit den ersten Ausflug von einiger Bedeutung seit meiner Ankunft in Glen-Lynden.

Einen fahrbaren Weg außerhalb des Thals gab es

damals noch nicht, denjenigen ausgenommen, den wir auf der Herfahrt gebahnt hatten. Ich ritt aber jetzt eins von den leichten und dauerhaften einheimischen Pferden und war von einem rüstigen Hottentottenburschen, als Wegweiser, begleitet, der auf einige sechzig Meilen im Umkreise fast jeden Fleck, der zu passiren war, kannte, und so kümmerten wir uns wenig um fahrbare Straßen und ritten über Berg und Thal gradeswegs auf Cradock zu. Als wir auf die schroffen und felsigen Gipfel des Bergrückens gelangten, welcher Glen-Lynden von dem Tarka- und dessen Nebenthälern scheidet, war ich erstaunt über den meinen Blicken plötzlich sich darbietenden Wechsel in den äußeren Gestaltungen der Gegend und den Erzeugnissen des Pflanzenreichs. Hinter uns waren die felsenartigen und unfruchtbar aussehenden Berge hin und wieder, wenn auch spärlich, mit Gras bewachsen, während das Thal selbst, mit seinen Akazienhainen und grünen Wiesen, an Schönheit und Fruchtbarkeit einem Lande Gosen im Kleinen glich. Vor uns im Westen gewahrten wir in dämmernder Ferne das Tarkathal, zu dem sich wilde Schluchten durch düstere Bergrücken hinabwanden, und diese Berge sonderten sich, je mehr sie sich dem Hauptthale näherten, in einzelne steile, schroffe, nackte Felsenspitzen ab, welche hin und wieder eine merkwürdige kegelförmige Gestalt angenommen hatten. Die unteren Theile der Berge waren an einzelnen Stellen mit niedrigem Buschwerk bedeckt; Bäume aber erblickte man nirgends, außer einigen Weiden und anderen Baumarten, welche an Flußufern zu wachsen pflegen. Gras gewahrte man

nur an einigen Abhängen. Der ganze Landstrich hatte das Ansehen einer öden Wüste und selbst der fruchtbarere Boden an den Ufern glich mehr oder minder einer Haide.

Nachdem wir einen durch Quagga's und andere ähnliche Thiere ausgetretenen steilen und steinichten Pfad bergabwärts verfolgt hatten und den Krümmungen eines Flusses gefolgt waren, erreichten wir nach einem etwa dreistündigen Ritt das Gut Elands-Drift im Tarkathale. Hier wohnte ein alter holländisch-afrikanischer Bauer, Namens Wenzel Coetzer, damals unser nächster Nachbar.

Wir wurden bei unserer Ankunft vor den Wohnungs- und Wirthschaftsgebäuden von einer Koppel von zwanzig bis dreißig Hunden begrüßt, welche mit einem furchtbaren Gebell uns umringten. Zum Glück war es am hellen Tage; denn bei Nachtzeit möchten es diese wachsamen und nicht selten sehr grimmigen Thiere beim Bellen nicht haben bewenden lassen. Durch den Lärm aufmerksam gemacht, trat aus dem Hauptwohngebäude Arend Coetzer hervor, einer der Söhne des Gutbesitzers, ein gemüthlicher junger Mann, der uns bereits in Glen-Lynden besucht hatte. Er kam uns sogleich gegen die Hunde zu Hülfe und brachte sie durch Befehle und Drohungen bald zur Ruhe. Er freute sich ungemein über meinen Besuch und machte mich mit seiner Mutter und seinen Schwestern, einer ältlichen Frau von sanftem Aeußern und zwei schüchternen Mädchen, bekannt, welche sich jetzt ebenfalls blicken ließen. Die erste Frage war, ob ich nicht bei

ihnen übernachten wolle, wozu ich mich, obgleich es noch früh am Tage war, gern bereit erklärte, da ich auf diese Weise mit unseren ländlichen Nachbaren näher bekannt zu werden hoffen durfte.

Nachdem ich in das Haus eingetreten war, fand ich, daß der alte Bauer seinen Nachmittagsschlaf, der in der ganzen Colonie gebräuchlich ist, noch nicht beendigt hatte; jedoch dauerte es nicht lange, so kam er zum Vorschein, schüttelte mir zum Bewillkommnen mit derber Herzlichkeit die Hand, langte von einem Gesimse eine Branntweinsflasche herunter und nöthigte mich, einen Schnapps (zoopje) mit ihm zu trinken, unter der Versicherung, es sei guter Branntwein, den er von seinen eignen Pfirschen gebrannt habe. Ich kostete von dem Branntwein, der farbenlos war und ungefähr wie schlechter Kornbranntwein schmeckte, zog es aber vor, mich durch eine Tasse Thee zu erfrischen, der von der ehrwürdigen, aber noch rüstigen Hausfrau mittlerweile bereitet und eingeschenkt worden war. Dieses „Theewasser" besteht übrigens mehr aus einem Absud, als einem Abguß von den chinesischen Blättern und wird jedem während der Tageshitze zufällig eintreffenden Fremden ohne Beimischung von Milch und Zucker gereicht. Bisweilen ist auch wohl eine kleine zinnerne Büchse mit Candiszucker in Begleitung des „Theewassers" und es wird daraus von einem Jeden ein Stückchen genommen und in den Mund gesteckt, um das Getränk beim Hinunterschlucken zu versüßen. Während des Theetrinkens führte ich eine ziemlich fließende Unterhaltung in gebrochenem Holländisch mit meinem Wirth und des-

sen huisvrouw (Hausfrau), und erfreute sie nicht wenig durch Mittheilung der neuesten politischen Nachrichten aus Europa, nach denen besonders der alte Coetzer sehr begierig forschte.

Die Wohnung meiner gastfreundlichen Nachbaren, in der wir uns aufhielten, war grade nicht geeignet, einem Engländer Begriffe von einer besonderen Bequemlichkeit einzuflößen. Es war ein Gebäude, etwa von der Größe und dem Ansehen einer altmodischen schottischen Scheune. Die Wände waren dick und bestanden im Wesentlichen aus festem, compactem Thon, der, nachdem er in der Art, wie Mörtel, wohl zubereitet oder gemischt und schichtweise auf einander gelegt worden ist, unter diesem heißen Himmelsstrich bald einen hohen Grad von Härte erlangt und an Dauerhaftigkeit den gebrannten Ziegelsteinen kaum nachsteht. Diese Wände also waren ungefähr neun Fuß hoch, ziemlich glatt und eben, inwendig und auswendig mit einer Mischung von Sand und Kuhdünger überzogen und diese dann mit einer Art Pfeifenthon oder Muschelkalk weiß getüncht, so daß das Ganze ein sehr reinliches und helles Ansehen hatte.

Das Dach war mit einer harten Binsenart gedeckt, welche man für dauerhafter und weniger feuerfangend, als Stroh hält. Eine Decke befand sich unter dem Dache nicht, dagegen waren die Sparren und Querbalken mit einem buntscheckigen Gemisch von verschiedenartigen Geräthschaften und Eßwaaren behangen, als Jagdgeräthschaften, gedörrtem Fleisch von Wildpret, großen Peitschen von Rhinozeros- und Hippopotamus-

Häuten (sjamboks genannt), Leopard- und Löwenfellen, Strauß-Eiern und Federn, getrockneten Früchten, Zwiebelschnüren, Tabaksrollen, Bambusröhren zu Peitschenstielen, Kürbisflaschen und unzähligen anderen Gegenständen. Eine große Schicht selbstverfertigter Seife zierte den oberen Rand einer Scheidewand.

Die Wohnung war in drei Gemächer abgetheilt: dasjenige, in welchem wir saßen, das voorhuis genannt, erhielt sein Licht durch die geöffnete Hausthür und in ihm hielt sich die Familie in der Regel auf, speiste daselbst und empfing die Fremden. Auf beiden Seiten dieses Vorzimmers waren mittelst Scheidewände von derselben Höhe und Bauart, wie die äußere Wand, Schlafzimmer angebracht. Der Fußboden war zwar ebenfalls nur von Thon, aber ausnehmend glatt und hart, und bei näherer Erkundigung vernahm ich, daß er aus Ameisenhaufen bereitet worden war, welche, zermalmt und sodann angefeuchtet und gehörig gestampft, einen hohen Grad von Festigkeit und Dauerhaftigkeit annehmen. Nur muß man dabei Sorge tragen, nur solche Ameisenhaufen zu nehmen, welche von dem aardvark oder Ameisenfresser zerstört und ausgeraubt worden sind, weil man sonst, trotz allem Zermalmen und Stampfen, ganze Ameisenfamilien in den Fußboden verpflanzt. Der Fußboden wird jeden Morgen mit Wasser, in welches frischer Kuhdünger gemischt worden, abgespült, um ihn kühl zu erhalten und die Insecten, namentlich Flöhe, welche in solchen Wohnungen eine unerträgliche Plage werden können, zu vertreiben.

Vier in der Außenwand angebrachte viereckige Fenster gewährten das erforderliche Licht, nämlich zwei den beiden Schlafgemächern und eben so viel dem Vorzimmer, welches, wie bereits erwähnt, vornehmlich auch durch die Hausthür, die nur zu Nachtzeit verschlossen zu werden schien, das Licht empfing. Die Thür bestand aus einem mit Schilfrohr ausgefüllten Gestell von Weidenholz und wurde inwendig mit rindsledernen Riemen verschlossen. Die Fenster waren ohne Glas und wurden des Nachts durch ungegerbte Quaggahäute verschlossen. Ein Ofen, Kamin oder Feuerheerd war nirgends im Hause zu sehen, und die Küche befand sich in einer aus Lehm und Schilf erbauten kleinen kreisrunden Hütte vor demselben. Die Meublen im Wohnzimmer bestanden aus einem paar Tischen, einigen Stühlen, Bänken und Wagenkasten, und außerdem fand man dort ein ungeheures Butterfaß, in welches täglich die von den saugenden Kälbern übriggelassene Milch gegossen und worin jeden Morgen gebuttert wurde; einen großen eisernen Topf zum Seifesieden; zwei bis drei, mit messingenen Reifen beschlagene und sehr blank gescheuerte hölzerne Eimer; einen Schrank mit den zum Gebrauch der Familie bestimmten hölzernen Näpfen und Tellern, mit zinnernen Schüsseln, Branntweinflaschen und einem ziemlich starken Vorrath von Fläschchen mit holländischen Quacksalber-Arzneien; einen messingenen Theekessel mit Kohlbecken darunter; ein Dutzend holländischer Theetassen und eine große, mit Messing beschlagene holländische Bibel auf einem kleinen Tisch, an welchem die Frau vom Hause obenan

saß. Die Schlafgemächer, in denen ich bei späteren Gelegenheiten mehr als einmal schlief, waren mit einigen Bettgestellen ohne Pfosten und Vorhängen, jedoch mit guten Federbetten, auf einem elastischen Netz von Lederriemen ruhend, versehen, ausgestattet.

In einer Ecke des Vorzimmers hing von einem Balken ein geschlachtetes Schaf herab, und es wurde mir gesagt, daß für den Verbrauch in der Hauswirthschaft täglich zwei und bisweilen noch mehr Schafe geschlachtet würden; denn die zu einem solchen Gute gehörenden Hottentotten und deren Familien erhalten, wenigstens während des Sommers, wo Rindfleisch nicht gehörig aufbewahrt werden kann, hauptsächlich Schaf- oder Hammelfleisch, welches auch die Hauptnahrung der Familie des Gutsbesitzers selbst ist. Die geschlachteten Schafe werden, wie es schien, an jener Stelle vornehmlich aus dem Grunde aufgehängt, um stets unter den Augen der Hausherrin zu sein, welche hier zu Lande, nicht wie bei den alten Sachsen „Brotschaffer,“ sondern „Fleischschaffer“ genannt werden könnte. Fleisch und nicht Brot ist hier das physische Lebensverlängerungsmittel, und der Grenz-Colonist findet in dem Aufhängen eines geschlachteten Schafes im voorhuis eben so wenig etwas Anstößiges, als eine Bauerfrau in England darin, daß das große hausbackene Brot im Wohn- oder Vorzimmer auf dem Tisch gleich zur Hand liegt. Ein Pfund Weizenbrot kostete damals in jenem Theil der Colonie drei- bis viermal soviel, als ein Pfund Fleisch.

Was die Kleidung betrifft, so konnte man sie grade nicht sehr auffallend nennen. Die weibliche glich so ziemlich der Bäuerinnen-Tracht, wie sie vor dreißig bis vierzig Jahren in England beschaffen war, obgleich ihr in einiger Beziehung die Nettigkeit und Sauberkeit derselben fehlte. Die Männer trugen lange, weite Hosen von durch ihre Knechte gegerbten Schaf- oder Ziegenfellen und im Hause selbst verfertigt. Ein buntes Hemd, eine Jacke von grobem Fries oder von Baumwollenzeug, je nachdem es die Witterung mit sich brachte, und ein breiträndiger weißer Hut machten die Kleidung vollständig. Schuhe und Strümpfe schienen bei beiden Geschlechtern nicht als wesentliche Kleidungsstücke betrachtet zu werden, und wurden, wie ich fand, nur beim Kirchgang und bei Lustbarkeiten getragen. Jedoch bediente man sich zum gewöhnlichen Gebrauch einer Art Sandalen, eine Sitte, die, wie ich glaube, ursprünglich von den Hottentotten entlehnt worden ist. Diese Sandalen werden aus rohen Rinderhäuten verfertigt und mit einem Oberleder von gegerbtem Schaf- oder Ziegenfell versehen, und haben so ziemlich das Ansehen von der Fußbekleidung der alten schottischen Hochländer.

Da ich vernommen hatte, daß die fleißige und betriebsame Dame, Juffrouw (Jungfer) Coetzer, bisweilen auch zum Verkauf lederne Anzüge verfertigte, so bestellte ich eine Reisejacke und dazu gehörige Hosen von gegerbtem Springbocksfell, wobei die Hosen mit Pelzwerk von Leopard vorn besetzt werden sollten. Für das Ganze hatte ich etwa ein Pfund Sterling zu zahlen.

Zugleich erstand ich das Fell eines sehr schönen Leoparden, den einer der Söhne des Hauses unlängst erlegt hatte, und gab dafür ein halbes Pfund Schießpulver.

Der alte Coetzer und seine Familie überhäuften mich, nach der gewöhnlichen Weise der entfernt und abgelegen wohnenden holländischen Colonisten, mit außerordentlich vielen Fragen, von denen manche höchst geringfügige Dinge betrafen. Engländer fühlen sich dadurch in der Regel belästigt; aber in Fällen, wie dieser, sollte man nachsichtig sein; denn wenn auch ein solches Benehmen Mangel an Erziehung verräth, so liegt doch dabei keine Rohheit oder Frechheit zum Grunde, vielmehr ist es nur die Folge einer ungezügelten Neugierde bei Leuten, welche in einem so gut wie gar nicht angebauten und spärlich bevölkerten Lande wohnen, selten einen Fremden zu Gesicht bekommen und daher nach Neuigkeiten aller und jeder Art äußerst begierig sind. Statt also mit vornehmer oder verdrießlicher Miene ihr Entgegenkommen zu beiderseitiger Zutraulichkeit zurückzuweisen, beantwortete ich bereitwillig alle ihre Fragen, namentlich auch diejenigen über mein Alter, die Zahl, die Namen und das Alter meiner Kinder und Angehörigen, den Zweck meiner jetzigen Reise und dergleichen mehr. Dagegen bestürmte ich sie mit ähnlichen und noch verschiedenartigeren Fragen, welche sie sämmtlich nicht nur mit der größten Offenheit beantworteten, sondern die ihnen auch, vermöge der darin liegenden Zutraulichkeit, viel Freude zu machen schienen. Auf diese Weise vernahm ich bald, daß mein Wirth acht oder zehn Brüder hatte, sammt und sonders derbe Grenz-Viehzüchter, wie er

selbst, und mit starker Familie gesegnet. Seine eigne Familie bestand, wenn ich nicht irre, aus sechs Söhnen und eben so vielen Töchtern, von denen mehrere verheirathet waren und sich in der Nachbarschaft niedergelassen hatten. Zwei seiner Söhne wohnten damals mit ihren Frauen und Kindern auf seinem Gute in Hütten dicht neben seinem Wohnhause. Seine Frau erzählte mir, sie sei eine geborene Jourdan und stamme aus einer der Hugenotten-Familien, welche nach dem Widerruf des Edicts von Nantes in der Colonie sich niedergelassen hatten. Ihr Großvater konnte, wie sie hinzufügte, französisch sprechen; sie selbst aber verstand keine andere Sprache, als die holländische. Nichtsdestoweniger war in ihrem äußeren Anstande und Benehmen etwas von französischer Höflichkeit und Artigkeit nicht zu verkennen, was mit der holländischen Derbheit ihres Mannes einen merkwürdigen Contrast bildete.

Nachdem wir die gewöhnlichen Gegenstände des hier zu Lande gebräuchlichen Geschwätzes erschöpft hatten, äußerte ich den Wunsch, die einzelnen Theile des Guts näher in Augenschein zu nehmen, und bereitwillig führten mich der alte Wenzel und sein Sohn Arend umher. Zunächst gingen wir in den Obstgarten, der von beträchtlichem Umfange war und eine große Mannigfaltigkeit von trefflich gedeihenden Fruchtbäumen enthielt. Die grade in der Blüthe stehenden Pfirschenbäume waren sehr zahlreich, aber auch von Aprikosen-, Mandel-, Wallnuß-, Apfel-, Birn- und Pflaumenbäumen war eine Menge vorhanden, und von Feigen- und Granatbäumen gab es ganze Alleen. Die das Ganze um-

gebende Hecke bestand aus Quittenbäumen. Auch ein schöner Citronenhain und einige junge Orangenbäume waren da. Die letzteren bedürfen, so lange sie noch keine beträchtliche Höhe erreicht haben, während des Winters eines Obdachs, indem sie in diesem Hochlande durch den Frost leicht vernichtet werden können. Alle übrigen Fruchtbäume sind mit leichter Mühe zu ziehen, und Pfirschenbäume tragen oft schon im dritten Jahre nach dem Pflanzen der Fruchtkerne. Uebrigens sind wegen Mangel an Sorgfalt oder an Geschicklichkeit beim Pfropfen, in diesem Theil der Colonie wenige Früchte von besonderer Güte oder ausgezeichnetem Geschmack. Besonders läßt sich dies von den Pfirschen sagen, welche aber hauptsächlich nur zum Branntweinbrennen verwendet oder getrocknet verbraucht werden, so daß auf die Lieblichkeit ihres Geschmackes wenig Rücksicht genommen wird. Einige Maulbeerbäume, die vor dem Wohnhause standen, waren groß und blühend, und trugen, wie mir gesagt wurde, reichlich Früchte. Es waren übrigens nicht die wilden oder weißen Maulbeeren, die in Europa der Seidenwürmerzucht wegen angebaut werden, obwohl auch diese in den meisten Theilen der Colonie gut gedeihen.

Der Küchengarten war nicht sehr sauber gehalten, enthielt indessen eine Mannigfaltigkeit von nützlichen Gemüsearten. Zwiebeln waren in reichem Maße vorhanden und von einer den spanischen völlig gleichkommenden Güte. Auch Kürbisse, Gurken und Wassermelonen wurden in beträchtlichen Quantitäten auf-

gezogen. Die süßen Kartoffeln sah man nicht minder hier.

Neben dem Obst- und Gemüsegarten befand sich ein kleiner Weinberg, der wohl im Stande war und, nach Aussage des Eigenthümers, einen Ueberfluß an Weintrauben lieferte, die aber, gleich den Pfirschen, hauptsächlich dazu benutzt werden, um Branntwein daraus zu gewinnen.

Dieses ganze Garten- und etwa zwanzig Morgen Kornland, welches in der Nähe lag, wurden durch die Gewässer eines kleinen Bergstroms, die durch einen künstlichen Kanal gesammelt und bis vor das Wohngebäude hinabgeleitet worden waren, bewässert. Mehr konnte auf einem etwa sechstausend Morgen Landes haltenden Gute nicht angebaut werden; es war aber durchaus hinreichend für die Bedürfnisse einer großen Familie, und der eigentliche Reichthum des Gutes bestand, so weit es die auf den Markt zu bringenden Artikel betraf, in den auf den großen Weiden genährten Vieh- und Schafherden. Der alte Wenzel gab dies deutlich genug zu erkennen. Er führte mich durch ein hinteres Gartenthor hinaus nach den Kraals oder Viehhürden, als er plötzlich eine das Thal herauf sich bewegende Staubwolke in der Ferne gewahrte und in einem Ton der Freude und Selbstzufriedenheit ausrief: „Ei! da kommt mein Vieh — der beste Garten, den man nur haben kann!" Als wir uns den Vieh-Kraals näherten, war ich erstaunt über die außerordentliche Höhe der größten Hürde, welche sich

15—20 Fuß über die angrenzende Ebene erhob; und mein Erstaunen ward in der That nicht vermindert, als ich bei näherer Untersuchung fand, daß diese hohe Hürde aus einer harten, festen, durch den seit einer Reihe von Jahren angehäuften Viehdünger gebildeten Masse bestand. Die Schafhürden waren nicht so hoch und erhielten gewissermaßen Schutz von dem Rinderkraal, bestanden indessen ebenfalls aus einer festen Düngermasse. Die verschiedenen Hürden, von denen diejenigen, die für die Schafe und Ziegen bestimmt waren, drei Abtheilungen ausmachten, waren mit den Zweigen der dornichten Mimosa umzäunt, welche eine Art Wall um den Rand der Düngermasse bildeten und so gestellt waren, daß die Dornen nach außen ihre Richtung hatten, um nächtlichen Ueberfällen der Hyänen, Leoparden und Schakals um so sicherer vorzubeugen. Gegen diese Raubthiere sind die Ochsen allerdings vollkommen im Stande, sich zu vertheidigen; unter den Kälbern, Füllen, Schafen und Ziegen aber richten die Hyänen und Leoparden, sobald es ihnen — was trotz der Wachsamkeit der Hunde bisweilen der Fall ist — gelingt, in die Hürden einzubrechen, große Verheerungen an; und nicht minder Verderben bringend für die jungen Schaf- und Ziegenlämmer ist der verschlagene Schakal.

Während wir von diesen Gegenständen sprachen, kamen die in drei verschiedenen Richtungen wahrgenommenen Staubwolken näher, welche, wie ich jetzt erkannte, von zwei zahlreichen Schafheerden und einer ebenfalls sehr großen Rinderheerde herrührten. Zuerst

kamen die Hammel, welche zum Verkauf herangezogen und von den Schlächterknechten oft sogar bis nach der gegen 150 teutsche Meilen entfernten Capstadt getrieben werden. Sie wurden in ihre Hürde, und dann die Mutterschafe, Ziegen und Lämmer in eine andere getrieben, während diejenigen Mutterschafe oder Ziegen, welche ganz junge Lämmer hatten, in eine dritte sorgfältig eingepfercht wurden. Zuletzt kamen die Rinder bunt durch einander heran und nahmen ihre Plätze auf der hohen Hürde ein; nur die Milchkühe wurden abgesondert und in einer kleinen Umzäunung, näher nach den Wohngebäuden zu, angebunden, um von den Hottentotten-Hirten gemolken zu werden, sobald die Kälber eine Zeit lang gesogen haben würden. Es wurde mir gesagt, daß nicht eine einzige Kuh sich melken lassen würde, so lange nicht zuvor ihr Kalb gesogen, so daß, wenn das Kalb nicht mehr am Leben ist, die Kuh bis zur nächsten Trächtigkeit keine Milch mehr gibt. Es wurden etwa dreißig Kühe gemolken, die aber kaum so viel Milch lieferten, als man von 8 — 10 guten englischen Kühen erhalten würde.

Der Gutsherr, seine Frau, Söhne, Töchter, Schwiegertöchter und Enkel waren sämmtlich an Ort und Stelle und sahen beim Vorüberziehen der Heerden in die Hürden sorgfältig nach, ob Alles in der gehörigen Ordnung sei. Es wurde mir versichert, daß diese Leute, obgleich sie ihre Heerden selten zählen, dennoch auf der Stelle erkennen können, ob ein einzelnes Rind fehlt, oder ob den Schafheerden irgend ein Zufall durch Raubthiere oder dergleichen zugestoßen ist. Diese Ge-

schicklichkeit mag zwar durch lange Gewohnheit beim sorgfältigen Besichtigen erlangt werden, ist aber nichts destoweniger sehr merkwürdig, indem z. B. die Rinderheerde des alten Wenzel zusammen nahe an 700 Stück und seine Schaf- und Ziegenheerde gegen 5000 zählte. Ein solcher Viehstand ist freilich sehr bedeutend, ist aber keineswegs etwas Außerordentliches für einen Viehzüchter im Tarkathal.

Jedes Individuum einer südafrikanischen Landwirthsfamilie, das Kind an der Mutterbrust nicht ausgenommen, hat ein Interesse an dem Gedeihen der Vieh- und Schafheerden. Es ist nämlich Sitte, für jedes Kind, sobald es geboren ist, eine gewisse Anzahl von dem jungen Zuchtvieh auszusetzen, welche dann mit dem Wachsthum des Kindes ebenfalls wächst, so daß, wenn das Kind zum Jüngling oder zur Jungfrau herangereift ist, die letztere eine tüchtige Aussteuer aufzuweisen hat, während der junge Mann, ohne vielleicht einen einzigen Thaler baaren Geldes in der Tasche zu haben, dennoch durch seinen Viehstand in die Lage versetzt ist, fortan auf eigne Hand als Vee-Boar oder Viehzüchter sich zu nähren.

Nachdem die Heerden eingepfercht worden waren, zeigte mir mein Wirth seine Kornmühle, welche von sehr kleinen Dimensionen und einfacher Bauart war. Das Wasserrad, welches von dem kleinen Bewässerungskanal auf seinem Laufe nach dem Obstgarten horizontal umgetrieben wurde, hatte nur fünf Fuß und die Mühlsteine hatten deren nur zwei im Durchmesser. Eine dünne eiserne Achse, deren unteres Ende in dem hori-

zontalen Wasserrade befestigt war, war, indem sie durch ein kleines Loch im Mittelpunct des unteren Mühlsteins ging, mittelst eines Zapfenlochs mit dem oberen verbunden, der auf diese Weise in Bewegung gesetzt wurde. Das Getreide wurde durch eine Mündung im oberen Stein eingeschüttet und das Mehl mit Hülfe einer hölzernen Röhre in einen ledernen Beutel geleitet. Dies war die ganze Maschinerie, und ich hörte, daß man in acht Stunden etwa einen Scheffel Weizenmehl erhalten könne.

Nachdem wir nach Hause zurückgekehrt waren, wurden sämmtlichen Mitgliedern der Familie von einer alten Sclavin die Füße gewaschen und mit Wenzel und dessen Frau der Anfang gemacht. Hierauf wurde das Abendessen aufgetragen, welches hauptsächlich aus gebratenem und geschmortem Hammelfleisch, nebst trefflichem Weizenbrot, Butter, Milch und einigen Schüsseln mit Gemüsen und getrockneten Früchten bestand. Das Abendessen (avond-stuk) ist im Innern der Colonie durchgängig die Hauptmahlzeit, indem das einzige übrige Mahl das Frühstück ist, welches beinahe aus den nämlichen Fleischspeisen besteht und etwa um 8 Uhr Morgens eingenommen wird. Vor und nach der Mahlzeit wurde von einer der jungen Töchter unseres Wirths laut gebetet.

Mein Reisegefährte und ich schliefen auf Federbetten, welche für uns auf Matten im voorhuis, welches in Häusern dieser Art, wo es selten Reservebetten oder besondere Schlafgemächer gibt, den Fremden gewöhnlich als Schlafzimmer eingeräumt wird, ausgebreitet worden waren. Bei späteren Gelegenheiten, wenn

ich mit meiner Frau auf unseren Reisen nach Cradock in diesem Hause übernachtete, wurde uns in dem vornehmsten Schlafgemach ein Bett eingeräumt, während der alte Wenzel und seine Frau sich in ein anderes daneben legten. Einige von unseren übrigen Nachbaren, z. B. Barend Bester im Tarkathal und William Prinslo oder der große Wilhelm, hatten dagegen stets eine besondere Kammer für uns, wie groß auch die Zahl ihrer Gäste sein mochte.

Am folgenden Tage gelangten wir nach einem etwa vierstündigen leichten Galopp durch eine ziemlich ebene Gegend, wo der Boden mit braunen, der Haide gleichenden Kräutern bewachsen und die von einigen Straußen und Springböcken belebt war, nach dem Dorfe Cradock. Dieser Ort, damals der Hauptort eines ausgedehnten gleichnamigen Unterbezirks (der gegenwärtig einen integrirenden Theil des neuen Districts Somerset ausmacht), bestand aus etwa dreißig Häusern mit Obst- und Gemüsegärten, die durch einen aus dem großen Fischfluß hergeleiteten Kanal bewässert wurden. Er hatte eine Kirche von bescheidenem Aeußern, rühmte sich auch zweier kleiner Kramläden, wo eine Mannigfaltigkeit von Artikeln, unter anderen Thee, Kaffee und Zucker, bisweilen zu haben waren. Der Geistliche und zwei oder drei andere Familien im Dorfe waren Engländer. Jedoch wir hielten uns nicht auf, sondern setzten unsern Weg bis zu dem Wohnsitz des Hauptmanns Harding in Drie-Fonteinen, etwa einen halbstündigen Ritt von dem Dorfe entfernt, fort.

Hier traf ich einmal wieder die verfeinerte Gast-

freundschaft und die häuslichen Bequemlichkeiten, wie in England an, und verbrachte fast zwei volle Tage auf eine angenehme Weise bei unserem kenntnißreichen, höchst gebildeten Bezirksbeamten und dessen Familie. Nachdem ich seine Meinung und Ansicht in Betreff verschiedener, auf meine Auswanderergesellschaft und unsere Ansiedelung bezüglicher Puncte vernommen und schätzbare Winke und Aufschlüsse über die Grenzdistricte und die eingeborenen Volksstämme erhalten hatte, verließ ich am 18. Drie-Fonteinen und gelangte unter dem Beistande meines hottentottenschen Wegweisers, Dikkop Ovay, zunächst über die südwärts liegenden Berge durch den Engpaß des Bangbergs (Schreckberges) und sodann in das unter dem Namen Zwagershoek (Schwagersecke) bekannte Thal hinab, wo der kleine Fischfluß seine Quellen hat. Nachdem wir hier mehrere Stunden durch von Wald und Gebüsch gänzlich entblößte und mit zahllosen Ameisenhaufen von zwei bis vier Fuß Höhe bedeckte Gegenden gesprengt waren, gelangten wir in einer von steilen Bergen geschützten Schlucht zu der Wohnung des Unterbezirksbeamten, Paul du Plessies, bei dem wir übernachteten. Dieser Mann betrieb eine ausgedehnte Pferdezucht, wozu seine Ländereien besonders gut geeignet waren, zumal hier eine in vielen Theilen der Colonie den Pferden höchst verderbliche und viele Opfer kostende Seuche nicht herrschte. Dagegen beklagte sich der Mann, und nicht ohne Ursache, daß die in den benachbarten Gebirgen hausenden Schwärme von Hyänen ihm eben so nachtheilig wie die Pferdepest seien, indem ihm diese

Raubthiere in einem einzigen Jahre nicht weniger als siebzig Füllen zerrissen hatten.

Am andern Morgen setzte ich meine Reise, dem Laufe des kleinen Fischflusses folgend, fort. Ich kam an mehreren bedeutenden Gütern, mit Obstgärten, Weinbergen und Kornfeldern, und von kleinen Anpflanzungen von europäischen Bäumen, hauptsächlich Eichen und Pappeln, umgeben, vorbei, und stieg auf einem derselben, welches Barend Gryling gehörte, ab, um nach der Landsitte ohne Weiteres mein Frühstück bei ihm einzunehmen. Indem es nämlich in dortiger Gegend keine Wirthshäuser gibt, so pflegen die Reisenden zu Pferde es stets so einzurichten, daß sie vor Essenszeit die Wohnung eines Colonisten erreichen, und mögen sie dort auch noch so fremd sein, so werden sie doch, als wenn sich solches von selbst verstände, sogleich zur Tafel gezogen. Dies ist, ausgenommen an den großen Landstraßen, allgemein Sitte, und gegen diese in den entfernteren Districten zu verstoßen, würde als eine Schande betrachtet werden. Auch fand ich, daß nur einige der ärmsten Bauern zu bewegen waren, eine Geldentschädigung für meine eigne Bewirthung anzunehmen, wogegen für das meinen Pferden gereichte Futter in der Regel die Annahme der Bezahlung nicht verweigert wurde. Die häuslichen Bequemlichkeiten in den Colonistenwohnungen dieser Gegend übertrafen fast durchgängig diejenigen bei Wenzel Coetzer und anderen Bauern, die der Grenze näher wohnten, bei weitem, was wohl daher rühren mochte, daß hier das

Land schon länger angebaut und das Eigenthum sicherer gestellt war.

Am 19. traf ich bei Hrn. Hart in Somerset ein. Somerset war damals ein dem Gouvernement gehörendes großes Gut, ist aber gegenwärtig ein Dorf und der Sitz des Oberbeamten eines gleichnamigen Districts und liegt auf der Südseite und am Fuß des Boschbergrückens, während der kleine Fischfluß vorn vorbeifließt. Unmittelbar hinter dem Dorfe erhebt sich das Gebirge zu einer Höhe von etwa 2000 Fuß und bietet mit seinen stattlichen Waldungen und grünen Grasplätzen einen prächtigen Anblick dar, der bei starkem Regen noch durch unzählige kleine Wasserfälle erhöht wird. Ich fand, daß damals etwa 600 Morgen Landes, welches größtentheils aus einem Sumpf bestanden hatte, urbar gemacht und durch die Geschicklichkeit und Beharrlichkeit des Hrn. Hart in tragbares Land umgeschaffen worden war.

Nach achttägigem Aufenthalt bei meinem freundlichen Landsmann und dessen Familie kehrte ich am 27. zu den Meinigen zurück. Ich hatte im Ganzen eine Reise von etwa 40 teutschen Meilen und zwar durch die bevölkertsten und reichsten Landstriche unserer Hittengegend gemacht. Die Entfernung von Somerset nach Clifton beträgt ungefähr 14 teutsche Meilen.

Nicht lange, so erfreute uns Hr. Hart, seinem mir gegebenen Versprechen gemäß, mit einem Besuch in Glen-Lynden und leistete uns durch seine auf Erfahrung gegründete Rathschläge bei unseren Berathungen

über verschiedene wichtige Gegenstände wesentliche Dienste, deren wir auch bei späteren Gelegenheiten uns zu erfreuen hatten.

Da wir bei der von dem Gouvernement uns freigestellten Wahl für die Erweiterung der Grenzen unseres jetzigen Landstriches uns entschieden hatten, so wurde mit dem Pflügen, Pflanzen, Säen u. s. w. auf die nämliche Weise wie bisher ununterbrochen fortgefahren. Unsere Grenzen wurden etwa bis auf drei englische Meilen thalabwärts erweitert. Mehrere Monate hindurch hatte kein außerordentliches Ereigniß in unserer kleinen Colonie statt. Vielleicht aber dürfte ein abermaliger Auszug aus meinem Tagebuche, um die kleinern Vorfälle während dieser Zeit zu erfahren, nicht unwillkommen sein.

Am 1. Oct. Ankunft eines mit Mehl, Saatkorn u. s. w. beladenen Wagens aus Somerset. Auf Hrn. Sydserff's Ansuchen entließ ich seinen Knecht Sandy aus unserer Mitte, versah ihn mit einem von dem Unterlanddrost gegengezeichneten Paß und schickte ihn mit dem Wagen aus Somerset nach Grahamstown. Der Bengel ist sowohl in einen Narren, wie in einen gemeinen Kerl ausgeartet und gänzlich unverbesserlich.

Am 4. Ein scharfer Frost verdarb in der vorigen Nacht alle unsere Frühkartoffeln, Kürbisse, Melonen, welsche Bohnen u. s. w. Wir scheinen uns mit

dem Säen und Pflanzen zu früh ans Werk gemacht zu haben.

Am 8. (Sonntag.) Während des Gottesdienstes sprangen etwa zwanzig Quaggas durch einen Theil unserer Gärten.

Am 9. Eine von sechs wilden Hunden (hyaena venatica) verfolgte Heerde von Hartebeests eilte dicht an unseren Hütten vorbei. Wir schossen nach den Raubthieren, aber ohne Erfolg. Hr. John Rennie traf auf der Jagd in den Hyndhope Fells mit zwei in Schaffelle gekleideten wilden Buschmännern zusammen, welche jedoch keine feindselige Miene machten, vielmehr bei seiner Annäherung die Flucht ergriffen. Ferner traf er sechs Hyänen beim Verschlingen eines Hartebeest's an, dessen Schädel und Hörner er mir brachte.

Am 11. Wir erhielten Besuch von drei Bauern aus dem Tarkathal, Jourdan, Erasmus und De Beer, welche Gewehre und Schießbedarf gegen Pferde und Hornvieh einzutauschen wünschten. Ich vollendete meine von unserem Landstrich entworfene Karte.

Am 16. Wir wurden von einem leichten Schnee überrascht. Es war ein frostiges Wetter und der Himmel bewölkt. In der Nähe der Hürden ließ sich in der vorigen Nacht die sogenannte lachende Hyäne vernehmen. Die Töne waren wahrhaft schauerlich.

Am 21. Schönes Wetter. Wir tödteten eine große gelbe Schlange.

Am 23. Wir erhielten einen Besuch von unserem Bezirksgeistlichen, dem Prediger J. Evans, aus Cradock.

Er überbrachte von dem Landdrosten ein Paket mit Briefen von dem Colonialsecretär, der mir die fortdauernde Unterstützung des Gouvernements zusicherte und uns die erfreuliche Nachricht mittheilte, daß eine Gesellschaft Auswanderer aus dem westlichen Schottland bald eintreffen und ganz in unserer Nähe sich ansiedeln werde. Ich erhielt auch sehr erfreuliche Briefe aus Schottland von dem Dr. Philip und von unserem ehemaligen Reisegefährten, Hrn. Elliot, der sich von uns wieder getrennt hatte. Abends wurde von Hrn. Evans eine Andachtstunde gehalten. Wir Alle fühlten uns in einer angenehmen und behaglichen Stimmung.

Am 24. Hr. G. Rennie, der sich, auf mein Ansuchen, mit einigen Hottentotten auf den Weg gemacht hatte, um das Land jenseits der Gebirge, nach dem Koonapflusse zu, zu besichtigen, kehrte mit einem sehr günstigen Bericht darüber zurück. Er hatte einen Ueberfluß an Holz, Wasser und üppigen Weiden vorgefunden, und eine Menge von großem Wildpret, so wie die frischen Spuren von Elephanten gesehen. Auch war es ihm gelungen, ein Gnu und ein Hartebeest zu erlegen.

Am 1. Nov. Das Wetter war warm und heiter, gleich dem schönsten Sommerwetter in England. Zwei Schlangen und ein großer Scorpion wurden getödtet. Turteltauben, Turako's, Drosseln, Finken und andere Vögel von schönem Gefieder wurden zahlreich.

Am 6. Ein starkes Gewitter. Die Donnerschläge erschallten furchtbar. Prächtige Wolken bei Sonnenuntergang.

Am 15. Ein Tigerwolf (hyaena crocuta) brach in der vorigen Nacht in die Schafhürde ein und zerriß mehrere Schafe.

Am 22. Mit Hülfe der Hottentotten wurde eine Wolfsfalle von großen Steinen und Balken verfertigt.

Am 29. Eine Hyäne wurde in der Falle gefangen.

Am 30. Eine zweite Hyäne wurde gefangen, die aber durchbricht und entkommt.

Am 4. Dec. Ein drei Tage anhaltender sehr heftiger Regen schwellt den Fluß zu einer Größe an, daß er nicht mehr zu durchwaten ist. Alle trockene Flußbetten sind mit brausenden Fluthen angefüllt.

Am 7. Das Wetter ist wieder warm und heiter. Hr. G. Rennie tödtet einen zweiten wilden Eber in Glen-Yair.

Am 11. Abermals eine Hyäne in der Falle gefangen.

Am 19. Mein Bruder John findet Steine, die sich zu Mühlsteinen eignen, und macht sich mit Hülfe eines der Hottentotten an den Bau einer kleinen Mühle nach dem Muster der Wenzel Coetzerschen.

Am 26. Erhalten wir einen Besuch von dem Oberbeamten unseres Districts, Hauptmann Stockenström, und Hrn. Hemming, der sich in seiner Begleitung befindet. Sehr angenehme Unterredung.

Am 29. Mein Vater entgeht mit genauer Noth der Gefahr, von einem wüthenden Stier durchbohrt zu werden. Der Brand läßt sich im Weizen blicken.

Am 30. Erhalten wir ein großes Paket mit Briefen und Zeitungen aus Schottland; alle von außerordent-

lichem Interesse. Dies ist die erste Sendung brittischer Zeitungen, die wir erhalten haben.

Weiter, als das in dem Vorstehenden Mitgetheilte, fiel mehrere Monate hindurch nichts Erwähnenswerthes vor, nur daß unser heranreifendes Getreide von einer Art Mehlthau oder Brand verdorben wurde, der im vorhergehenden Sommer zum ersten Mal in der Colonie sich gezeigt hatte, und mehrere Jahre hinter einander fast die ganze Weizenernte der brittischen Ansiedler vernichtete. Dies war höchst entmuthigend für uns; da jedoch das Gouvernement, unter Berücksichtigung dieses Unfalls, sämmtliche Ansiedler mit Mehlvorräthen ein halbes Jahr länger zu versehen fortfuhr, so litt unsere Colonie keinen wesentlichen Mangel.

Fünftes Kapitel.

Geschichte des Aufstandes der Grenz-Colonisten im Jahre 1815.

Ich habe bereits bei einer früheren Gelegenheit auf einen Aufstand holländisch-afrikanischer Bauern hingedeutet, der im Jahre 1815 ausbrach und dessen Brennpunct der Unterdistrict des Paviansflusses war. Da unsere Grundbesitzungen zu jenen gehörten, deren einige dieser Insurgenten verlustig gegangen waren, und die Einzelnheiten des Aufstandes auf eine treffende Weise den Charakter der Grenzcolonisten und die bürgerliche Lage sowohl dieser Classe von Leuten, wie ihrer farbigen Gutsunterthanen, wie sie noch wenige Jahre vor unserer Ankunft beschaffen war, bezeichnen und schildern, so will ich hier den Verlauf der Sache kurz erzählen. Ich habe die authentischen Details theils aus dem in holländischer Sprache abgefaßten gedruckten Bericht einer zur gerichtlichen Untersuchung der Verbrecher niedergesetzten Special-Commission *), und theils

*) Sententie in zaak van den Landdrost van Uitenhage etc. in Cas Crimineel, contra Hendrik Fredrik Prinslo (und 38 andern Individuen). Kaap de Goede Hoop 1816.

aus den mündlichen Berichten der Districtsbeamten und mehrerer Colonisten, welche in die Verschwörung selbst verwickelt gewesen waren.

Im Laufe des Jahres 1814 erschien ein Hottentott, Namens Booy, vor Gericht in Cradock und beschwerte sich über das willkürliche und tyrannische Betragen des Friedrich Bezuidenhout gegen ihn. Bezuidenhout war ein holländisch-afrikanischer Colonist, der an dem Orte wohnte, welcher gegenwärtig Cameron's Cleugh genannt wird und am Paviansflusse liegt, und die gegen ihn geführte Beschwerde rührte daher, daß er den Hottentotten, der mehrere Jahre in seinem Dienst gestanden hatte, jetzt nach dem Ablauf der Dienstzeit durchaus nicht ziehen und ihm eben so wenig seine wenigen Habseligkeiten verabfolgen lassen wollte. Hauptmann Stockenström, welcher damals den Posten eines Oberbeamten des Cradockbezirks bekleidete, gab dem Kläger ein Schreiben an den Unterbeamten Oppermann mit und ertheilte diesem die Weisung, die Sache zu untersuchen und, sofern sich die Beschwerde des Booy als gegründet ausweisen sollte, dafür Sorge zu tragen, daß ihm nicht nur ein ruhiger Abzug, sondern auch die Mitnahme seines Eigenthums gewährt werde. Der Unterbeamte verfügte sich demgemäß mit Booy nach dem Wohnort Bezuidenhout's und fand die Aussage des Hottentotten vollkommen der Wahrheit gemäß. Der Bauer räumte Alles ohne Weiteres ein; statt aber dem obrigkeitlichen Befehl zu gehorchen, erklärte er gradezu, daß eine solche Dazwischenkunft zwischen ihm, einem freien Bürger, und seinem Hottentotten eine ver-

messene Beeinträchtigung seiner Rechte und eine nicht zu duldende Anmaßung tyrannischer Gewalt sei. Er äußerte zugleich gegen den Unterbeamten, daß er sowohl ihm, wie dem Beamten, der ihn gesandt habe, Trotz biete, und um seinen Worten desto größeren Nachdruck zu geben, fiel er gewaltsamer Weise über den armen Booy her, schlug ihn auf's Härteste und sagte ihm dann, er möge nunmehr hingehen und den bürgerlichen Behörden anzeigen, er werde sie auf die nämliche Weise behandeln, wenn sie es wagen sollten, auf seinen Grund und Boden zu kommen, um das Eigenthum eines Hottentotten zurückzufordern.

Um sich das Betragen, welches Bezuidenhout bei dieser Gelegenheit beobachtete, desto leichter erklären zu können, ist hier zu bemerken, daß, bis zu einer verhältnißmäßig ganz neueren Zeit, die hottentottische Bevölkerung innerhalb der Grenzen der Colonie allgemein in einem Zustande der entehrendsten Knechtschaft unter den afrikanischen Bauern gehalten worden war. Die Hottentotten waren in der That der Gewalt der weißen Colonisten gänzlich preisgegeben, und in den entlegeneren Districten verfügten ihre Herren factisch über ihr Leben und ihre Gliedmaßen, so wie über ihre Kinder ganz nach Gutdünken. Im Jahre 1809 hatte der Graf von Caledon, damals Gouverneur am Cap, den menschenfreundlichen Versuch gemacht, diese Menschenclasse aus ihrer elenden und schutzlosen Lage zu befreien, und zu diesem Ende eine Proclamation erlassen, wodurch er unter Anderm den Colonisten untersagte, die Kinder der dienstpflichtigen Hottentotten unter dem Namen

Lehrlinge bis zu deren 25. Jahre und die Erwachsenen unter anderen Vorwänden oft auf Lebenszeit zurückzuhalten, was sie seit so langer Zeit als ein gesetzmäßiges und unbestreitbares Recht ausgeübt hatten. Diese Proclamation, welche noch verschiedene andere Verfügungen enthielt, die offenbar darauf hinzielten, das Loos der Hottentotten zu erleichtern und sowohl ihren Personen, wie ihrem Eigenthum Schutz zu gewähren, war unter den obwaltenden Umständen und Verhältnissen damals gewiß eine fast eben so werthvolle Handlung der Gerechtigkeit und Menschenfreundlichkeit, als die 19 Jahre später von dem General Bourke erlassene hochherzige Verordnung. Allein zum Unglück für die Hottentotten und die Colonie, wurden viele der zweckmäßigsten Verfügungen des Lord Caledon durch andere Bestimmungen, veranlaßt durch gewisse Bezirksbeamten, welche den ersteren, um die egoistischen Gesinnungen der bevorrechteten Classen zu beschwichtigen, eine Deutung gaben, die gewiß nicht in der Absicht des Gouverneurs lag, theils geschwächt, theils völlig unwirksam gemacht. Noch beklagenswerther aber war, daß der Nachfolger des Lords, Sir John Cradock, den Vorstellungen der Colonisten volles Gehör schenkte und durch eine im Jahre 1812 erlassene Proclamation ie wesentlichste Bestimmung der oben erwähnten seines Vorgängers, welche den unterdrückten Eingeborenen ein Recht auf ihre Kinder sicherte, aufhob, also dem unerträglichen Joch, unter welchem die farbigen Eingeborenen seufzten, eine fernere Dauer von zwölf Jahren bereitete.

Bei diesem Stande der Dinge und bei dem Vorhandensein von Districtsbeamten, welche im Allgemeinen in den Ansichten der übrigen Colonisten befangen waren, konnte die Beschützung der eingeborenen Farbigen gegen Unterdrückung gar nicht außer Frage gestellt werden. Wenn der Ortsbeamte, wie im vorliegenden Fall, zufällig ein Mann von aufgeklärten Begriffen und entschlossenem Charakter war, so konnte allerdings gelegentlich ein kräftiger Versuch gemacht werden, zur Vertheidigung der Eingeborenen einzuschreiten, so weit das Colonialgesetz seinen schwachen und zitternden Arm auszustrecken vermochte. Allein die Entrüstung und Erbitterung, womit eine derartige Dazwischenkunft zurückgewiesen wurde, zeigte deutlich, wie selten sie bisher wirksam geltend gemacht worden war. Hinsichtlich Bezuidenhout's ist überdies noch zu bedenken, daß er und seine Gefährten schon seit den, von Barrow so treu geschilderten, früheren Zeiten des gesetzlosen Zustandes in der Colonie, wo die Bauern die Hottentotten nach ihrer Willkür zu tödten und zu verstümmeln pflegten, in diesem wilden und einsamen Grenzbezirk, in welchem die Verfügungen des Gouvernements in Betreff der Ureinwohner nur von Hörensagen bekannt waren, und Ausdrücke, wie „Rechte der Eingeborenen" u. dgl. m. mit unbedingter Verachtung vernommen wurden, gewohnt hatten. Der wüthende Trotz, womit dieser rohe Bauer die Vermittelung des Beamten zu Gunsten Booy's aufnahm und der Anklang, den seine Entrüstung, als ein freier Bürger beleidigt worden zu sein, bei einem gro-

ßen Theil der benachbarten Colonisten fand, läßt demnach auf eine überzeugende und lehrreiche Weise erkennen, wie entsetzlich die moralischen Gefühle der gebietenden Menschenclasse bei der unbeschränkten Ausübung willkürlicher Gewalt verwildert waren und in welcher bejammernswerthen Lage die unter ihren Füßen sich krümmenden Eingeborenen sich befanden.

Der Oberbeamte leitete, auf den Bericht über das strafbare Betragen Bezuidenhout's, ein gerichtliches Verfahren gegen ihn ein. Allein der Bauer nahm die ihm zugehenden gerichtlichen Vorladungen mit der nämlichen Verachtung auf, mit der er den amtlichen Verweis zurückgewiesen hatte, und drohte den Gerichtsboten sogar mit persönlichen Mißhandlungen. Die Sache wurde hierauf im Jahre 1815 in aller Form bei dem Obergericht zu Graaf-Reynett anhängig gemacht, und als der Vorgeladene auch hier denselben Ungehorsam bewies, ward er zu einer Gefängnißstrafe dieserhalb verurtheilt.

Jetzt galt es, mit Nachdruck zu verfahren, oder zu gewärtigen, die Gesetze und Gerichte der äußersten Verachtung auf Seite der Colonisten preisgegeben zu sehen. Hauptmann Stockenström, der unlängst zum Landdrosten des Districts ernannt worden war, fertigte also den Gerichtsvollstrecker ab, um Bezuidenhout zur Haft zu bringen, gab ihm aber zugleich eine Militairbedeckung, um seine Amtspflicht wirksam ausüben zu können, mit, da der verwegene Bauer geschworen hatte, sich unter keiner Bedingung fügen zu wollen. Kaum sah denn auch Bezuidenhout das Detachement kommen,

als er mit der ihn und die Uebrigen dieser Menschenclasse charakterisirenden verzweifelten Entschlossenheit in eine Felsenhöhle, die er schon vorher mit Lebensmitteln und Schießbedarf, um einer förmlichen Belagerung Trotz bieten zu können, hatte versehen lassen, sich zurückzog und zwei junge Leute, die bei ihm wohnten, ihn mit ihren Waffen zu begleiten zwang. Hierauf eröffnete er ein lebhaftes Feuer auf den Gerichtsvollstrecker und die Truppen. Die Höhle wurde alsbald umstellt und das ungeachtet aller Vorstellungen und Ermahnungen fortgesetzte Feuer erwiedert. Die Belagerten suchten Schutz hinter den großen Erhabenheiten und Vorsprüngen des Felsens, wobei namentlich der Anführer von seiner langgezogenen Elephantenbüchse so oft wie möglich Gebrauch machte. Hierbei aber vergoß er seine eigne Gefahr so sehr, daß er dem Feuer der Truppen sich bloßstellte und endlich von einem hottentottenschen Soldaten erschossen wurde. Kaum war er gefallen, als seine beiden Kampfgenossen, von denen der eine ein Bastaard oder Mulatte war, sich ergaben. Sie wurden nach Graaf-Reynett gebracht und gefangen gesetzt, aber nach einiger Zeit wieder freigelassen.

Dieser Vorfall bewirkte eine große Aufregung in der ganzen Gegend. Sogleich versammelten sich zahlreiche holländisch-afrikanische Colonisten vom Paviansflusse, aus dem Tarkathal und den angrenzenden Unterbezirken um den Leichnam ihres getödteten Cameraden, dessen Anblick die schon durch geistige Getränke stark aufgeregten Gemüther noch mehr entflammte und über welchem sie dem Landdrosten und den übrigen Beamten

Tod und Verderben schworen. Bei dem, was sie im Branntweinsrausche beschlossen hatten, blieben sie aber nicht stehen, sondern sie hielten bald nachher unter dem Vorsitz eines gewissen Heinrich Prinslo eine große Versammlung im Tarkathal, in der sie ihre Beschwerden über die zur Beschützung der Eingeborenen erlassenen Verfügungen und die Ausführbarkeit der Abwerfung ihres vermeintlichen Joches erörterten und einen allgemeinen Aufstand, zur Vertreibung der Engländer aus den östlichen Theilen der Colonie, wobei sie auf die Hülfe und den thätigen Beistand der Kaffern rechneten, beschlossen. Sie wollten, wenn sie auch eine gänzliche Unabhängigkeit von dem englischen Gouvernement nicht würden erzwingen können, wenigstens eine Wiederherstellung des bisherigen Zustandes der Dinge, der ihnen freilich sehr günstig war und ihrer Willkür freien Spielraum ließ, zu bewirken streben.

Nachdem diese Punkte in Richtigkeit gebracht worden waren, wurde von einem der Anwesenden, Bothma genannt, der früher wegen Fälschungen aus der Colonie verbannt worden, ein Schreiben an einen gewissen Krugel zu Rhinosterberg, im nördlichen Theile der Colonie, einen Mann, auf den sie großes Vertrauen setzten und den sie in diesem Schreiben aufforderten, die Bewohner jener Gegend in die Waffen zu rufen, aufgesetzt und von Prinslo unterzeichnet. Zwei Brüder, die den Namen Müller führten und denen man Zutritt zu der Versammlung gestattet hatte, wurden zu Ueberbringern des Briefes ausersehen; allein sie gingen damit zu dem Militairbefehlshaber des Bezirks, van

Wyk, einem Mann von erprobter Treue gegen die Regierung, und dieser eilte, nachdem er das Schreiben gelesen, sogleich zu dem Unter-Landdrosten in Cradock, Hrn. van de Graaf, um denselben von Allem in Kenntniß zu setzen. Es wurden nunmehr die zweckdienlichsten Maßregeln getroffen und Dragoner, von dem nächsten Militairposten am großen Fischflusse, abgeschickt, um sich der Person Heinrich Prinslo's zu bemächtigen. Dies wurde glücklich vollführt, ehe irgend einer der Mitverschworenen die geringste Kunde von den Maßregeln der Behörden erhalten hatte. Inzwischen konnte es nicht fehlen, daß die Verhaftung ihres Wortführers sie bald erkennen ließ, wessen sie selbst gewärtig sein müßten.

Weit entfernt, sich hierdurch abschrecken zu lassen, sannen sie vielmehr auf das geeignetste Mittel, ihr Vorhaben mit Erfolg auszuführen, und glaubten es in dem vermutheten Beistande der Kaffern gefunden zu haben. Sie schickten also eine Deputation an den Kaffernhäuptling Gaika, ließen ihm ein Bündniß mit ihnen, zur Vertreibung der Engländer aus den östlichen Bezirken, antragen. Um den afrikanischen Magnaten zu körnen, versprachen sie ihm den Besitz von Zureveld (Albany) und anderen Bezirken westlich vom großen Fischfluß, woraus die Kaffern durch die brittischen Truppen unlängst vertrieben worden waren; wogegen die Colonisten sich den östlich gelegenen Landstrich an den Kat- und Koonap-Flüssen vorbehielten. Gaika hatte jedoch einen zu richtigen politischen Blick, um sich von seinen alten Feinden locken zu lassen. Er

erklärte den Abgeordneten, er könne nimmer glauben, daß es den Colonisten mit ihrem Antrage Ernst sei, vielmehr werde man nur die Absicht haben, die Kaffern in die Ebenen zu locken, um sie desto sicherer vernichten zu können; sei aber ihre Aussage wirklich Wahrheit, so betrachte er die Colonisten als große Thoren, da für sie keine Wahrscheinlichkeit des Gelingens bei einem solchen Unternehmen vorhanden sei; und was endlich ihn selbst betreffe, so sei er nicht geneigt, sich wie ein einfältiges Wild zwischen einen Löwen auf der einen und einen Wolf auf der andern Seite (zwischen die Engländer und die Holländer) zu stellen. Kurz, er schlug es rundweg ab, in den Streit auf irgend eine Weise sich zu mischen.

Dies war aber nicht der einzige Fall, wo die Aufrührer in ihren Erwartungen sich getäuscht sahen. Ihr Plan, die nördlichen Bezirke durch Krugel in Aufstand zu bringen, schlug fehl, und in ihrer eignen Gegend ging es ihnen kaum besser. Der Militairbefehlshaber van Wyk, ein Mann von Talent und Unerschrockenheit, besaß einen großen Einfluß in dem Bezirk und berief die Colonisten seiner Militairabtheilung (im Tarkathal) zu ihrer Militairpflicht ein, um sie desto besser beaufsichtigen zu können; und als dies geschehen war, erschien der Landdrost Stockenström in ihrer Mitte und stellte ihnen das Wahnsinnige und Verbrecherische eines bewaffneten Widerstandes gegen das Gouvernement so eindringlich vor, daß die Uebelgesinnten eingeschüchtert und die etwa noch Schwankenden zu ihrer Pflicht gänzlich zurückgeführt wurden.

Die zusammenwirkenden Ursachen: die frühzeitige Entdeckung der verbrecherischen Plane, die Verhaftung des Haupträdelsführers, die Weigerung Gaika's zur Mitwirkung und die Energie der Localbehörden, hatten eine solche Wirkung, daß die Insurgenten nur sechzig Mann stark waren — größtentheils junge, unerfahrene Hitzköpfe, welche von den Mitteln des Gouvernements, dem sie Trotz zu bieten wagten, sich ganz und gar keinen Begriff zu bilden im Stande waren, also selbst nicht wußten, was sie thaten und welche Folgen sie treffen würden.

Diese Bande zog nach dem nächsten Militairposten zu van Aards und begehrte die Freilassung ihres Anführers Prinslo; da dies aber verweigert wurde, wagte sie keinen Angriff, sondern besetzte statt dessen einen das Thal des großen Fischflusses, am östlichen Ende des Boschberg-Rückens, dicht unterhalb der Mündung des Paviansflusses, beherrschenden Engpaß. Nach wenigen Tagen erschienen eine von dem Oberst Cuyler aus den Grenzbesatzungen eiligst zusammengezogene Abtheilung brittischer Truppen und ein Corps der eignen Landsleute der Rebellen, nämlich ein Corps Bürgermilizen, von ihren Localbeamten befehligt. Beim Vorrücken gewahrten sie die Insurgenten auf einer vorspringenden Anhöhe und sahen sie sich einander die Hände geben, zum Unterpfande des Gelöbnisses, bis auf den letzten Mann sich zu vertheidigen. Indem nun gleich darauf die Aufrührer ihre langen Gewehre anlegten und auf die Offiziere bei den Truppen zielten, auch zu gleicher Zeit Stimmen sich vernehmen ließen, welche

in holländischer Sprache den loyalen Bürgern zuriefen, sich von dem englischen Militair zu trennen, um Blutvergießen unter Brüdern und Freunden zu verhüten, ließ der Rittmeister (später Oberst) Fraser Halt machen und ging ganz allein auf die Rebellen zu, um mit ihnen in Unterhandlung zu treten. Es wurde ein Gewehr auf ihn angelegt und schon war ein Finger im Begriff, loszudrücken, um diesen braven und edelmüthigen Offizier niederzustrecken, als die Waffe von Wilhelm Prinslo — meinem nachherigen Bekannten, dem großen Wilhelm — zu Boden geschlagen wurde. Fraser rief den Anführern und Anderen, die er persönlich kannte und von denen er geliebt und geachtet war, zu, und sie sammelten sich um ihn her. Er stellte ihnen auf das Nachdrücklichste die Thorheit ihres Unternehmens, übermächtigen, von mehreren Seiten anrückenden Streitkräften die Spitze zu bieten und durch längeren Widerstand sich jede Aussicht auf Begnadigung zu versperren, vor und es gelang ihm, sie zur Einsicht und Erkenntniß zu bringen. Sie wurden gerührt, begannen in ihrem gefaßten Entschlusse zu wanken und nach kurzer Berathung waren Alle bereit, sich zu ergeben. Nur fünf der hartnäckigsten Verbrecher bestiegen, als sie sahen, daß das Spiel aus war, ihre Pferde und flüchteten sich den Paviansfluß hinauf. Es waren Hans Bezuidenhout, Bruder des getödteten Friedrich; Cornelius Faber, sein Schwager; Theunis de Klerk und Stephan und Abraham Bothma, sämmtlich in den Aufstand und dessen Organisation tief verwickelt. Die übrigen Insurgenten ergaben sich, ihrem Ent-

schlusse gemäß, dem Obersten Cuyler, der sie entwaffnen und, bis auf weitere Befehle des Gouvernements, nach Uitenhage führen ließ.

Mittlerweile wurde der Rittmeister Fraser mit einer Abtheilung hottentottenscher Dragoner zur Verfolgung der entflohenen Rebellen beordert. Bezuidenhout und Faber, welche ihren Wohnsitz in der Nähe der Quelle des Paviansflusses hatten*), bespannten ihre Wagen und fuhren mit ihren Familien und Habseligkeiten, und in Begleitung der Brüder Bothma, aus dem Thal hinaus über das Hochland nach der Grenze zu, wohin sie auch ihre sämmtlichen Viehheerden trieben. Der Rittmeister Fraser holte sie auf der Nordseite des Winterbergs, neben einer der Quellen des Tarkaflusses ein, und ehe sie noch von seiner Annäherung etwas ahneten, stellte er seine Mannschaft so auf, daß sie ihm nicht entrinnen konnten. Faber, der an der Spitze des Zuges ritt und grade mit dem Aufsuchen eines geeigneten Fahrweges beschäftigt war, war der Erste, der die Truppen erblickte, worauf er sogleich umkehrte, um Lärm zu machen; allein zu gleicher Zeit gewahrte er

---

*) Sie hatten späterhin Ländereien inne, die einen Theil des den Schottländern eingeräumten Ansiedelungsbezirkes bildeten. Bezuidenhout wohnte an dem Ort, welcher gegenwärtig Craig-Rennie genannt wird, und Faber hatte seinen Kraal abwechselnd in Clifton und Eildon. Sie bewohnten roh zusammengesetzte Schilfhütten, und hatten, mit Ausnahme eines von Bezuidenhout angelegten kleinen Weinberges, kaum einen Versuch zum Anbau des Bodens gemacht.

auch eine Truppenabtheilung auf der entgegengesetzten Seite, und so war es klar, daß an ein Entkommen nicht mehr zu denken war. Faber stieg nunmehr ab und war im Begriff, auf die ihm zunächst stehenden Truppen Feuer zu geben, als er selbst durch beide Schultern einen Schuß erhielt und zum Gefangenen gemacht wurde. Auch die Brüder Bothma wurden gefangen genommen, ohne ernstlichen Widerstand zu leisten. Nur Hans Bezuidenhout stellte sich mit einem verwegenen Muthe, der dem seines Bruders Friedrich nichts nachgab, neben seine Wagen und bot der ganzen Streitmacht, die ihn umringte, allein die Spitze. Dringend und zu wiederholten Malen wurde er aufgefordert, sich zu ergeben; allein hartnäckig wies er alle Vorstellungen zurück und streckte einen Soldaten, der an ihn abgeschickt wurde, todt nieder. Seine Frau, eine Schwester Fabers, war eine seiner würdige Amazone. Mit Hülfe ihres Sohnes, eines vierzehnjährigen Knaben, lud sie sieben Gewehre so schnell, wie ihr Mann sie nur abzufeuern vermochte, wobei sie ausrief: „Laßt uns nicht lebend in ihre Hände fallen! Laßt uns hier zusammen sterben!" Nach dem Fall des Soldaten wurde eine volle Salve auf sie gegeben, wodurch sowohl Bezuidenhout, wie seine Frau schwer verwundet wurden; demungeachtet fuhren sie mit unerschütterter Hartnäckigkeit zu kämpfen fort, bis ein tödtlicher Schuß die Laufbahn des Ersteren endete und das Weib in Folge der Erschöpfung und des Blutverlustes kampfunfähig wurde. Das Verhalten dieses Weibes setzte Jedermann in Erstaunen. Obgleich auf eine furchtbare Weise verwun-

det, war dennoch ihre Wuth und Festigkeit der Art, daß sie den Beistand des Wundarztes beharrlich zurückwies; späterhin wurde sie jedoch, gleich ihrem Sohn, der ebenfalls schwer verwundet worden war und einen ähnlichen Muth bewiesen hatte, wiederhergestellt.

Das Ende der ganzen Sache läßt sich mit wenigen Worten erzählen. Von 39 gerichtlich verurtheilten Aufrührern wurden 5, nämlich Heinrich Prinslo, Stephan und Abraham Bothma, Faber und de Klerk, am 9. März 1816 in van Aard's hingerichtet, wobei ihre sämmtlichen, zu Gefangenen gemachten Gefährten zugegen sein mußten, worauf die nicht Verurtheilten in Freiheit gesetzt wurden. Die Uebrigen erlitten mehr oder minder geringe Strafen und Krugel's Todesstrafe wurde in lebenslängliche Verbannung nach Botanybai umgewandelt. Mit vielen der Freigesprochenen kamen wir später in nähere Berührung und sie bewiesen sich, wenigstens gegen uns, als friedfertige Leute und freundliche Nachbaren. Auch fanden wir, daß sie als gehorsame Unterthanen der Obrigkeit gegenüber sich betrugen. Freilich hatten sie eine hinreichend starke Lehre erhalten.

Sechstes Kapitel.

Entmuthigende Vorfälle und Ereignisse im Beginn des Jahres 1821. Schilderung einiger Gegenden. Ansiedelung mährischer Brüder. Anekdoten aus den Kaffernkriegen.

Das Jahr 1821 nahm für Glen-Lynden einen traurigen Anfang. Zunächst wurde unsere ganze Weizenernte durch den Brand oder Mehlthau zu Grunde gerichtet. Sodann richtete eine über ein Vierteljahr anhaltende große Dürre schon seit December 1820 beträchtlichen Schaden an, indem sie das Gras auf den Weiden dörrte, den Fluß bis in die Nähe seiner Quellen eintrocknete, die Bewässerung unserer Obst- und Gemüsegärten hemmte und viele junge Bäume und andere Pflanzen zum Verwelken brachte. Etwa um dieselbe Zeit erhielten wir die Nachricht, daß die 500 Hochländer, welche erwartet wurden und deren Ansiedelung zwischen uns und der neuen Kafferngrenze angekündigt worden war, in Folge unvorhergesehener und widriger Umstände, den Plan zum Auswandern nach der Capcolonie gänzlich aufgegeben hatten; und um unseren getäuschten Hoffnungen die Krone aufzusetzen, mußte uns noch die schreckliche Kunde zu Ohren kommen, daß das Schiff, an dessen Bord eine andere Auswan-

derergesellschaft aus Schottland sich befunden, auf der Fahrt nach dem Cap in der Nähe des Aequators, am 13. Oct. 1820, durch Feuer zerstört und bei weitem der größte Theil der Leute elend ums Leben gekommen sei. Von 140 dieser unglücklichen Auswanderer waren nur 16, die sich in Böte geflüchtet und auf einem zufällig vorübersegelnden Schiffe Aufnahme gefunden hatten, mit dem Leben davon gekommen. Diese in einer und derselben Zeit zusammentreffenden Unglücksfälle schlugen den Muth der meisten von den Unsrigen großentheils nieder, und ich wurde von einigen derselben dringend aufgefordert, bei dem Gouvernement um unsere Versetzung nach Albany nachzusuchen, da wir sonst, bei dem Ausbleiben der erwarteten schottischen Auswanderer, unter den rohen holländisch-afrikanischen Bauern in dieser entlegenen und bloßgestellten Gegend der Grenze ganz allein gelassen werden würden. Es gelang mir indessen, sämmtliche Familien zu bewegen, es mit unserm dermaligen Wohnsitze noch länger zu versuchen; und das Aufhören der Dürre gegen Ende März und die Ankunft eines Corporals mit fünf Mann von dem Cap-Corps (hottentottischen Militair), welche der stellvertretende Gouverneur auf mein Ansuchen mit gütiger Bereitwilligkeit uns zur Beschützung unserer Ansiedelung sandte, um an die Stelle der Bezirks-Hottentotten zu treten, trugen nicht wenig zur Wiederherstellung der Zuversicht und Zufriedenheit bei.

Von dem Wunsche erfüllt, die Colonie und die verschiedenen Classen der Bevölkerung näher kennen zu lernen, beschloß ich die jetzt durch die Anwesenheit

unserer neuen Schutzwache und verstärkte Sicherheit sich nun darbietende Gelegenheit zu benutzen und Hrn. Hart auf einer Reise durch einen selbst von den älteren Colonisten selten besuchten Theil des Landes zu begleiten.

Wir machten uns am 25. März in Begleitung eines Hottentotten von Somerset aus auf den Weg, der uns zunächst über große, durch die starke anhaltende Hitze noch dürre Ebenen und wellenartige, mit braunen Kräutern spärlich bewachsene und durch zahllose Heerden von Springböcken (antilope euchore) belebte Anhöhen führte. In der ersten Hälfte des Tages sahen wir an den Ufern des kleinen Fischflusses diese Heerden in solcher Menge, daß sie, so weit das Auge reichte, die Oberfläche des Bodens im wahren Sinne des Wortes besprenkelten, so daß wir, nach unserer Berechnung, bisweilen nicht weniger, als zwanzigtausend dieser allerliebsten Thiere auf einmal erblickten. Sobald wir ihnen nahe kamen, rannten sie davon mit jener behenden Leichtfüßigkeit, welche die Veranlassung zu der von den Colonisten ihnen beigelegten Benennung gegeben hat. Wahrscheinlich gehörten sie zu den Wanderschwärmen, welche bisweilen nach lange anhaltender Dürre die Colonie von den nördlichen Steppen aus überschwemmen.

Nachdem wir die Antilopen-Heerden passirt hatten, wurde das Land noch wüster und öder und die Mittagssonne schoß aus einem wolkenlosen Firmament ihre brennenden Strahlen auf uns herab. Die einförmige Gegend breitete sich weit um uns her aus

und wurde nur hier und dort von einigen der größe-
ren einheimischen Vögel belebt, z. B. dem weißen Geier,
der hoch in der klaren Luft über uns schwebte; dem
Secretär, der mit seinen langen, befiederten, schwar-
zen Beinkleidern ähnlichen Beinen linkisch umherspa-
zierte und seinen Lieblingsfraß, die Schlangen, von
denen das durch die Hitze ausgedörrte Land wimmelte,
aufsuchte, und dem stattlichen wilden Pfau, dem Trap-
pengeschlecht angehörig und etwa doppelt so groß wie
ein Truthahn, dessen Fleisch für das beste von allem
befiederten südafrikanischen Wild gehalten wird. Diese
Vögel und einige Strauße, die sich in der Ferne blik-
ken ließen, waren, nachdem wir die Springböcke aus
den Augen verloren hatten, die einzigen lebenden Ge-
schöpfe, die wir hier vorfanden, zahllose grüne, gelbe,
braune und gefleckte Eidechsen ausgenommen, welche
fast auf jedem Stein und Ameisenhaufen, womit die
dürre Wüste ausgestattet war, lagen und sich sonnten.
Da seit vielen Monaten hier kein Regen gefallen war,
so war das Erdreich gänzlich ausgetrocknet und ver-
ödet, und wurde daher von den kleineren Vögeln und
den Gras fressenden Thieren gemieden. Das tiefe, me-
lancholische Schweigen wurde — unsere eignen Stim-
men und den Hufschlag unserer Pferde ausgenommen —
durch nichts unterbrochen; sogar von dem Sumsen
der wilden Biene und dem Zirpen der Grille war nichts
zu vernehmen.

Endlich nach einem beschwerlichen Ritt von etwa
zehn teutschen Meilen, auf dem wir zuletzt nicht eine
einzige Quelle oder überhaupt auch nur einen Wasser-

tropfen entdeckt hatten, um unsern brennenden Durst zu löschen, erreichten wir gegen Sonnenuntergang die Behausung eines holländisch-afrikanischen Bauers, neben der eine kühle und klare Quelle aus einer Kluft des Zurebergs hervorsprang. Hier wurden wir mit aller der Gastfreundschaft empfangen, welche die Bewohner der aus einigen Pfählen und Schilfrohr zusammengesetzten Hütte darzubieten vermochten. Wir erhielten Hammelfleisch und Kartoffeln, mit wildem Honig angerichtet, zum Abendessen, und schliefen auf einer auf dem Boden ausgebreiteten und mit gegerbten Lammfellen bedeckten Binsenmatte.

Am folgenden Morgen in der Frühe ritten wir auf einem steilen und rauhen Pfade, der von dem auf die Hochlandweiden getriebenen Vieh gebahnt worden war, den ersten Rücken des Zurebergs hinan — eine Höhe von ungefähr 1500 Fuß über den unlängst verlassenen Ebenen. Oben auf dem Gipfel erblickten wir die steile Vorderseite des Boschberg-Gebirges, welches sich auf etwa zehn Meilen, gleich einem ungeheuren, unregelmäßigen Wall, längs dem Horizont erstreckte, während weiter nach Nordosten hin die noch höheren Berge in der Nähe der Kafferngrenze, als der Kahaberg, der Didima, der Luhenri und der riesenhafte Winterberg, unseren Blicken sich darstellten. Die Atmosphäre ist unter diesem Himmelsstrich in der Regel so rein und frei von Dünsten, daß große Gegenstände in einer sehr beträchtlichen Entfernung gesehen werden können und daher europäischen Augen oft weit näher erscheinen, als sie wirklich sind.

Wir setzten unsere Reise in südlicher Richtung über die verschiedenen Bergrücken des Zurebergs fort. Die Gipfel waren häufig fast ganz platt und mit langem, grobem Grase bewachsen, welches den Beinamen des sauren hat (daher die Namen Zureberg und Zureveld) und von Schafen und Rindvieh nur mit großem Widerstreben gefressen wird, wie es denn auch kein gesundes und nahrhaftes Futter genannt werden kann. Vielleicht waren aus diesem Grunde die engen Thäler dieses Bergrückens, obgleich hinreichend mit Wasser versehen, fast gänzlich unbewohnt. Auf einer Strecke von fünf bis sechs Meilen trafen wir nur ein einziges Wohnhaus an. Selbst das größere Wildpret schien auf diesem hochgelegenen Weiden spärlich zu sein, was aber vielleicht mehr von den häufigen Jagden auf diese Thiere, als von deren Widerwillen gegen das grobe Gras herrühren mochte.

Diese alpenartigen Einöden haben übrigens immer ihren Nutzen und interessante Seiten. Sie dienen zum Ansammeln der Wolken, welche die, die angrenzenden Ebenen und Thäler bewässernden Quellen und Ströme speisen, ohne welche das Land ganz und gar eine Wüste sein würde. Auch werden sie immer noch von verschiedenen schönen wilden Thieren — früher freilich in weit größerer Zahl — besucht, als von den Quagga's, Zebra's, Hartebeests, Rehen, Steinböcken, Oribi's 2c. Ferner halten sich in dem Grase mehrere Rebhühner- und Trappenarten und verschiedene kleinere Vögel, und in den Felsenschluchten zahllose Affen und Kaninchen auf. In den einzelnen Bäumen neben den in den tiefen

und einsamen Thälern sprudelnden Bächen erblickte man die hängenden Nester des Webervogels, und hoch in der Luft sah man Adler und Falken umherkreisen. Unter anderen merkwürdigen und seltenen Erzeugnissen des Bodens trafen wir in einer der unfruchtbarsten Schluchten dieser Gebirge den dem Palmengeschlecht angehörenden hottentottenschen Brotbaum an, der eine Höhe von acht bis zehn Fuß erreicht und eine Frucht trägt, welche, wie mir gesagt wurde, von den Eingeborenen in einen Teig geknetet und geröstet genossen wird. Er stand damals in der Blüthe, welche die Gestalt des Blumenkohls hat. Auch waren die flachen Gipfel der Berge häufig auf eine Strecke von mehreren Morgen mit lilienförmigen Blumen bedeckt, welche im Frühling den ganzen Boden mit ihren lieblichen blauen oder rothen Blüthen färben. Diese Gegend also, wie wenig sie sich zum Wohnsitz für civilisirte Menschen eignen mochte, war keineswegs ohne passende Bewohner und eben so wenig ohne Zeichen und Beweise der Schönheit und Nützlichkeit in den wohlthätigen Anordnungen einer Schöpfung, in der, selbst in der unfruchtbaren Wüste oder auf den nackten Felsen, nichts ohne Plan oder entblößt von Allem gelassen ist. Der Anblick dieser Gebirgsgegend und die offenbare Aehnlichkeit zwischen ihr oder vielmehr dem Lande im Allgemeinen und dem alten Palästina, riefen mir folgende Stellen aus dem 104. Psalm lebhaft ins Gedächtniß:

„Du lässest Brunnen quellen in den Gründen, daß die Wasser zwischen den Bergen hinfließen.

„Daß alle Thiere auf dem Felde trinken, und das Wild seinen Durst lösche.

„An denselben sitzen die Vögel des Himmels und singen unter den Zweigen.

„Du feuchtest die Berge von oben her; du machest das Land voll Früchte, die du schaffest.

„Die hohen Berge sind der Gemsen Zuflucht, und die Steinklüfte der Kaninchen.

„Die jungen Löwen, die da brüllen nach dem Raube, und ihre Speisen suchen von Gott.

„Herr, wie sind deine Werke so groß und viel! Du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll deiner Güter.“

Weiterhin gestaltete sich die Gegend romantischer und großartiger. Vor uns breiteten sich zu beiden Seiten, so weit das Auge reichen konnte, die unermeßlichen Waldungen aus, die sich von dem Zureberg sogar bis zur Seeküste an der Mündung des Buschmannsflusses erstrecken. Mitten in diesen Waldungen konnten wir deutlich die Windungen des Sonntagsflusses unterscheiden, welcher, nicht wegen des Laufes seiner Gewässer, sondern wegen der Farbe der hellgrünen Weidenbäume (salix Babylonica) an seinen Ufern, das Ansehen eines Drachenpfades oder einer Schlangenbahn der Mythologie hatte. Jenseits, weit nach Süden hin, ließ sich der indische Ocean, nebst den Gestaden an der Algoabai, wahrnehmen. Rechts und im Westen erhoben sich die Rietberg-Gebirge und phantastisch gebildeten Gipfel des Winterhoeks. Näher zu uns heran, aber versteckt zwischen den niedrigeren Bergen und umgeben von dichten Wal-

dungen, lag die Herrnhuther-Colonie Enon, der wir einen Besuch zudachten und die wir denn auch nach einem beschwerlichen Ritt durch unwegsame Gegenden glücklich erreichten *). Hr. Hart war mit den Missionaren wohl bekannt und außer diesem Umstande, der allein hingereicht haben würde, mir jede gastfreundliche Aufmerksamkeit zuzuwenden, hatte ich ihnen aus England mitgebrachte Bücher, so wie ein Empfehlungsschreiben von dem Director ihrer Missionen, Hrn. Latrobe, der dem Publicum als Verfasser eines Bandes von Reisen in der Capcolonie bekannt ist, übersandt. Ich wurde daher nicht nur mit jener freundlichen, zuvorkommenden Höflichkeit, welche die biederen Brüder jedem Reisenden erweisen, sondern auch mit einer Herz und Gemüth ganz besonders ansprechenden, liebevollen und patriarchalischen Herzlichkeit aufgenommen. Ich nahm daher gern ihre Einladung an, bei ihnen zu verweilen, während Hr. Hart in Amtsgeschäften nach der Algoabai reiste.

---

*) In einem neueren Bericht ist über diese Ansiedelung unter Anderm Folgendes enthalten: „Enon, nahe der Algoabai am weißen Fluß, der in den Sonntagsfluß fällt, zählt 450 Einwohner, von denen 334 getauft sind und zur Brüdergemeinde gehören. Die Missionare Lemarz, Hornig und Genth sprechen sich über den wahrhaft christlichen Sinn der Einwohner sehr günstig aus. Diese Station litt lange Zeit sehr von der herrschenden Dürre. Neunmal in einem Sommer war die Hitze über 100° Fahrenh. gestiegen. Endlich fiel im Anfang des Jahrs 1832 erquicklicher Regen, durch den sich Alles wieder erholte, der Fluß in Lauf, die Mühle in Gang gerieth, die Weiden üppig prangten, die Rinder fett wurden und von Milch flossen. Anm. d. Herausgebers.

Das Thal des weißen Flusses liegt unten am Zureberge, und dieses Gebirge erhebt sich hier bis auf etwa 2500 Fuß über die Oberfläche des angrenzenden Landes. Seine Abhänge und die das Thal umgebenden Nebenberge sind mit dichtem Waldgebüsch bedeckt; nur die Flußufer sind verhältnißmäßig eben und offen und bieten üppige Weiden mit nahrhaftem Grase dar. Die ganze Länge des Thals mag etwa zwei bis drittehalb teutsche Meilen betragen, und zwar von der Stelle an, wo der kleine Fluß aus der Bergspalte plötzlich hervorbricht, bis zu seiner Mündung in den Sonntagsfluß. Der obere Theil hat ein sehr malerisches Ansehen. Wenn man dem Laufe des Stroms, wie er durch die Wiesen sich schlängelt, folgt, so hat man rechts hohe Berge, die mit immergrünem Buschwerk bekleidet und von Kloofs oder Nebenthälern durchbrochen sind, in welchen letzteren stattliche, zu Bauholz sich eignende Bäume in Menge sich vorfanden. Links waren die Berge niedriger, aber ebenfalls mit Unterholz bewachsen und an vielen Stellen gewährten ihnen Felsen und Klippen von rother und anderer lebhafter Farbe eine größere Mannigfaltigkeit. Das durch diese waldigen Höhen sich windende Thal dehnte sich hier und dort zu einer beträchtlichen Breite aus und schien dagegen an anderen Stellen durch ungeheure Felsen- und Waldmassen dicht zusammengepreßt zu werden.

Enon lag fast in der Mitte des Thals und in der Nähe eines der durch den weißen Fluß gebildeten Seen, dem die Brüder den Namen Leguansteich beigelegt hatten, wegen der dort sich aufhaltenden Menge jener großen amphibischen Eidechsen, welche Leguane genannt werden.

Außerdem enthielt derselbe auch eine Karpfenart, die man in vielen südafrikanischen Flüssen antrifft.

Das Dorf war in der Gestalt einer langen Straße angelegt, und an deren Ende standen die Kirche, das Schulgebäude, die Werkstätten und Wohnhäuser der Missionare. Jedoch war erst ein geringer Theil dieser Gebäude vollendet*), indem die guten Brüder und deren hottentottensche Lehrlinge und Schüler während des Kaffernkrieges im Jahre 1819 von hier vertrieben worden und erst vor wenigen Monaten zurückgekehrt waren.

Die Zahl der Hottentotten in dieser Anstalt belief sich damals auf ungefähr 200. Ihre Wohnungen waren, mit wenigen Ausnahmen, kleine Hütten von sehr einfacher Bauart.

Das Land war hier bei weitem weniger angebaut, als in der später von mir besuchten älteren Missionsanstalt in Gnadenthal, wo das ganze Dorf von einem Walde von Fruchtbäumen eingeschlossen ist. Man muß jedoch bedenken, daß die Einwohner erst seit kurzem zu ihrem Wohnsitz zurückgekehrt waren, und demungeachtet hatten sie schon geleistet, was man vernünftiger Weise nur erwarten konnte. Der ganze Ort hatte ein sauberes, regelmäßiges, ehrbares Ansehen. Da war kein stürmischer Lärm, keine geräuschvolle Thätigkeit, selbst nicht in den Werkstätten, obgleich die Betriebsamkeit auf eine erfreuliche und ordnungsmäßige Weise sich hier äußerte; vielmehr schien eine angenehme ländliche Ruhe in der ganzen

---

*) Man vergleiche die vorige Note. Anm. d. H.

Ansiedelung zu herrschen und über das abgeschlossene Thal sich zu verbreiten.

Damals waren drei Missionare in Enon, zu denen aber noch ein vierter Bruder gehörte, der aber grade auf einer Reise sich befand. Sie waren sämmtlich Teutsche. Der älteste von ihnen und Vorsteher der Anstalt war der ehrwürdige Bruder Schmidt, der, nachdem er seine früheren Jahre als Missionar an der öden Küste von Labrador zugebracht hatte, nach Südafrika gesandt worden war. Seine Gattin, eine Engländerin, und damals die einzige Weiße in der Ansiedelung, schien für die Stellung, in der sie sich befand, in hohem Grade geeignet zu sein. Die beiden jüngeren der anwesenden Brüder waren schlichte teutsche Handwerker.

Regelmäßigkeit ist eins der charakteristischsten Merkmale des Herrnhuther-Systems, und eine selbst an Uebertreibung grenzende Ordnungsliebe waltet in jedem Theile ihrer bürgerlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen vor. Um hiervon einen Begriff zu geben, werde ich hier eine kurze Schilderung der in Enon eingeführten Lebensordnung, welche, meiner Vermuthung nach, auch in den übrigen Herrnhuther-Colonien von Südafrika beobachtet wird, geben.

Morgens sechs Uhr werden die Missionare und übrigen Dorfbewohner durch das Geläute einer vor dem Missionsgebäude angebrachten großen Glocke zusammenberufen, um das Morgengebet zu verrichten. Es wird ein geistliches Lied gesungen und ein Spruch aus der heiligen Schrift vorgelesen, der für Alle zum Gegenstande des Nachdenkens den Tag über bestimmt ist. Hierauf

trinkt Jeder eine Tasse Kaffee und geht dann an seine Beschäftigung. Um 8 Uhr ertönt die Glocke auf's Neue und ladet zu einem aus Fischen, Früchten, Eiern und kalten Fleischspeisen bestehenden Frühstück ein, bei welchem Jeder ein Glas Wein zu trinken pflegt. Vor und nach demselb n, wie überhaupt bei den Mahlzeiten, wird ein Dankgebet von allen Anwesenden verrichtet. Sobald das Frühstück eingenommen ist, wird in besonderen Zimmern eine kurze Zeit religiösen Betrachtungen und Andachtsübungen geweiht, worauf um 9 Uhr die Tagesarbeit wieder vorgenommen und bis Mittag fortgesetzt wird. Mit dem Schlage zwölf wird die Glocke wieder geläutet; die Arbeit ruht, die Schule wird entlassen und die Brüder und deren Familien versammeln sich im Speisesaale zur Mittagsmahlzeit. Die aufgetragenen Schüsseln sind bisweilen zahlreich (besonders, glaube ich, wenn Fremde da sind), jedoch besteht der größte Theil aus Früchten und Gemüsen, die selbst gezogen und verschiedenartig zubereitet worden sind. Ich habe nicht bemerkt, daß einer von den Brüdern mehr als ein einziges Glas Wein trank, und dieser wurde in der Regel noch mit Wasser vermischt. Das Mahl wird durch heitere Gespräche gewürzt und mit dem herkömmlichen kurzen Dankliede beschlossen. Sodann erheben sich Alle und begeben sich fort, um sich, Jeder nach seinem Belieben, zu beschäftigen oder die Zeit zu vertreiben. Die meisten Missionare halten nach Tisch eine kurze Nachmittagsruhe, was in der ganzen Capcolonie, außer bei den Engländern, gebräuchlich ist. Um 2 Uhr wird eine Tasse Thee oder Kaffee getrunken und Alle gehen fröhlich ihren Beschäf-

tigungen wieder nach, mit denen um 6 Uhr aufgehört wird. Diese letztere Stunde beschließt überhaupt die Tagesarbeit; der Schall der Glocke läßt sich abermals vernehmen und die Brüder versammeln sich zur Abendmahlzeit, welche aus leichten Speisen besteht und bald beendigt ist. Nach dem Abendessen begeben sich Alle in die Kirche, wo ein Text aus der heiligen Schrift erläutert oder eine Predigt gehalten und zwar entweder der ganzen hottentottenschen Gemeinde, oder auch nur einer von den verschiedenen Classen, in welche dieselbe, mit Berücksichtigung der Erkenntniß und Frömmigkeit, getheilt worden ist. Jeder begibt sich nunmehr zur Ruhe mit einer Miene der Zufriedenheit und des Frohsinns, die als eine natürliche Folge der Betriebsamkeit, Mäßigkeit und Abwesenheit irdischer Sorgen, so wie des Bewußtseins, die geistigen und körperlichen Kräfte zur Ehre Gottes und zum Wohl der Mitmenschen verwendet zu haben, zu betrachten ist.

Obgleich die mährischen Brüder es unausführbar oder unzweckmäßig finden, einige der eigenthümlichen oder vielmehr klösterlichen Einrichtungen, die man in ihren Colonien in Europa antrifft, z. B. die Trennung der Verheiratheten von den Unverheiratheten, der Jünglinge von den Jungfrauen u. dergl. m., in ihren Missionsanstalten beizubehalten; so hat sich doch auch hier ihre Genauigkeit und Förmlichkeit in der Classification geltend gemacht. Unter anderen Merkwürdigkeiten dieser Art will ich nur der seltsamen Anordnungen auf ihrem Gottesacker erwähnen. Dieser ist in verschiedene

Abtheilungen und Unterabtheilungen gebracht, von denen die eine die Gräber der verheiratheten Brüder und Schwestern, die zweite die der unverheiratheten Brüder, die dritte die der unverheiratheten Schwestern, die vierte und die fünfte die der getauften und verheiratheten Eingeborenen männlichen und weiblichen Geschlechts, die sechste und siebente die der unverheiratheten und ungetauften Eingeborenen umfaßt u. s. w. Dies heißt doch in der That die Classification aufs Aeußerste treiben, zumal es sich dabei lediglich um Staub und Gebeine handelt! Inzwischen hiervon abgesehen, gewährt der Todtenacker mährischer Brüder in Südafrika einen malerischen und zugleich das Gemüth mit sanfter Rührung erfüllenden Anblick; und namentlich bildete der von Enon einen erfreulichen Contrast mit den einsamen, aus einigen zusammengehäuften Steinen errichteten Gräbern, oder den vernachlässigten und verfallenen Kirchhöfen, die man in der Capcolonie in der Regel antrifft. In einiger Entfernung von dem Dorfe, jedoch nicht weit von dem Gotteshause gelegen und von einem anmuthigen, ewiggrünen Hain umgeben, wurde er so sauber wie ein Lustgarten gehalten. Das Leichenbegängniß ist bei den Herrnhuthern sehr feierlich und eindrucksvoll. Noch feierlicher aber muß die Andachtsübung sein, welche jährlich am Ostermorgen auf dem Friedhofe stattfindet, wo die ganze Bevölkerung des Dorfs sich versammelt, um der im Laufe des Jahres Dahingeschiedenen in frommer Andacht und mit Gebet und Gesang zu gedenken und für das Heil ihrer Seelen Gott anzuflehen. —

Die Missionare hier schienen, wie ihre teutschen Landsleute im Allgemeinen, viel Geschmack für Musik zu haben, und da die Stimmen der Hottentotten einen eigenthümlich weichen Klang haben, so war in ihrem Gesange nichts Gemeines oder Mißtönendes zu vernehmen, sondern im Gegentheil ein lieblicher, feierlicher und das Gemüth ansprechender Wohlklang. Aber nichts Rührenderes läßt sich denken, als wenn man sieht und hört, wie eine afrikanische Gemeinde ein christliches Kirchenlied in der Mitte vaterländischer Wälder, wo vor noch wenigen Jahren nur das Heulen von Raubthieren oder das Brüllen wilder Menschenhorden ertönte, mit volltönender, obgleich einfacher Melodie singt.

Von dem Wunsche beseelt, meine Kenntniß der Umgegend des weißen Flusses zu erweitern, stieg ich eines Morgens vor Sonnenaufgang zu Pferde, um in Begleitung eines mit seinem Gewehr und Jagdgeräth ausgerüsteten Hottentotten, der als Fußgänger mir zum Wegweiser diente, eine kleine Rundreise zu machen. Die Sonne war, als wir thalabwärts unsern Weg verfolgten, noch nicht über die buschreichen Berge emporgestiegen, und jeder Baum, jede Blume schimmerte und glänzte vom Thau und weckte ein erquickendes Gefühl der Frische in diesem vor Durst lechzenden Lande, wo der Regen zu ungewissen Zeiten fällt und oft sehr lange ausbleibt. Der üppige Duft des afrikanischen Jasmins, der mit seinen weißen Blumen die Felsen und alternden Bäume umrankte, gewährte mir eine angenehme Ueberraschung. Auch die blaue Glockenblume erblickte ich zwischen dem verworrenen Gestrüppe, durch

welches unser Weg führte. Ein kleiner Vogel wirbelte dann und wann einige Töne, die dem präludirenden Triller der Waldlerche glichen; allein der Gesang erstarb in einem schwachen Triller und nichts war mehr zu vernehmen, außer dem Girren der Turteltauben, welche selbst in dieser Jahreszeit (dem südafrikanischen Herbst) stets am frühen Morgen in waldiger Gegend sich hören lassen, was zwar angenehm, aber doch etwas monoton klingt.

Nachdem wir etwa eine Viertel- oder halbe Meile längs dem Fluß zurückgelegt hatten, schlugen wir links einen Pfad ein, der uns mitten in das niedrige Buschwerk, hinter den den weißen Fluß im Süden begrenzenden waldigen Höhen, führte. Nicht lange, so kamen wir in eine offene Gegend, die sich, so weit das Auge reichen konnte, in südlicher Richtung erstreckte und aus einer Menge oft bedeutender Grasflächen bestand, die für die Heerden der Ansiedelung treffliche Weiden darboten. Das Einzige, was hier fehlte, war Wasser, welches nur bei Regenwetter vorhanden war, und außerdem war diese Gegend den Einfällen räuberischer Kaffern sehr ausgesetzt gewesen. Mein Begleiter zeigte mir die Stelle, wo noch vor zwei Jahren neun seiner Gefährten von jenen Horden getödtet worden waren. Er theilte mir darüber Folgendes mit *).

---

*) Ein zweiter, nicht minder interessanter Bericht über diesen Vorfall wird in der zweiten Abtheilung dieses Werkes mitgetheilt werden. Anm. d. Herausgebers.

Während der Einfälle der Kaffern, nach der Verheerung ihres Landes durch die Colonialtruppen im Jahre 1818, wimmelten die Gebirge und Waldungen des Zurebergs von zahlreichen Räuberbanden dieser Barbaren, welche in einem Zustande großer Erbitterung auf dem Gebiet der Colonie sich ausb eiteten, mit dem Entschlusse, entweder das ihnen geraubte Vieh wieder zu holen, oder sich durch das der Colonisten zu entschädigen. Schon mehrmals hatten sie das Herrnhuther-Dorf mit nächtlichen Ueberfällen bedroht; und da es wohl bekannt war, daß einzelne Trupps in der Nähe lauerten, so wurde das Gemeinde-Vieh von zehn bis zwölf der entschlossensten und muthigsten, mit Gewehren bewaffneten Hottentotten beständig bewacht. Die Kaffern besaßen keine andern Waffen als Keulen und Wurfspieße und wußten aus Erfahrung recht gut, daß jene Hirten treffliche Schützen waren, und sie es demnach um so weniger mit den Feuerwaffen würden aufnehmen können. Demungeachtet waren sie entschlossen, Alles zu wagen, um in den Besitz der schönen Viehheerde zu gelangen, und ihr Versuch wurde mit glücklichem Erfolge gekrönt.

Die Hottentotten hatten eines Tages das Vieh auf die oben von mir erwähnten Grasflächen oder Waldwiesen getrieben, und da sie von dem Feinde keine frischen Spuren entdeckten, so setzten sie sich, etwa hundert Schritte von dem nächsten Waldsaum, zusammen nieder, legten ihre geladenen Gewehre dicht neben sich in das Gras und begannen ihre Pfeifen zu rauchen. Die Kaffern, welche alle ihre Bewegungen von den

benachbarten Anhöhen genau beobachtet hatten, hielten diesen Augenblick für günstig zum Angriff. Durch das Dickicht leise herankriechend, drangen sie behutsam bis an jenen Waldsaum vor, und als sie jetzt die unachtsamen Leute in lebhaftem Gespräch mit einander begriffen und den einen hier, den andern dorthin blicken sahen, stürzten sie plötzlich unter wildem Kriegsgeschrei, unzählige Hassagai's auf die Hottentotten schleudernd, hervor. Der Angriff geschah so unerwartet, daß nur zwei von den zehn Hottentotten Zeit gewannen, ihre Gewehre abzufeuern. Zwei der Angreifenden stürzten freilich; allein ihr Fall wurde durch die Niedermetzelung von neun Hirten blutig gerächt, und von diesem gelang es nur einem einzigen, sich, mit zwei Hassagai's im Fleische, durch die Flucht in das Gebüsch zu retten. Die ganze Viehheerde von etwa tausend Stück wurde eine Beute des Feindes.

Die auf solche Weise um's Leben gekommenen Leute waren die besten und betriebsamsten in der ganzen Ansiedelung und hinterließen sämmtlich Frauen und Kinder. Dieses Ereigniß erfüllte die Gemeinde mit Schrecken und Entsetzen, und da das Vieh ihre einzige Nahrungsquelle gewesen war und nunmehr auch das Dorf selbst mit einem Angriff bedroht wurde, so ward dasselbe gänzlich verlassen und die Missionare und deren Angehörige, überhaupt sämmtliche Einwohner, nahmen ihre Zuflucht nach der Districtsstadt Uitenhage, wo sie mit vieler Theilnahme aufgenommen wurden. Erst wenige Monate vor meinem Besuch waren sie, wie bereits er-

wähnt, von dort aus nach ihrem alten Wohnsitz zurückgekehrt.

Mit dieser und ähnlichen Erzählungen von den Kaffernkriegen unterhielt mich mein Wegweiser, während wir die Schluchten dieser waldigen Wildniß passirten, wo noch unlängst jene wilden Krieger gehaus't hatten und noch jetzt räuberische Horden derselben zu Zeiten sich versteckt halten sollten.

Ich will hieran einen kurzen Bericht über die Ermordung des älteren Stockenström, Landdrosten von Graaf-Reynet, und eines großen Theils seiner Truppen durch die Kaffern in dem Kriege von 1811, reihen, die ebenfalls in dieser Gegend statthatte. Auf unserer Rückreise führte mich Hr. Hart auf den Schauplatz der verrätherischen That und erzählte mir die Einzelnheiten derselben, welche mit anderen, später mir bekannt werdenden Nachrichten vollkommen übereinstimmten.

Hr. Stockenström, der von Geburt ein Schwede war und aus einer alten, angesehenen Familie seines Vaterlandes stammte, war im Jahre 1803, zu einer Zeit, als in den inneren Districten der Capcolonie die größte Anarchie herrschte, bewogen worden, das Amt eines Landdrosten von Graaf-Reynet zu übernehmen. In dieser Eigenschaft erwarb er sich durch seine Klugheit, Gerechtigkeit und Menschenliebe nicht nur die Achtung und Liebe der Colonisten und Hottentotten, sondern auch das Vertrauen der Grenz-Kaffern. Im December 1811, als die Militairmacht unter dem Obersten Graham auf dem Punkt war, in das Zureveld (Albany, mit Einschluß des Zurebergs u. s. w.) einzu-

rücken, um die Kaffern von diesem Gebiet zu vertreiben, wurde Hr. Stockenström abgeordnet, um mit Gaika Rücksprache zu nehmen und diesen Häuptling zu überzeugen, daß keine Feindseligkeiten gegen ihn, sondern nur gegen seinen Oheim Islambi, Habanna und Kongo und deren Verbündeten, welche einen von dem Colonial-Gouvernement in Anspruch genommenen Landstrich westlich vom großen Fischfluß besetzt hatten, beabsichtigt würden. Gaika beruh'gte sich dabei und machte sich verbindlich, von der Abwesenheit der Bauern von ihren Wohnsitzen keinen Vortheil zu suchen, sondern mit der Colonie im Frieden zu bleiben; und treulich hielt er sein Wort.

Die Colonialtruppen drangen in drei Abtheilungen in das Zureveld ein: den rechten Flügel befehligte der Major Cuyler, das Centrum, unter dem Oberbefehl des Obersten Graham, der Rittmeister Fraser, und den linken Flügel der Landdrost Stockenström. Am 28. December Morgens brach der Letztere aus seinem Lager am Fuß des Zurebergs, auf der Nordseite, mit etwa 40 Mann auf, um eine Zusammenkunft mit dem Obersten Graham zu halten; den Befehl über das Lager übertrug er mittlerweile seinem Sohn, dem Fähndrich (gegenwärtig Hauptmann) Stockenstr(m. Unterwegs war ein schmaler Bergrücken, der Schlächternacken genannt, und ein gleichfalls sehr schmaler Engpaß, zu passiren. Kaum hatte sich Stockenström mit seiner Mannschaft diesem Paß genähert, als sich zahlreiche Kaffernhaufen blicken ließen, welche aus dem Dickicht hervorkamen und sich auf beiden Seiten des engen Fuß-

pfades, den die Colonisten zu passiren hatten, um nach dem Hochlande auf der andern Seite zu gelangen, sammelten. Einige Bauern stellten die Nothwendigkeit vor, sich diesen Banden mit Vorsicht und Behutsamkeit zu nähern, während andere es für das Beste hielten, dem Angriffe der Kaffern zuvorzukommen. Der Landdrost aber, der ein großes Zutrauen zu dem hochherzigen Theil des Charakters der Kaffern hegte, betrachtete dies als eine treffliche Gelegenheit, um einen Versuch zu machen, dem Blutvergießen vorzubeugen. Er wollte nämlich die Kaffern in einer freundschaftlichen Zusammenkunft zu überreden suchen, das Land ohne weitere Feindseligkeiten zu verlassen; und zu diesem Zweck ritt er, ungeachtet der Vorstellungen seiner vertrautesten Rathgeber, der Unterbeamten Potgieter und Gryling, gradeswegs auf die Phalanx der kaffernschen Krieger zu und stieg in deren Mitte ab. Dieses ihnen geschenkte Zutrauen schien sie auf einmal gutwillig zu Allem gemacht zu haben, und die Häuptlinge und angesehensten Männer bildeten sogleich einen Kreis um den ehrwürdigen Beamten, dem die genannten Unterbeamten und mehrere andere Bürger dicht nachfolgten, entschlossen, Alles mit ihm zu theilen, was auch die Folge seines edelmüthigen Zutrauens sein möchte. Die Zahl der Kaffern mehrte sich mit jedem Augenblick; jedoch behielt die Unterredung fortwährend ihren freundschaftlichen Charakter bei, so daß selbst die argwöhnischsten Bauern alles Mißtrauen fahren ließen und sich unbesorgt unter die Afrikaner mischten. Der Landdrost Stockenström rauchte gemeinschaftlich mit den Häupt-

lingen in der freundschaftlichsten und vertraulichsten Art und schien ganz auf dem besten Wege zur Erreichung seines Zweckes zu sein, als einer von seiner Mannschaft eine dicht zusammengedrängte Masse von Kaffern erblickte, welche in den tiefer liegenden Theilen des Dikkichts sich abwärts hielten und offenbar mit einigen Häuptlingen durch Boten in Verbindung traten und dieselben bald in eine gewisse Unruhe setzten. Was zu diesen verdächtigen Bewegungen die eigentliche Veranlassung gegeben und um welchen Gegenstand es sich dabei gehandelt habe, läßt sich mit vollkommener Gewißheit nicht mehr ermitteln; jedenfalls aber blieb das Ergebniß das nämliche. Den glaubwürdigsten, später gesammelten Nachrichten zufolge, erhielten jene Kaffern Kunde von Feindseligkeiten der übrigen Abtheilungen der brittischen Streitmacht gegen ihre Landsleute, von denen mehrere getödtet worden. Dies regte sie zur größten Erbitterung an und reizte sie, an den in ihrer Mitte befindlichen Colonisten Rache zu üben. Die Grenzbauern mochten sie überhaupt durch die bei mehreren Gelegenheiten an ihnen selbst oder ihren Landsleuten verübten Grausamkeiten zu Rachegefühlen entflammt haben, und es ihnen daher um so leichter fallen, die Häuptlinge zu überreden, die jetzt dargebotene schöne Gelegenheit zu benutzen, um durch die Niedermetzelung der Colonisten einen panischen Schrecken in der Colonie zu verbreiten und die ganze feindliche Streitmacht von allen ferneren Unternehmungen zurückzuscheuchen.

Die zu Schlachtopfern auserkorenen Unglücklichen blieben keineswegs ungewarnt; denn jener Bauer, wel-

cher die erwähnte Beobachtung gemacht hatte, setzte den Landdrosten sofort davon in Kenntniß, ohne jedoch etwas Anderes, als ein Lächeln über die ängstliche Besorgniß zu bewirken. Allein fast in dem nämlichen Augenblick erhoben die Kaffern ihr schreckliches Kriegsgeschrei, welches von den benachbarten Bergen und Thälern auf eine große Strecke im Umkreise wieder ertönte, und fielen zu gleicher Zeit von allen Seiten über die Colonisten her. Das tragische Schauspiel war von kurzer Dauer. Hr. Stockenström und 14 seiner Begleiter fielen von unzähligen Wunden durchbohrt todt zu Boden. Diejenigen Bauern, welche ihre Gewehre zum Anschlag bereit hatten, feuerten zwar und tödteten einige Kaffern; allein die übrigen Colonisten, welche bereits schwer verwundet worden, waren froh, von der Schnelligkeit ihrer Pferde Gebrauch machen zu können. Sie entkamen glücklich und erreichten Abends das Lager des Obersten Graham, mit Ausnahme von zwei Personen, welche nicht im Stande gewesen waren, ihre Pferde zu besteigen, sondern sich in das Dickicht verkrochen und sich so den Blicken der Kaffern entzogen hatten, worauf sie in der Dunkelheit der Nacht auf dem nämlichen Wege, den sie Morgens gekommen waren, zurückkehrten. Einer dieser beiden Männer war mein nachheriger Bekannter Paul du Plessies in Zwagershoek.

Mittlerweile eilte ein kleiner Buschknabe (der Musketenträger eines Bauers), der dem Blutbade unbemerkt entronnen war, in das Lager, wo der Fähndrich Stockenström befehligte, und überbrachte diesem eine Stunde

nach dem tragischen Ereigniß die Nachricht von seines Vaters Tode. Die Empfindungen dieses (damals noch sehr jungen) Offiziers lassen sich besser denken, als beschreiben. Sofort eilte er mit etwa zwanzig Mann an Ort und Stelle. Unterwegs begegnete ihm ein zahlreicher Trupp Kaffern, welche von dem Schauplatze des Mordes mit den Gewehren und Pferden der niedergemetzelten Colonisten triumphirend zurückkehrten. Ein wüthender Kampf entspann sich, in welchem jedoch vermöge des offenen Terrains die berittenen Bauern entschieden im Vortheil waren. Die Kaffern, außer Stande, sich der so eben erbeuteten Feuerwaffen wirksam zu bedienen, wurden mit starkem Verlust in die Flucht geschlagen und auf das Hauptcorps ihrer Landsleute, welches eine feste Stellung an den gefährlichen Engpässen, in der Nähe des Mordplatzes, inne hatte, zurückgeworfen. Da die Sonne sich zum Untergange neigte und es überdies offenbar zu spät war, um noch irgend einen der auf dem Platze zurückgelassenen Colonisten zu retten, so zog sich der junge Stockenström nach einem vergeblichen Versuche, die Stelle, wo sein Vater gefallen war, aufzufinden, zurück, um das unter seinem Befehl stehende Lager, welches durch feindliche Abtheilungen von anderen Richtungen her bedroht war, zu beschützen.

Am folgenden Tage detachirte der Oberst Graham eine Cavalerie-Abtheilung unter dem Rittmeister Fraser und diese vereinigte sich, nachdem er von den Kaffern stürmisch, aber ohne Erfolg angegriffen worden war, mit den Truppen unter dem Fähndrich Stockenström.

Diese vereinigten Streitkräfte lagerten sich in der Nähe des Schauplatzes der verübten Gräuelthat und bestatteten die zerstümmelten Ueberreste des tief betrauerten Landdrosten und seiner unglücklichen Schicksalsgefährten.

Lebhafte Gefühle ergriffen mich, als ich diesen Schauplatz betrat und das dort stattgehabte Ereigniß mir im Geiste zu vergegenwärtigen suchte. Wohl begriff ich den Schauder, den Augenzeugen noch jetzt, nach einer so langen Reihe von Jahren, spürten, wenn sie davon erzählten und daran zurückdachten. Man stelle sich den wilden Freudenjubel, aus den Kehlen von zwei= bis dreitausend Barbaren über den Tod ihrer Feinde ertönend, den tausendfachen Widerhall, von nahen und fernen Bergen und Thälern erschallend, dazu die sonore Kraft der Stimme eines Kaffers, die düsteren und wundersamen Gestaltungen der ganzen Umgegend und das schauderhafte Schauspiel auf der Mordstätte selbst vor, und man wird einräumen, daß die Scene einen unbeschreiblich fürchterlichen und Entsetzen erregenden Charakter gehabt haben mußte.

Nachdem ich etwa eine Woche in Enon verweilt hatte, kehrte Hr. Hart von der Algoabai zu mir zurück und die Reise mit ihm fortsetzend, nahm ich von diesem romantischen Thal und dessen interessanten Bewohnern mit Gefühlen, die nicht so bald vergessen werden konnten, Abschied.

Siebentes Kapitel.

Unterredung mit dem stellvertretenden Gouverneur in Somerset. Dessen Einwilligung zur Erweiterung der Grenzen von Glen-Lynden, wo bald nachher Bastard-Hottentotten sich ansiedeln.

Im Juni 1821 besuchte der stellvertretende Gouverneur, Sir Rufane Donkin, die östliche Provinz, um die Lage und fortschreitenden Verhältnisse der britischen Ansiedler persönlich in Augenschein zu nehmen und ihren etwaigen Beschwerden so viel wie möglich abzuhelfen. Nach einer Rundreise in Albany begab er sich nach Somerset, wo ich zu ihm eingeladen wurde, da ihn dringende anderweitige Geschäfte verhinderten, seine Reise b s zu unserer Ansiedelung auszudehnen. Ich fand ihn durchaus geneigt, jeder vernünftigen Vorstellung Gehör zu schenken und alle uns noch im Wege stehende Hindernisse nach Kräften zu beseitigen. Er beklagte, daß wir uns in unseren Erwartungen hinsichtlich der schottischen Auswanderer, welche sich in unserer Nähe hatten niederlassen wollen, getäuscht gesehen, und nicht minder das traurige Schicksal, welches die übrigen Landsleute unterwegs auf of-

fener See betroffen; und da er uns ein Jahr zuvor Hoffnung gemacht, mit einer beträchtlichen Zahl unserer Landsleute in unmittelbare Verbindung gebracht zu werden, so machte er uns jetzt nach der Vereitelung dieser Hoffnung das Anerbieten, uns Alle, wenn wir es wünschten, nach Albany oder irgend einer andern Gegend unserer Wahl zu versetzen. Dies war in der That ein eben so gütiges als rücksichtsvolles Anerbieten. Allein die Unsrigen hatten sich nunmehr gänzlich darein ergeben, in Glen-Lynden zu bleiben, und so stellte ich dem Gouverneur vor, daß das wirksamste Mittel zur Beförderung ihrer Wohlfahrt eine mit freigebigem Sinn gewährte Erweiterung der Grenzen ihres Ansiedelungsbezirks sei, damit hinreichende Weiden erlangt und auf diese Weise die schottischen Ansiedler mit den älteren Colonisten der Umgegend auf gleicheren Fuß gestellt würden. Er willigte sogleich ein, und ertheilte Befehl zur Erweiterung unseres Gebiets bis zu den früher im Besitz von Friedrich Bezuidenhout befindlichen und unlängst einem Offizier von 72. Regimente, dem Hauptmann Cameron, eingeräumten Ländereien unten im Thale. Späterhin wurden noch einigen meiner Brüder und andern Mitgliedern unserer Gesellschaft an dem von Glen-Lynden durch eine Kette steiler Berge geschiedenen Mancazana-Arm des Koonapflusses besondere Ländereien eingeräumt. Dieser Theil unserer Niederlassung führt gegenwärtig den Namen Glen-Pringle. Sonach war es uns endlich gelungen, statt der, in Folge eines ängstlichen Festhaltens an dem Ansiedelungsplan der Regierung, uns anfangs eingeräumten

1100 Morgen, die kaum den vierten Theil der Ländereien eines Viehzüchters ausmachten, nicht weniger als 20,000 Morgen erhalten.

Wenige Wochen nach meiner Zusammenkunft mit dem stellvertretenden Gouverneur begleitete ich meinen Freund auf einer kleinen Reise nach Albany, auf der wir Grahamstown, Bathurst, Port Frances, Teopilus, Salem und alle Hauptniederlassungen der englischen Ansiedler vom Kareega an bis zur Mündung des großen Fischflusses besuchten.

Das Land, welches wir durchreisten, hatte im Allgemeinen ein malerisches Ansehen. Die grünen Wiesen und sanften grasreichen Hügel bildeten einen erfreulichen Contrast mit den düsteren Waldmassen, welche die wilden, rauhen Gegenden in der Nähe der größeren Flüsse überkleideten. Uebrigens fehlte es auch hier nicht an Gebüsch und Wald, und einzelne Dickichte von Unterwald wechselten mit Hainen von stattlichen Bäumen auf eine angenehme Weise ab. Unter den letzteren fand ich die erythrina cafra oder corallodendrum (von den Colonisten Cafferboom oder Kafferbaum genannt) vor, ein großer und prachtvoller Baum, der in der ersten Frühlingszeit in scharlachrothen Blüthen prangt. In den niedrigen Gründen, wo nur irgend eine Quelle oder ein Bach entdeckt und die Fruchterde aus den höher gelegenen Theilen des Landes herabgespült worden war, sahen wir den Ansiedler mit dem Anbau seines Feldes oder Gartens beschäftigt. Seine Schilf- oder aus künstlichem Flechtwerk zusammengesetzte Hütte stand in der Regel neben einer en-

gen Schlucht, im Schatten eines Hains oder Dickichts, und seine Viehhürden, seine Gartenbefriedigung und selbst die seinen Acker von dem des Nachbarn trennenden Hecken hatten ganz die Nettigkeit und Zierlichkeit, welwelche ein auf Ordnung haltender englischer Bauer auf dergleichen zu verwenden pflegt. Andererseits aber stießen wir nur zu häufig auf unverkennbare Merkmale von Trägheit, Nachlässigkeit, Trunkenheit und anderen Untugenden. Auch schienen viele selbst der betriebsamsten Colonisten die erforderlichen kräftigen Maaßregeln beim Anbau des Landes und zur Erweiterung ihrer Landwirthschaft nicht zur gehörigen Zeit getroffen, sondern damit zu lange gewartet zu haben, was denn freilich nur ihrer Unerfahrenheit beigemessen werden kann. Die meisten Wohnungen dieser englischen Ansiedler waren zur Zeit noch von der einfachsten Bauart, und nur wenige Häuser waren aus Backsteinen aufgeführt. Uebrigens verdient hier erwähnt zu werden, was ein Colonist am Capflusse äußerte, in dessen Wohnung Hr. Hart und ich eine Nacht zubrachten. Dieser Mann hatte früher einige Jahre in Canada zugebracht; allein er versicherte uns, daß, wenn auch Südafrika manche natürliche Mängel haben möge, diese doch, wegen seines milden und gesunden Himmelstriches, gar nicht in Betracht zu ziehen seien gegen die strengen und anhaltenden Winter und die endlosen Wälder von Nordamerika.

Um indessen auf unsere eigene Niederlassung zurückzukommen, so will ich zunächst bemerken, daß wir im Anfange Octobers durch die Entdeckung, daß in den

Felsenschluchten und Höhlen der wilden Gebirge zwischen uns und dem Tarkathal eine Bande räuberischer Buschmänner hauste, einigermaßen in Schrecken gesetzt wurden. Lieutenant Pettingal, ein Ingenieur-Offizier, der, von der Regierung mit der Landesvermessung beauftragt, sich damals in unserem Thale befand, machte diese Entdeckung, als er einige vermißte Pferde aufsuchte. Aus einzelnen Umständen argwöhnend, daß sie von Buschmännern geraubt worden seien, machte er sich mit einem bewaffneten Trupp auf den Weg und traf in einer der wildesten Schluchten der benachbarten Gebirge einige jener Räuber an. Sie hielten grade ein Frühstück von dem Fleisch eines Grauschimmels, den sie geschlachtet hatten, und brieten die Fleischstreifen mit der Haut daran über dem Feuer. Pettingal, vor Wuth über den vermeintlichen Verlust seines besten Racepferdes entbrannt, ließ eine volle Gewehrsalve auf sie geben, welche jedoch, dem Anschein nach, ohne Erfolg war, indem die Buschmänner mit unglaublicher Behendigkeit zwischen den Felsen und Gebüschen verschwanden. Er fand indessen einige seiner eignen Pferde und acht andere vor, welche unserem Nachbar Wenzel Koetzer gehörten und, gleich den übrigen, unter einem Felsenvorsprung, in der Nähe eines Berggipfels angebunden waren.

Nach der Erweiterung unsers Gebietes durch das Colonialgouvernement benutzte ich bereitwillig die erste sich uns darbietende passende Gelegenheit, um die Bevölkerung von Eingebornen auf demselben zu vermehren und dadurch die Mittel zu unserer persönlichen Sicherheit und zur vortheilhaften Benutzung des Landes zu

verstärken. Mehrere der Bastardhottentotten, welche während des ersten Halbjahrs bei uns sich aufhielten, gehörten einigen Familien aus dieser Classe an, welche unter dem Schutz eines alten deutschen Colonisten, Namens Stoltz, in Zwagershoek eine Reihe von Jahren gewohnt hatten. Diesem Manne scheint ein günstiger Bericht über die Behandlung, welche die Farbigen in Glen-Lynden erfahren hatten, zugegangen zu sein; denn im August 1822 schrieb der alte Stoltz an mich, und bat mich um eine gastfreundliche (herbergzaamlyk) Aufnahme auf unserem Grund und Boden für einige Familien seiner hottentottenschen Gutsangehörigen, und einige Zeit nachher sandte er mir einen Boten und ließ dringend auffordern, sogleich zu ihm zu kommen, da er im Sterben liege und vor seinem Tode noch gern nähere Rücksprache wegen seiner farbigen Gutsleute mit mir nehmen wollte. Ich ritt demnach mit Herrn G. Rennie zu dem alten Mann, der aber, wie wir bei unserer Ankunft in Zwagershoek erfuhren, schon zwei Tage zuvor gestorben war, so daß wir nur noch zu rechter Zeit kamen, um seinem Leichenbegängniß beizuwohnen. Dieses hatte am folgenden Tage statt und war ziemlich merkwürdig und charakteristisch. Das Leichenmahl, welches späterhin eingenommen wurde, rief mir einige von Walter Scott's lebendigen Schilderungen ins Gedächtniß zurück. Die einzigen wahrhaft Leidtragenden waren die Farbigen, welche jedoch zum Mahle nicht zugelassen wurden, sondern blos dem Sarge in demüthiger Ferne folgen durften. Das von dem Verstorbenen hinterlassene Grundeigenthum kam in den Besitz

von habsüchtigen Freunden, und die Mulatten, welche einen großen Theil desselben als Pächter und Dienstpflichtige inne gehabt hatten, wurden baldigst vertrieben. Die meisten dieser Leute strömten nunmehr nach Glen-Lynden, wo einige als Hirten und Ackerknechte in Dienst genommen wurden, während andere, welche Vieh besaßen, Theile unserer unangebauten Ländereien, gegen gewisse Dienste beim Anbau des Landes, in Pacht erhielten. Auf diese Weise vermehrten wir sehr die Zahl der arbeitenden Hände und hatten zugleich das Vergnügen, diese unterm Druck gehaltenen und verachteten Menschen zu beschützen und ihre Wohlfahrt zu befördern. Ueber ein Dutzend Familien fand demnach ein einstweiliges Unterkommen in unserem Thal, und einige derselben hatten unter dem menschenfreundlichen Schutz und Schirm des alten Stoltz ein bedeutendes Eigenthum sich erworben. Ein alter Hottentott, Klaas Eckhard (der eine Hand und ein Auge verloren hatte, aber, gleichsam um sich zu entschädigen, zwei Weiber besaß) war im Besitz von einem Ochsenwagen, 6 Stück Hornvieh, 25 Pferden und etwa 1000 Schafen und Ziegen. Nikolaus Block, welcher Haushofmeister bei Stoltz gewesen war, besaß einen Wagen, einen Pflug, 48 Rinder, 18 Pferde und gegen 500 Schafe und Ziegen; und Joseph Arendz hatte einen Wagen, 50 Rinder, 10 Pferde und ungefähr 300 Schafe und Ziegen. Bei Anderen war die Stückzahl des Viehes geringer. Dagegen besaßen zwei Brüder, Christian und Karl Groepe, welche vor der Hand Pächter meines Vaters geworden waren, einen Reichthum an Schafen, Rindern und Pferden, der den

aller übrigen zusammengenommen übertraf, und mit dem sie mit vielen der ärmern unter den holländisch-afrikanischen Bauern wetteifern konnten. Diese beiden Groepe's waren die Söhne eines alten deutschen Colonisten, der einst Unterbezirksbeamter von Zwagershoek gewesen war, aber (jetzt in einem sehr hohen Alter) gewissermaßen als ausgestoßen aus der Classe der Weißen betrachtet wurde, weil er seine Kinder mit einer Hottentottin erzeugt hatte.

Als diese Leute nach Glen-Lynden kamen, war der unmittelbar uns vorgesetzte Districtsbeamte, Hauptmann Harding, sehr im Zweifel, ob es uns nach den Colonialgesetzen gestattet wäre, sie nur als Pächter und nicht zugleich auch als Dienstpflichtige aufzunehmen. Nach dem fast allgemeinen Herkommen in der Colonie wurden sämmtliche Hottentotten, gleichviel ob von reinem oder vermischtem Geblüt, als unter der gesetzlichen Verpflichtung zur Dienstbarkeit stehend betrachtet, und der Hauptmann Harding, so sehr er auch als Mensch wie als Beamter sich auszeichnete, war gleichwohl in demselben Vorurtheile befangen. Da wir darüber verschiedener Meinung waren, so wurde die Sache zur Entscheidung des Oberbeamten, des Hauptmanns Stockenström, gestellt, welcher sich für die menschenfreundlichere und gerechtere Ansicht aussprach, worauf es denn bei dem Pacht- und Miethverhältniß der Mulatten aus Zwagershoek zu uns sein Bewenden behielt.

Da jeder Erwachsene unter diesen neuen Ansiedlern wenigstens mit einer Flinte und einem Pferde versehen war und ich als ihr nächster Beschützer betrachtet wurde

so sah ich mich unvermuthet in einen kleinen Grenzerhäuptling *) umgeschaffen, in welcher Eigenschaft ich binnen einer Stunde gegen dreißig bewaffnete Reiter (meine Landsleute und die mehrerwähnten sechs hottentottenschen Soldaten mitgerechnet) aufzustellen im Stande war. Wir hielten nunmehr unsere Ansiedelung gegen jeden ernstlichen Angriff von Seiten der wilden Eingeborenen der Nachbarschaft vollkommen gesichert.

Diese Mulatten waren ein scharfsinniger, thätiger und unternehmender Schlag Menschen; allein ihr unglückliches Verhältniß als eine herabgewürdigte Kaste, und die unregelmäßige Lebensweise, welche sie in gewisser Beziehung unter dem alten Stoltz geführt hatten, waren der Bildung von Sitten, die zu einer regelmäßigen Betriebsamkeit und einem moralischen Lebenswandel erfordert werden, nicht günstig. Stoltz selbst hatte das böse Beispiel eines immerwährenden Concubinats gegeben, und, was noch schädlicher war, die Colonialkirche hatte die Sanction gesetzlicher Ehen verweigert, ausgenommen bei zwei Paaren, welche Bedingungen erfüllt hatten, die unter den obwaltenden Umständen diesen Leuten in neunzehn Fällen von zwanzig durchaus un-

---

*) Um diesen Ausdruck richtig zu verstehen, verdient hier bemerkt zu werden, daß in der ältern Geschichte Schottlands häufig von Rittern und andern Kriegern die Rede ist, welche an der schottisch-englischen Grenze wohnten und auf das anderseitige Gebiet Raubzüge unternahmen, deren Abentheuer sich noch in vielen, namentlich von Walter Scott mitgeteilten alten Balladen erhalten haben. Diese Raubritter wurden borders oder Grenzritter genannt. Anm. des Herausgebers.

möglich waren. So z. B. hatte der Bezirksgeistliche dem Christian Groepe, einem der achtbarsten und gesittetsten von ihnen, die Einsegnung seiner Verbindung mit einer Frau, die an zwölf Jahre seine treue Lebensgefährtin gewesen war und ihm acht Kinder geboren hatte, verweigert, lediglich aus dem Grunde, weil das arme Weib nach verschiedenen Versuchen den Katechismus nicht genau hersagen konnte! Die Sache war die, daß unter den weißen Colonisten ein starkes Vorurtheil gegen die vollständige Zulassung der farbigen Classe zu den kirchlichen Vorrechten herrschte, und die meisten Colonialgeistlichen waren von den apostolischen Pflichten ihres heiligen Amtes so wenig durchdrungen, daß sie diesen unchristlichen, auch von den Colonialgesetzen leider unterstützten Vorurtheilen ihren Beistand liehen.

Ungeachtet dieser und anderer unvortheilhaften Umstände betrugen sich unsere mulattischen Hülfsgenossen als Körperschaft im Glauben außerordentlich anständig und gesittet. Ihre ehelichen Verbindungen bestanden, obwohl weder durch das Gesetz noch durch die Kirche anerkannt, mit wenigen Ausnahmen für die Dauer. Ferner waren sie zwar der Jagd und andern aus dem Müßiggange entspringenden Gewohnheiten halbcivilisirter Menschen ergeben, aber gleichwohl nicht abgeneigt, zu arbeiten, ja, tüchtig zu arbeiten, wenn eine Gelegenheit sich ihnen darbot, ihre Umstände dadurch zu verbessern. Neigung zum Trunk, wenn die Versuchung dazu in der Gestalt des Wagens eines Branntwein-Hausirers (eine der schlimmsten Landplagen in der Colonie) erschien, war vielleicht ihr größtes Laster. Und den-

noch besaßen Einige so viel moralische Kraft, um sogar dieser anlockenden Sünde zu widerstehen, wenn man sie auf das Schändliche derselben ermahnend aufmerksam machte, und selbst die ärgsten Säufer unter ihnen trieben dieses Laster wenigstens nicht übermäßiger, als viele der holländischen und englischen Colonisten. Mit wenigen Ausnahmen, wohnten sie regelmäßig und andächtig unseren Andachtsübungen bei, und was noch erfreulicher war, sie legten eine große Begierde an den Tag, lesen zu lernen und Bibeln zur Unterweisung ihrer Kinder zu erhalten.

Um diese Zeit ungefähr wurde unsere erweiterte Niederlassung in Unterabtheilungen gebracht und die verschiedenen Familien unserer Gesellschaft nahmen von den ihnen zufallenden Ländereien Besitz. Ich verlegte nunmehr meinen Wohnsitz nach Eildon, am unteren Ende unseres Gebiets, um das mir für meinen ältesten Bruder, der aus Schottland noch erwartet wurde, eingeräumte Grundeigenthum in Besitz zu nehmen.

Die Lieferungen von Mehl u. dergl. m. von Seiten des Gouvernements hörten zwar mit dem Schluß des Jahres 1821 auf, indessen da unsere diesjährige Weizenernte gut eingeschlagen war, und wir nunmehr auch schon ziemlich viel Schlachtvieh besaßen, so waren wir wenigstens nicht der Gefahr ausgesetzt, an den nothwendigsten Lebensbedürfnissen Mangel zu leiden. Wir schlachteten unsere Rinder und Schafe; wir hatten Milch, Butter und Käse; wir unterhielten eine Menge Federvieh und bauten mit glücklichem Erfolge Kartoffeln, Kürbisse, Melonen und fast alle gewöhnliche, auch ei-

nige in Europa nicht bekannte Gemüsearten an. Von unseren holländisch-afrikanischen Nachbarn lernten wir unsern Bedarf an Seife und Lichtern uns selbst zubereiten und aus mit Mimosa-Rinde gegerbten Fellen unserer Schafe und Ziegen lederne Jacken und Beinkleider verfertigen, welche in einem an dornichtem Gesträuch und Gebüsch so reichen Lande eine sehr passende und zweckmäßige Bekleidung bildeten. Was wir gelegentlich uns kaufen mußten, als Thee, Kaffee, Zucker, Wein, Gewürze u. s. w., war sonach eigentlich unter die überflüssigen oder doch minder entbehrlichen Dinge zu rechnen. Gewöhnlich erhielten wir diese Artikel zu gewissen Zeiten aus der Capstadt oder von der Algoabai und zwar auf einmal soviel, daß wir damit eine geraume Zeit ausreichten; nur einige Male traf es sich, daß unsere Vorräthe vor der Ankunft neuer zu Ende gegangen waren, so daß es uns eine Zeit lang grade an den für uns unentbehrlichsten Artikeln dieser Art, z. B. Thee u. Zucker, mangelte, indem weder in Cradock, noch in Somerset regelmäßige Niederlagen davon vorhanden waren.

Einst waren wir noch ärgeren Entbehrungen preisgegeben; denn im Sommer von 1821 — 1822 (dem europäischen Winter) wurden wir abermals von einer starken Dürre heimgesucht, welche so lange anhielt, bis unser kleiner Fluß kein Wasser mehr lieferte, und obgleich wir in künstlichen Behältern und Brunnen Wasser genug für uns und unser Vieh hatten, so konnten wir doch, weil die durch den Fluß getriebenen Mühlen jetzt still standen, unsern Weizen nicht mahlen und also auch

kein Brot backen. Alle unsere Nachbarn befanden sich fast in der nämlichen Lage, so daß wir von ihnen weder borgen noch kaufen konnten. Sie sowohl wie unsere Hottentotten nahmen die Sache sehr kaltblütig und erklärten, von Hammelfleisch und gekochtem Getreide einen Monat oder zwei, bis Regen fallen würde, recht gut leben zu können. In der That nähren sich auch viele von ihnen ausschließlich von Fleisch und Milch, ohne Brot und Gemüse. Allein bei uns war der Fall ganz anders, da wir an Brot zu sehr gewöhnt waren, um den Mangel desselben nicht auf das Empfindlichste zu spüren. Eine Zeit lang mahlten wir das Getreide auf der Kaffeemühle, allein diese wurde dadurch so stark beschädigt, daß es damit gleichfalls nichts war. Hierauf nahmen wir zu dem Zermalmen der Fruchtkörner zwischen zwei Steinen unsere Zuflucht und wurden dadurch wenigstens in den Stand gesetzt, ein paar kleine Kuchen täglich zu backen. Endlich erhielten wir eine Mehlsendung aus Somerset. Uebrigens kann ich bei dieser Gelegenheit nicht unerwähnt lassen, daß das Mehl, welches wir durch das Zermalmen des Getreides gewannen, so grob es auch sein mochte, dennoch ein Brot lieferte, welches mir süßer, als irgend je zuvor zuvor eins schmeckte, wozu nun freilich die Umstände das Ihrige beigetragen haben mochten.

Während meines Aufenthaltes in Eildon streifte ich oft in der weit ausgedehnten Gegend zwischen unserm Thal und der neuen Kafferngrenze, welche, seitdem im Jahre 1819 die Bewohner daraus vertrieben worden, verödet geblieben war. Dieser Landstrich wurde, als

er von dem Colonialgouvernement in Besitz genommen ward, das neutrale Land und späterhin das abgetretene Gebiet genannt. Die ehemalige Grenze der Colonie auf der Ostseite, wie sie im Jahre 1778 von dem holländischen Gouverneur Plettenberg festgestellt und 1797 bei einer Zusammenkunft mit dem Häuptling Gaika bestätigt worden, war der große Fischfluß, von dessen Mündung an bis fast zum Zusammenfluß mit dem Bavians-Rivier. Die neue Grenze dagegen wird hauptsächlich durch die Flüsse Keisi und Chumi gebildet, und jener dadurch gewonnene Landstrich begreift ungefähr anderthalb Millionen Morgen Landes in sich. Der obere unmittelbar an unsere Ländereien grenzende Theil ist eine von tiefen, an Weiden, Holz und Wasser reichen Thälern durchschnittene Gebirgsgegend. Die aus diesen Thälern und deren zahlreichen Nebenschluchten hervordringenden Gewässer bilden den Katzen- und den Koonapfluß.

Auf einem meiner Ausflüge war ich von einer aus unsern Mulatten-Hottentoten bestehenden Jagdgesellschaft begleitet und während diese unten in den Thälern jener Gegend das Elenthier, das Gnu und das Hartebeest verfolgten, bestieg ich den Winterberg, der höchste und merkwürdigste Berg in diesem Theile des Landes. Obgleich steil, kann man dennoch zu Pferde bis auf 1500 — 1600 Fuß vom Gipfel hinauf gelangen; sodann muß man, will man auf die Spitze selbst, an der Westseite hinaufklimmen, was an den übrigen Stellen, wo die Seitenwände steil wie eine Festungsmauer sind, unmöglich ist. Die Höhe des Winterberges wird in der Regel zu 6000 Fuß über der Meeresfläche angenommen;

allein einige Ingenieur-Offiziere, welche ihn kurz nach mir bestiegen, schätzten sie auf 8000 Fuß; und dennoch scheint mir auch diese Schätzung zu gering zu sein. Man genießt von dem Gipfel aus eine sehr weite Aussicht. Die Spitze des Winterberges ist in der Regel jährlich drei Monate hindurch mit Schnee bedeckt, woher, wie ich glaube, der von den Colonisten ihm beigelegte Name herrührt. Wir erblickten hier oben Ueberreste von Fellen, umherliegende Knochen und zerbrochene Pfeile in einer Schlucht, woraus wir schlossen, daß dort oder in der nächsten Umgegend Buschmänner hausen möchten. Und in der That, für diese Räuber konnte keine Gegend zu ihren Zwecken geeigneter sein, als die Nähe dieses hohen Berggipfels, von wo aus sie bei ihrem scharfen Gesicht die gesuchte Beute schon in weiter Ferne gewahren konnten.

Achtes Kapitel.

Mittheilungen über verschiedene, in der Colonie anzutreffende Thiere, als Löwen, Leoparden, Hyänen, den Secretär, den Webervogel, Schlangenarten u. s. w.

Ich will dieses Kapitel einigen kurzen Notizen über verschiedene der merkwürdigsten Thiere, mit denen wir im Laufe der Zeit mehr oder minder bekannt wurden, widmen; keineswegs in der Absicht, das Gebiet der Wissenschaften dadurch zu erweitern, sondern nur hauptsächlich, um dem Leser auch von Dem, was uns in dieser Beziehung begegnete, in Kenntniß zu setzen.

Von unsern Kämpfen mit den Raubthieren mag zunächst die Rede sein, und dem Löwen gebührt es, als König dieser Thiere, daß wir seiner zuerst gedenken. Der erste ernstliche Kampf der Ansiedler von Glen-Lynden mit diesem furchtbaren Thiere hatte im Juni 1821, grade während meiner Zusammenkunft mit dem Gouverneur in Somerset, statt, und es wurde mir nach meiner Rückkehr davon Folgendes erzählt. Einer unserer Mulatten-Pächter, der alte Hans Block, vermißte ein Pferd, von dem man nach einigen Nachforschungen an den Spuren im Sande erkannte, daß es von einem Löwen zerrissen worden war. Die kühnsten Männer der

Ansiedelung versammelten sich, um den Räuber anzugreifen und sie folgten seinen Spuren bis zu einer etwa eine Viertelmeile entfernten abgelegenen Stelle, wohin er das Pferd geschleppt hatte, um es in Ruhe verzehren zu können. Als sich die Jäger ihm näherten, zog er sich nach einigem Zögern in ein nahe gelegenes Dickicht zurück. In dieses feuerten die Jäger mit vollen Ladungen unablässig, nachdem sie auf einer benachbarten Anhöhe Fuß gefaßt hatten. Dieses Feuer schien jedoch keine Wirkung zu thun; der Löwe verhielt sich ruhig in seinem Versteck und regte sich nur dann mit furchtbarem Gebrülle, wenn die auf ihn gehetzten Wolfshunde, von denen er zwei tödtete, ihm zu nahe kamen. Endlich verlor Herr Georg Rennie, der Anführer der Jäger und ein Mann von verwegenem Muth, die Geduld, verließ die Anhöhe, und warf, sich dem Dickicht nahend, zwei große Steine in dasselbe. Dieser kühne Schritt trieb den Löwen hervor. Wüthend that er einen Satz und würde ohne Zweifel mit dem zweiten unsern Freund erreicht und zu Boden geschlagen haben, wenn nicht glücklicher Weise Hrn. Rennie's Lieblingshund dreist auf den Löwen losgerannt wäre und ihn angebellt hätte. Der arme Hund wurde im Nu zerrissen: ein einziger Schlag durch des Löwen Tatze belohnte seine edle Treue und Aufopferung mit dem Tode. Dieser Augenblick war indessen hinreichend zur Rettung seines Herrn, der sogleich einige Schritte zurückgesprungen war, während zu gleicher Zeit seine Gefährten von der Anhöhe aus mit Erfolg feuerten. Der Löwe stürzte von 8 Kugeln getroffen todt nieder

Unser zweites ernstliches Zusammentreffen mit dem Monarchen der Wildniß geschah gegen Ende April 1822, als ich bereits in Eildon wohnte. Mein nächster Nachbar damals war der Hauptmann Cameron, ein schottischer Offizier vom 72. Inf. Reg., der unlängst die an die meinigen grenzenden Ländereien, den Fluß weiter hinab, in Besitz genommen hatte. Eines Abends hatte ich ihn mit einem Freunde und einigen Anverwandtinnen zum Thee besucht. Die Entfernung bis zu seinem Wohnsitz betrug nur eine starke halbe Meile, weshalb wir uns als nächste Hausnachbarn betrachteten; und da das Wetter schön war und sich seit neun bis zehn Monaten kein Löwe im Thale hatte blicken lassen, auch keine Spuren eines solchen Raubthiers in diesem Zeitraume wahrgenommen worden waren, so beschlossen wir, den Mondschein abzuwarten und erst dann nach Hause zu reiten. Auf diesem Rückwege scherzten wir noch über Raubthiere und Kaffern. Der Theil des Thals, durch den wir kamen, hat ein wildes Ansehen und wird an mehreren Stellen durch Dickichte verengt; wir argwöhnten jedoch nicht im Geringsten, daß — was, wie sich später auswies, wirklich der Fall war — wir auf dem ganzen Heimwege von einem Löwen verfolgt wurden. Zu unserem Glück ließ er sich nicht blicken, sondern folgte uns in dem seitwärts befindlichen Gebüsch; wahrscheinlich hatte er sich wegen der Zahl der Reiter und Reiterinnen nicht herangewagt.

Um Mitternacht aber wurde ich durch einen ungewöhnlichen Lärm, der sich aus der dicht hinter unserer Hütte befindlichen Viehhürde vernehmen ließ, auf-

geweckt. Ich blickte hinaus und sah, wie sämmtliches Hornvieh wild über die hohe Dornenhecke setzte und auf dem äußern Platze umhersprang. In der Meinung, daß eine Hyäne, die ich beim Schlafengehen hatte heulen hören, die Thiere durch ihr Eindringen in den Stall aufgeschreckt habe, ergriff ich mein Gewehr und ging unangekleidet, wie ich war, hin, um auf das Thier zu schießen. Obgleich der unbewölkte Vollmond mit hellem Glanze schien, so daß man die kleinste Schrift hätte lesen können, war ich dennoch außer Stande, eine Ursache des Lärms zu entdecken; ich rief also einen Hottentotten herbei, befahl ihm, das Vieh wieder in den Stall zu treiben, und legte mich wieder ins Bett. Am folgenden Morgen kam der Hauptmann Cameron zu mir und erzählte, seine Hirten hätten an den Spuren eines großen Löwen entdeckt, daß derselbe uns am gestrigen Abend seitwärts gefolgt wäre; und als wir jetzt näher nachforschten, fand es sich, daß dieser unwillkommene Gast wirklich in meine Viehhürde eingedrungen war und ein Schaf fortgeschleppt hatte. Wir folgten zwar seinen Spuren, gaben jedoch die Absicht, auf ihn Jagd zu machen, auf, als wir fanden, daß er mit seinem Raube in die Gebirge sich zurückgezogen hatte.

Der Löwe war indessen keineswegs gesonnen, uns so leichten Kaufs fahren zu lassen, vielmehr kehrte er in der folgenden Nacht zurück und zerriß, kaum hundert Schritte vor der Thür unserer Hütte, mein Lieblingsreitpferd. Jetzt war es hohe Zeit, nachdrückliche Maaßregeln zur Selbstvertheidigung zu treffen. Ich sandte also einen Boten in der Niederlassung umher und ließ

eine Löwenjagd ansagen, zumal mir die Hottentotten versicherten, daß, da dieses Raubthier nur einen geringen Theil des Pferdes verschlungen habe, es ohne allen Zweifel in der Nähe sich verborgen halten müsse. Eiligst kamen die Jäger alle beritten und 17 an der Zahl, mit Einschluß der Mulatten und Hottentotten, zusammen, und brachten eine tüchtige Anzahl starker und großer Hunde mit.

Zunächst waren die Spuren des Löwen bis zu seinem Schlupfwinkel zu verfolgen. Dies thaten einige Hottentotten, welche zu Fuß uns begleiteten. Sie fingen von der Stelle an, wo das Pferd zerrissen worden war und folgten der Spur mit erstaunenswerther Leichtigkeit durch Gras, Kies, Gesträuch und überhaupt durch Stellen, wo ein ungeübtes Auge nimmer etwas von einer Spur gewahrt haben würde, bis sie endlich nach Verlauf von etwa einer halben Stunde des Löwen Schlupfwinkel in einem großen Gebüsch oder Dickicht glücklich ausgemittelt hatten.

Nunmehr handelte es sich darum, ihn aus seinem Hinterhalt hervorzutreiben; um ihn dann mit desto größerer Sicherheit und Erfolg in geschlossener Colonne angreifen zu können. Man pflegt in solchen Fällen das Thier durch Hunde zu necken, bis es aus seinem Schlupfwinkel auf das offene Feld herauskommt. Sämmtliche Jäger dringen dann zusammen vor und feuern mit möglichster Besonnenheit und Kaltblütigkeit einer nach dem andern oder auch mit vollen Salven. Stürzt der Löwe nicht sogleich, sondern wird wüthend und dringt auf seine Feinde ein, so müssen sie auf der Stelle einen

Kreis bilden, sich dicht neben einander halten und die Pferde mit den Hintertheilen auswärts stellen. Einige von den Jägern halten die Pferde bei den Zügeln, während die andern niederknieen und den Löwen fest aufs Korn nehmen. Er kommt bisweilen sogar bis nahe an den Kreis heran und duckt sich dann und wann, als wollte er die Entfernung und die Anzahl seiner Feinde messen. Dies ist der geeigneteste Augenblick, ihn durch den Vorderkopf zu schießen oder ihm an andern Stellen eine tödtliche Wunde beizubringen. Wird er jetzt abermals nicht gehörig getroffen, also seine Wuth nur noch gesteigert, oder werden die Pferde durch sein entsetzliches Brüllen wild und zur Flucht gereizt, so kann die Sache sehr ernsthaft werden und ein schreckliches Ende nehmen, besonders wenn nicht alle Jäger Männer von Muth, Kaltblütigkeit und Erfahrung sind. Allein, was namentlich die Grenzbauern betrifft, so sind dieselben in der Regel so treffliche Schützen und insbesondere so kaltblütig und bedachtsam, daß sie den furchtbaren Gegner fast jederzeit todt zu Boden strecken, sobald er ihnen nur irgend schußrecht kommt.

In unserem Fall gingen wir nicht so vorsichtig und besonnen zu Werke. Die Mulatten, welche uns die Beobachtung der vorstehenden und anderer, auf der Löwenjagd zu befolgenden Regeln ans Herz gelegt hatten, waren grade die Ersten, welche davon abgingen. Da sie sahen, daß unsere Hunde den Löwen wenig in Unruhe setzten, so theilten sie sich in mehrere Haufen, ritten um das Dickicht herum und feuerten hinein, aber ohne Erfolg. Endlich, nachdem einige Stunden auf

diese Weise vergangen waren, begann das schottische Blut einiger meiner Landsleute in Wallung zu gerathen und sie ungeduldig zu werden, und drei von ihnen, die Herren Georg und Johann Rennie und Jakob Ekron, Letzterer im Dienste meines Vaters, kündigten ihren Entschluß an, bis unmittelbar zum Löwen selbst vorzudringen, vorausgesetzt, daß drei Mulatten, welche ausgezeichnete Schützen waren, sie unterstützen und im Fall eines Angriffs von Seiten des Feindes auf diesen sogleich feuern würden. Sie wagten sich also, trotz den Warnungen Einiger von uns, die besonnener waren, bis auf 15 bis 20 Schritt zu dem Versteck heran, wo das Thier zwischen den Wurzeln eines großen Baumes lag und nur an einer Stelle den Weg nach dem freien Felde offen hatte. Sie glaubten es, als sie näher kamen, nicht nur deutlich zu erblicken, sondern auch zu sehen, wie es sie unter dem Laubwerke hervor anstarre. Nachdem sie hierauf ihre farbigen Gefährten nochmals zur Standhaftigkeit ermahnt und zum unverweilten Feuern, sofern sie fehlen sollten, aufgefordert hatten, schossen die verwegenen Schotten los und trafen — nicht den Löwen, wie es sich später ergab, sondern einen großen rothen Stein, hinter welchem er gelegen hatte. Ob nun eine der Kugeln ihn gestreift haben mochte, ist ungewiß, so viel aber gewiß, daß er ohne ein anderes Warnungszeichen, als ein Wuth und Grimm verkündendes Gebrüll, aus dem Gebüsch hervorschoß. Die Mulatten, statt ihm eine volle Salve zu geben, wandten ihm eiligst den Rücken, entflohen Hals über Kopf und gaben ihm die wehrlosen Schotten Preis, welche mit ihren abge-

feuerten Gewehren den Klauen des wilden Feindes gleichfalls zu entrinnen suchten. In einem Nu hatte er sie eingeholt und mit einem Schlag seiner Tatze schlug er Johann Rennie, meinen Schwager, zu Boden. Ein entsetzliches Schauspiel! Da stand nun der Löwe mit seinem Fuß auf seinem in den Staub geworfenen Feind, im Bewußtsein der Kraft und Stärke und stolz auf die angreifende Menge umherblickend, und zwar in der edelsten und imponirendsten Stellung, die sich nur denken läßt. Nie hatte ich etwas Erhabeneres der Art gesehen. Die Gefahr unserer Freunde machte jedoch das Schauspiel zu fürchterlich, um von dem großartigen Theil desselben den vollen Genuß haben zu können. Wir erwarteten mit jedem Augenblick, einen oder mehrere der Gefährten in Stücke zerrissen zu sehen, und wenn wir gleich nur funfzig Schritte entfernt und mit mehreren Gewehren in Anschlag standen, so durften wir dennoch nicht feuern und ihnen auf diese Weise Beistand leisten, da der eine unter des Löwen Klauen lag und die übrigen in einer solchen Richtung auf uns zu liefen, daß wir sie beim Abfeuern leicht hätten treffen können. Uebrigens geschah dies Alles bei weitem schneller, als ich es hier beschrieben habe. Glücklicher Weise schien der Löwe, nachdem er uns einige Secunden scharf angeschaut hatte, geneigt, sich unter guten Bedingungen mit uns abzufinden; denn mit einer erfreulichen Schonung und Nachsicht wandte er sich ruhig um, jagte die Hunde, die sich hinter ihm gesammelt hatten, auseinander, als wären es Ratten gewesen, setzte mit einem ungeheuern Sprunge über das nächste Dickicht, trat 12 bis

15 Fuß hohe Stauden und Büsche wie Grashalme nieder und zog sich in die Gebirge zurück.

Nachdem wir den Zustand unseres erlöseten Cameraden untersucht hatten, welcher glücklicher Weise nichts weiter, als eine Rißwunde auf dem Rücken und eine starke, von der Gewalt des Schlages mit der Tatze herrührende Quetschung in der Rippengegend davontrug, setzten wir mit unsern hottentottenschen Verbündeten und den laut bellenden Hunden die Verfolgung mit neuem Eifer fort. In kurzer Zeit holten wir unsern Feind ein, welcher jetzt unter einem alten Baum und neben einem von uns mit dem Namen Huntly Burn bezeichneten Waldstrom stand. Die Hunde umsprangen ihn bellend, wagten sich jedoch nicht nahe an ihn heran; denn er fing fürchterlich an zu brüllen und mit seinem Schweife auf eine Weise zu peitschen, welche zeigte, daß er Böses im Schilde führte. Die Hottentotten nahmen nunmehr einen Umweg durch den Waldstrom und faßten auf einem Felsenabhange Posto, wodurch der Löwe zwischen zwei Feuer gebracht wurde. Das Ergebniß war, daß er bald, von vielen Kugeln durchbohrt, todt niederstürzte.

Wir fanden in ihm einen großen, völlig ausgewachsenen Löwen von etwa sechs Jahren, wie wenigstens unsere farbigen Jagdgefährten versicherten. Er maß volle elf Fuß von der Nasen- bis zur Schwanzspitze. Sein Vorderbein unterhalb des Hauptgelenkes war so dick, daß ich es mit beiden Händen nicht zu umspannen vermochte; und sein Hals, Brust und die Gliedmaßen schienen, nachdem die Haut abgezogen war, eine zusammenhängende Nerven- und Sehnenmasse zu sein. Seinen Kopf, fast so groß

wie der eines gewöhnlichen Ochsen, ließ ich kochen, um den Schädel aufzubewahren *), und kostete bei dieser Gelegenheit aus Neugierde von dem Fleisch, welches wie sehr weißes grobes Rindfleisch aussah und ziemlich fade, aber doch nicht grade sehr unangenehm schmeckte.

Unsere Nachbaren, die Nimrode des Tarkathals, mißbilligten es sehr, daß wir den Löwen im Dickicht angegriffen hatten, und meinten, es sei ein Wunder, daß keiner von uns zerrissen worden. Andererseits machte ihnen die Niederlage unserer drei kühnen Ritter großen Spaß, und die Geschichte von Jan Rennie en de Leeuw (Johann Rennie und dem Löwen) bot ihnen noch lange Zeit Stoff zu scherzhaften Ausfällen gegen die Schotten dar, worüber ich häufig Manche habe in dem Grade lachen sehen, daß ihnen die Thränen über die Backen rannen. Inzwischen die Schotten und namentlich die Gebrüder Rennie wußten sich bald als eben so geschickte, wie unternehmende Jäger in Ansehen zu setzen.

Während meiner Anwesenheit in Glen-Lynden wurden dort und in der Nähe noch mehr Löwen erlegt. Auf einer dieser Jagden, der ich persönlich nicht beiwohnte, war die Gefahr, von dem wilden Raubthiere zerrissen zu werden, eben so nahe, als auf der so eben geschilderten.

---

*) Ich übersandte die von unsern Hottentotten eben nicht sehr kunstgerecht gegerbte Haut und den Schädel des Löwen an Sir Walter Scott, als ein Zeichen meiner Aufmerksamkeit, und diese Trophäen genießen jetzt die Ehre, einen Theil der Zierrathen der Rüstkammer des leider zu früh dahingeschiedenen Dichters in Abbotsford zu bilden.

Außer dem Löwen trifft man nicht weniger als fünf Thierarten aus dem Katzengeschlecht in der Colonie an. Sie sind dort unter folgenden Localbenennungen bekannt: tiger, berg-tiger, luipaard, tiger-bosch-kat, roode-kat und wilde-kat (felis Capensis). Die erste von diesen, welche der wirkliche Leopard (felis leopardus) ist, ist bei weitem die größte und furchtbarste derselben. Der berg-tiger ist, so viel ich weiß, noch von keinem Naturforscher genau classificirt worden, und das von den holländisch-afrikanischen Colonisten mit dem Namen luipaard bezeichnete Thier, welches im Allgemeinen für die felis jubata gehalten wird, steht dem wirklichen Leopard an Größe und Schönheit bei weitem nach.

Der südafrikanische Leopard unterscheidet sich von dem nordafrikanischen Panther durch seine Fußspuren, einen schlankeren Körperbau und durch die verhältnißmäßige Kürze seiner Beine. Wenn er auf seine Beute lauert, so duckt er sich nieder mit ausgestreckten Vorderpfoten, den Kopf zwischen denselben, und mit ziemlich aufwärts gerichteten Augen. Sein Aeußeres im wilden Zustande ist ausnehmend schön, seine Bewegungen sind im höchsten Grade leicht und gefällig, und seine Behändigkeit beim Umherspringen zwischen Felsen und in Wäldern ist wahrhaft erstaunenswürdig. Von dieser Regsamkeit kann Niemand sich einen Begriff machen, welcher dergleichen Thiere nur in Käfigen, in denen sie in Europa, niedergedrückt und gezähmt durch die Einsperrung und die dicken Dünste unseres kalten Himmelsstriches, gewöhnlich gezeigt werden, gesehen hat.

Der Leopard wird hauptsächlich in den gebirgigen Theilen von Südafrika angetroffen, wo er sich Antilopen, die er zu überfallen vermag, Affen und Kaninchen zur Beute wählt. Uebrigens richtet er auch nicht selten unter den Schafheerden große Verwüstungen an und überfällt eben so häufig junge Füllen und Kälber, weshalb er von den Colonisten sehr gefürchtet wird. In mehr oder minder bewohnten Gegenden ist er scheuer und fürchtet die Menschen mehr, als in eigentlichen Wildnissen, obgleich er überhaupt selten oder nie einen Menschen anzugreifen wagt, es sei denn, daß er in die Enge getrieben wird. Wird er auf freiem Felde angegriffen, so flüchtet er sich instinctmäßig auf einen Baum, so ferne ein solcher grade in der Nähe ist. Dann ist es gefährlich, sich ihm bis auf Sprungweite zu nähern, allein andererseits ist er nunmehr auch eine leichte Beute für den Jäger. In unserer Niederlassung wurden viele dieser Thiere erlegt, auch häufig in Wolfsfallen gefangen. Die Colonisten pflegen einen Leopard, den sie auf diese Weise lebendig in ihre Gewalt bekommen haben, mit Hunden zu Tode zu hetzen, um diese an dergleichen Kämpfe mit wilden Thieren zu gewöhnen; allein in der Regel bleiben mehrere von ihnen auf dem Platz, ehe er von ihnen überwältigt wird.

Der afrikanische Leopard steht zwar dem Löwen oder dem bengalischen Tiger an Stärke und Unerschrockenheit bei weitem nach, scheut auch, wie gesagt, in der Regel den Kampf mit dem Menschen; nichts destoweniger aber hat es Fälle gegeben, wo er auf eine schreckliche Weise dargethan hat, wie gefährlich es ist,

ihn beim Verfolgen aufs Aeußerste zu treiben. Folgender hieher gehörender Vorfall hatte im Jahre 1822 statt.

Zwei Colonisten, die von der Hartebeestjagd heimkehrten, scheuchten in einer Gebirgsschlucht einen Leoparden auf und verfolgten ihn augenblicklich. Er suchte einen steilen Abhang hinauf zu klimmen und ihnen zu entkommen; allein hart bedrängt und durch eine Flintenkugel verwundet, wandte er sich mit der diesem Thiere bei solchen Gelegenheiten eigenen rasenden Wuth gegen seine Verfolger, stürzte auf den, welcher auf ihn gefeuert hatte, los, warf ihn zu Boden, zerbiß ihm die Schulter und und zerfetzte eine seiner Backen mit seinen Tatzen auf eine furchtbare Weise. Der andere Jäger, die Gefahr seines Gefährten erblickend, sprang vom Pferde und suchte dem Leopard einen Schuß durch den Kopf beizubringen; allein sei es vermöge seines Zitterns, oder der Besorgniß, seinen Freund zu verwunden, oder auch vermöge der schnellen Bewegungen des Thieres genug er hatte das Unglück, es zu verfehlen. Der Leopard ließ augenblicklich seinen zu Boden geworfenen Feind fahren, stürzte mit verdoppelter Wuth auf diesen zweiten Gegner los und that dabei einen so kühnen und raschen Sprung, daß, ehe der Bauer Zeit hatte, ihn mit seinem Jagdmesser zu durchbohren, das rasende Thier ihn mit den Tatzen gepackt und die Haut im wahren Sinn des Wortes über den Kopf gezogen hatte. In diesem schauderhaften Zustande rang der Jäger mit dem Leoparden und rollte, mit ihm um das Leben kämpfend einen

steilen Abhang hinab. Alles dieses geschah bei weitem schneller, als es sich mit Worten schildern läßt. Mittlerweile war der zuerst überfallene Bauer im Stande gewesen, sich wieder aufzuraffen, und, die entsetzliche Gefahr seines Gefährten erblickend, lud er eiligst sein Gewehr, um ihm das Leben zu retten. Allein es war zu spät: der Leopard hatte den Unglücklichen an der Gurgel gepackt und so fürchterlich zugerichtet, daß der Tod unvermeidlich war. Sein selbst sehr schwer verwundeter Freund hatte nur die traurige Genugthuung, das wilde Thier vollends zu tödten, nachdem es bereits durch die ihm mittelst des Jagdmessers beigebrachten tiefen Stiche einen starken Blutverlust erlitten hatte.

Auch der deutsche Missionar, Herr Schmidt, mit dem ich in Enon bekannt wurde, war einst mit einem Leoparden zusammengerathen und hatte während dieses Kampfes in einer nicht geringen Gefahr geschwebt. Dieser würdige Mann machte sich nämlich mit mehreren Hottentotten auf, um einigen Hyänen nachzuspüren, welche den Schafheerden der Gemeinde großen Schaden zugefügt hatten. Eine derselben wurde aufgejagt und verwundet, worauf sie sich in ein Dickicht flüchtete. Hr. Schmidt begab sich mit einem Hottentotten dahin, und ein Hund wurde vorangeschickt, der aber statt der Hyäne einen Leopard aufjagte. Dieses Raubthier sprang alsbald auf den Hottentotten zu und warf ihn nieder. Hr. Schmidt eilte dem Manne mit geladenem Gewehr und gespanntem Hahn zu Hülfe; ehe er aber Gelegenheit zum Feuern finden konnte, ließ das Thier den Hottentotten fahren und fiel ihn selbst

wüthend an. Er ließ beim Ringen das Gewehr fallen, kam aber glücklicher Weise beim Niederstürzen auf den Leopard, mit dem Knie auf die Magengegend zu liegen. Das Thier packte ihn am linken Arm mit dem Rachen und riß vorn an der Brust mit den Tatzen seine Kleider in Fetzen. Hrn. Schmidt, einem kraftvollen Manne, gelang es jedoch, nachdem er noch einen zweiten gefährlichen Biß erhalten hatte, den Leopard mit seiner rechten Hand an der Gurgel zu fassen, und ihn, trotz den wüthendsten Anstrengungen des Thieres, in dieser Lage einige Minuten festzuhalten, bis, als schon seine Kräfte zu schwinden anfingen, einer der Hottentotten auf der andern Seite des Dickichts seinen Hülferuf vernahm, eilends herbeikam und der wilden Bestie grade durch das Herz schoß, so daß der Tod auf der Stelle erfolgte. Wäre noch das geringste Leben zurückgeblieben, so würde der Todeskampf Hrn. Schmidt ebenfalls das Leben haben kosten können. Uebrigens war dieser ohnehin schon so furchtbar zugerichtet, daß man mehrere Wochen hindurch an seinem Aufkommen zweifelte. Der Hottentott, der zuerst angefallen worden, war weniger schwer verwundet; der Leopard hatte aber dennoch sein Gesicht dermaßen zerfetzt, daß seine Augen sogleich mit Blut angefüllt wurden und er dadurch außer Stand gesetzt ward, dem Missionar, der so edelmüthig ihm zu Hülfe gekommen war, beizustehen.

Von allen Südafrika bewohnenden Raubthieren ist jedoch die gemeine gefleckte Hyäne (Hyaena crocuta), von den Colonisten Tiger-Wolf genannt, das gefräßigste und für die Schafheerden das verderblichste. Käme der

Muth dieses Thieres seiner Stärke gleich, so würde es in hohem Grade zu fürchten sein, und selbst von den Menschen, wenigstens in einem Lande, wo es in großer Anzahl sich findet; allein zum Glück ist seine Feigheit eine eben so charakteristische Eigenschaft desselben, wie seine Gefräßigkeit. Obgleich man die Hyänen oft in Schaaren von zwanzig und noch mehr antrifft, so habe ich doch nie von einem Falle gehört, daß sie Menschen, sei es bei Tage oder bei Nacht, angefallen hätten. Wenigstens gilt dies von den Gegenden innerhalb der Grenzen der Colonie, wobei der Umstand als wahrscheinlich angenommen werden kann, daß die Hyäne besonders wegen der Feuerwaffen eine Scheu vor den Colonisten zeigt. Denn z. B. in den von den Kafferstämmen bewohnten Gegenden ist das nämliche Thier bei weitem verwegener, so daß es dort nicht selten in die Hütten der Eingeborenen einzudringen versucht und sogar gelegentlich Kinder und Gebrechliche verschlingt. Diese Verwegenheit wird nun freilich nicht wenig erhöht durch den abscheulichen Aberglauben dieser Menschen, welche die Hyäne in einem gewissen Grade als ein heiliges Thier betrachten und ihre Todten ihr zum Fraße preisgeben.

Eine der Hauptfunctionen, welche die Hyäne in der Einrichtung der Natur ausübt, scheint die eines Aaswegräumers zu sein, ein Amt, welches sie mit dem Geier theilt. Der königliche Löwe und der stolze Adler tödten ihren Raub selbst; die Hyäne aber und der Geier kommen nach und begnügen sich mit dem Abhub. Die Hyäne verschlingt nicht nur das übriggebliebene Fleisch, sondern auch die Haut und die Knochen, und läßt nichts

liegen, ausgenommen den Schädel und einige der größeren Gelenkknochen, welche selbst der ungeheuren Stärke ihrer Kinnladen Trotz bieten. Von ihrer Tüchtigkeit und Geschicklichkeit bei der Ausübung dieses Amtes habe ich unzählige Beispiele gehabt: ein einziges möge hier genügen. Als mein Pferd, wie bereits erwähnt, von einem Löwen zerrissen wurde, verschlang dieser nur einen sehr geringen Theil des Fleisches; allein in der folgenden Nacht schleppten die Hyänen den ganzen Ueberrest, mit Knochen und Allem fort, und nur einer der Hufe und ein Theil des Schädels wurde späterhin eine geraume Strecke weit im Gebirge wieder gefunden.

Das Flußpferd oder Hippopotamus trifft man in dem großen Fischfluß nach der Mündung zu noch an, allein es ist so selten und scheu geworden, daß man es durchaus nicht häufig zu Gesicht bekommt. Zahlreicher ist es im Keisifluß. Das Rhinozeros ist innerhalb der alten Grenzen der Colonie fast gänzlich ausgerottet, und selbst in dem abgetretenen Gebiet läßt es sich so selten blicken, daß ich auf allen meinen Ausflügen auch nicht eine Spur davon zu sehen bekam. In den ost- und nordwärts von unserer Grenze befindlichen Gegenden ist das Flußpferd in allen größeren Flüssen in Menge vorzufinden, und in den dortigen Wäldern halten sich zwei Rhinozeros-Arten auf.

Von dem südafrikanischen Büffel (bos caffer) kann ich ebenfalls nur Weniges aus eigener Erfahrung mittheilen; denn obgleich diese Thiere in Glen-Lynden und den benachbarten Districten einst sehr zahlreich gewesen waren (woher denn auch die vielen dahin zielenden Be-

nennungen, als: Buffels-kloof, Buffels-hoek, Buffels-fontein u. s. w.), so ließen sie sich doch in dieser ganzen Umgegend jetzt so selten blicken und waren zudem so scheu, daß ich nie mehr, als einen, höchstens zwei Büffel zu sehen bekam, und überdies nur in dem Augenblick des Verschwindens. Die nachstehenden Einzelnheiten wurden mir von holländisch-afrikanischen Jägern meiner Bekanntschaft mitgetheilt.

Der Büffel ist ein sehr furchtbares und starkes Thier und bedeutend größer, als der Hausochse. Vorn an der Stirn ist er von einem durch die ausgebreiteten Wurzeln seiner riesenhaften Hörner gebildeten, unverwundbaren Helm fast gänzlich bedeckt, und seine Haut ist so dick und zähe, daß es schwer hält, ihn mit kleinen Flintenkugeln, so fern sie nicht wenigstens mit Zinn versetzt sind, zu tödten. Er wird als ein Thier von grimmiger, tückischer und wilder Gemüthsart geschildert, was auch schon sein äußeres Ansehen in hohem Grade vermuthen läßt. Selbst wenn er auf der Jagd nicht durch Wunden gereizt oder auf's Aeußerste getrieben wird, soll er mit dem äußersten Grimm seinen großen Feind, den Menschen, angreifen, sofern ihm dieser auf eignem Grund und Boden unvorsichtiger Weise zu nahe kommt; und er ist um so gefährlicher, da — wie wenigstens von ihm behauptet wird — er, sobald er Menschen von fern gewahrt, sich in einem Gebüsch auf die Lauer stellt und dann plötzlich auf sie losstürzt. Auch hat man die Bemerkung gemacht (und z. B. der sehr zuverlässige schwedische Reisende Sparrman bestätigt es), daß, wenn er

Jemand wirklich durchbohrt hat, er noch eine geraume Zeit bei dem Leichnam stehen bleibt, ihn mit seinen Hufen zertritt, mit seinen Kniegelenken zerquetscht, mit seinen Hörnern aufreißt und die Haut mit seiner rauhen und stachlichten Zunge abschält. Dies aber thut er nicht Alles auf einmal, sondern in Zwischenräumen, indem er ab- und zugeht, als wollte er seine Rache aufs Höchste sättigen.

Obgleich ich keinen Grund habe, die Wahrheit dieser Behauptung in Zweifel zu ziehen, so dürfte sich dennoch annehmen lassen, daß, wenn auch der Büffel Menschen und selbst Thiere auf diese Weise ergreift und mißhandelt, ohne zuvor gereizt worden zu sein, eine solche boshafte Sinnesart bei näherer Untersuchung mehr als eine Ausnahme, denn als eine Regel in den Gewohnheiten dieses Thieres zu betrachten ist. Der Büffel ist zwar bei weitem grimmiger und stärker, als der gewöhnliche Stier, und zu Zeiten kühn genug, um sich selbst gegen den Löwen zu vertheidigen; nichtsdestoweniger aber glaube ich, daß sein natürlicher Instinct ihn, wenn man ihn nicht beunruhigt, eher aus dem Angesicht des Menschen forttreibt, als zu Feindseligkeiten gegen ihn schreiten läßt. Die von seiner maßlosen Bosheit angeführten Beispiele verdanken hauptsächlich folgender Ursache ihre Entstehung. Die männlichen Büffel einer Heerde kämpfen besonders in gewissen Jahreszeiten mit großer Erbitterung um den Vorrang, und nach manchen Kämpfen werden die den Kürzern ziehenden Nebenbuhler von den Siegern, wenigstens für eine Jahreszeit, vertrieben. Diese

Verbannten sind, wie bei einigen anderen Thieren, z. B. den Elephanten, unter ähnlichen Umständen nicht weniger der Fall ist, außerordentlich bösartig, und so kann es denn kommen, daß, wenn sie in diesem Zustande tückischer Wuth in den Wildnissen einsam umherirren, bei vorkommenden Gelegenheiten diese Wuth auf die oben beschriebene Weise äußern.

So viel ist jedenfalls gewiß, daß die Jagd auf den südafrikanischen Büffel stets sehr gefährlicher Art ist, da er, wenn er verwundet oder hart bedrängt wird, nicht selten gegen seinen Verfolger sich wendet, den in einem solchen Fall nur die Schnelligkeit seines Pferdes zu retten vermag, sofern der Jäger ein Colonist oder Europäer ist. Der Hottentott, welcher leicht und behende ist, und sich wie eine Antilope durch das Gewirre eines durcheinander verwachsenen Buschwerks zu winden vermag, zieht es in der Regel vor, sich auf diese Jagd zu Fuß zu begeben. Wie überhaupt alle Beschäftigungen, bei denen der Unternehmungsgeist durch einige Beimischung von gefährlichen Abenteuern in hohem Grade angeregt wird, so wird auch die Büffeljagd leidenschaftlich betrieben von denen, die sich ihr einmal gewidmet haben; auch scheinen die unglücklichen Vorfälle, welche bisweilen statthaben, keinen tiefen Eindruck auf diese Jäger zu machen. Die Folge davon ist gewesen, daß der Büffel auf dem ganzen Gebiet der Capcolonie, ausgenommen in den dichtesten Wäldern oder Gebüschen der Südküste und östlichen Bezirke, wo er nebst dem Elephanten immer noch einen precären Schutz findet, fast gänzlich ausgerottet ist.

Folgender Vorfall auf einer Büffeljagd mag zum Beweise dienen, wie gefährlich dieser Zeitvertreib ist; er wurde mir von einem holländisch-afrikanischen Landwirth erzählt, welcher funfzehn Jahre zuvor ihn als Augenzeuge erlebt hatte. Eine Gesellschaft Bauern machte Jagd auf eine Heerde Büffel, welche auf einem morastigen, mit einzelnen Baumgruppen bedeckten Boden gras'te, und zwar auf der nämlichen Stelle, wo jetzt Somerset steht. Da die Jäger sich den Thieren nicht bis auf Schußweite nahen konnten, ohne über einen Theil des Sumpfbodens zu reiten, der aber für die Pferde sich nicht eignete, so beschlossen sie, diese der Obhut ihrer Hottentotten anzuvertrauen und zu Fuß vorzudringen. Sie glaubten nämlich, sich, im Fall sie von irgend einem der Büffel verfolgt würden, durch den Sumpf retten zu können, der zwar für Menschen, aber nicht für große vierfüßige Thiere zu passiren war. Sie drangen unter dem Schutz der Gebüsche vor und näherten sich den Büffeln in dem Grade, daß nach der ersten Salve drei der fettesten niederstürzten und der große Leitbüffel so schwer verwundet wurde, daß er fürchterlich brüllend in die Kniee sank. Der vorderste von den Jägern, der ihn tödtlich verwundet glaubte, kam aus seinem Versteck hervor und begann im Gehen sein Gewehr wieder zu laden, um dem Thiere durch einen zweiten Schuß vollends den Rest zu geben. Allein kaum hatte der wüthende Büffel seinen Feind erblickt, als er aufsprang und auf ihn losrannte. Der Mann warf seine schwere Flinte von sich und eilte auf den Sumpf zu; da ihm aber die Bestie so nahe ge-

kommen war, daß er auf diesem Wege zu entrinnen verzweifelte, so drehte er sich rasch um ein kleines Gebüsch und suchte einen alten Baum hinanzuklettern, der auf der andern Seite stand. Allein das rasende Thier war zu schnell für ihn. Vorwärts stürmend mit einem Gebrülle, welches der Erzähler als einen der grausenvollsten Töne, die er je vernommen, schilderte, erfaßte der Büffel den Unglücklichen mit seinen schrecklichen Hörnern, grade in dem Augenblick, als er aus dem Bereich der Gefahr gekommen zu sein schien, und schleuderte ihn mit solcher Gewalt in die Luft, daß der fürchterlich verstümmelte Körper zwischen die Zweige des Baums fiel und dort hängen blieb. Er rannte dann noch ein paarmal um den Baum herum, augenscheinlich nach dem Mann sich umsehend, bis er durch den Blutverlust geschwächt, auf's Neue in die Kniee sank. Die übrigen Jäger, die jetzt von ihrer Verwirrung wieder zu sich selbst kamen, eilten herbei und tödteten das Thier vollends, obgleich zu spät, um ihren Gefährten zu retten, aus dessen im Baume hängenden Körper alles Leben entflohen war.

Von den unzähligen und höchst verschiedenartigen Antilopen, welche unsere Berge und Thäler bewohnten, will ich nur des Gnu erwähnen, welches übrigens in den meisten Gegenden der Colonie immer seltener zu werden anfängt. Einige dieser merkwürdigen Thiere wurden stets auf dem von uns Hyndhope Fell genannten Bergrücken und in der Umgegend des Wintersbergs angetroffen. Obgleich scheu, schienen sie dennoch sehr neugierig zu sein; denn wenn wir uns ihnen nä-

herten, so rannten sie zwar fort, kehrten jedoch auf einem Umwege zurück, um uns anzugaffen, wobei sie mit ihren Hufen den Staub aufrührten, ihre Mähnen schüttelten, die Seiten mit ihren langen Schwänzen peitschten und auf andere ähnliche, komische Weise sich geberdeten. Man soll sie durch das Vorzeigen eines rothen Tuchs sehr reizen können; ich habe indessen nie Gelegenheit gehabt, mich aus eigner Erfahrung davon zu überzeugen. Sie sind grimmig und gefährlich, wenn sie verwundet werden. Ich suchte ein junges Gnu, dessen Mutter auf einer Jagd getödtet worden und welches darauf in seiner Unschuld dem berittenen Jäger gefolgt war, aufzuziehen und zu zähmen; allein es grämte sich bald zu Tode. Den holländisch-afrikanischen Bauern gelingt es häufig mit dem Zähmen; jedoch sollen die Thiere, sobald sie ausgewachsen sind, bösartig werden. Das Fleisch ist saftiger, als das von andern Antilopen, welches ich kostete, und hat ziemlich das Ansehen von Rindfleisch. Das Thier scheint auch wirklich ein Mittelglied zwischen der Antilope und dem Rindergeschlecht zu bilden. — In der nächsten Umgegend des Winterbergs und einigen anderen Theilen des abgetretenen Gebiets traf ich einzelne Heerden von Elenthieren an, aber auch nur hier, da sie, wie ich wenigstens glaube, auf dem übrigen Gebiet der Colonie gegenwärtig fast gänzlich ausgerottet sind. Dieses in der Naturgeschichte den Namen antilope oreas führende Thier hat die Höhe eines gewöhnlichen Ochsen, jedoch einen schlankeren Körperbau und ein Gewicht von 700—1000 Pfund. — Das Quagga,

dessen Fleisch Aas ist und dessen Haut sogar fast gar keinen Nutzen hat, wird demungeachtet von den Jägern nicht in Ruhe gelassen, die es, wenn ihnen grade kein anderes Wild vorkommt, verfolgen, nur um ein Jagdvergnügen zu genießen. Es ist ein furchtsames Thier und gleicht im Gange und Körperbau sehr dem Esel, nur daß es weit stattlicher und schöner ist, als die Esel, die man in Europa antrifft; in der Schnelligkeit des Laufes wird es von dem Pferde übertroffen. So schüchtern es ist, so wird doch auch das Quagga, wenn der Jäger es zu sehr in die Enge treibt, für ihn gefährlich. Mir ist ein merkwürdiges Beispiel der Art bekannt. Ein junger Bauer verfolgte eine Heerde Quagga's und nachdem er einigen, die schon ganz erschöpft waren, nahe gekommen war, versuchte er eins derselben, lediglich um einen Schuß zu sparen, einen Abgrund hinabzustürzen. Das Thier gerieth in Wuth, packte eins seiner Beine mit den Zähnen, riß ihn vom Pferde herunter und biß ihm seinen Fuß am Knöchel rein ab! Die Folgen waren traurig für den Jäger; denn, ungeachtet aller ärztlichen Hülfe, bekam er den kalten Brand und starb nach wenigen Tagen.

Was die Vögel betrifft, von denen es in der Capcolonie unzählige Arten gibt, so will ich mich hier auf einige Notizen über den Secretär oder Schlangenfresser (falco serpentarius) und den Webervogel beschränken. Jener, der die Beine eines Kranichs und den Kopf eines Adlers hat, gehört der Classe der Raubvögel an und wird von den Ornithologen in die Mitte zwischen den Adler und Geier gestellt. In

Südafrika ist seine Gegenwart eine große Wohlthat für die Eingeborenen; denn ihm verdanken sie die Vertilgung einer ungeheuren Menge von Insekten und Gewürme, deren Vermehrung, sofern nicht ihre Zahl auf diese Weise beschränkt würde, eine fürchterliche Landplage wäre. Er tödtet stets seine Beute, ehe er sie verschluckt, und er mag es nun mit einer Schlange oder Schildkröte zu thun haben, so zerschmettert er sie jederzeit unter seinen Krallen. Er ertheilt den Schlag mit einer solchen Geschicklichkeit und Kraft, daß höchst selten z. B. eine Schlange von einem Zoll und darüber im Durchmesser eines zweiten bedarf, um getödtet zu werden. Hat er es mit einer Schlange aufzunehmen, die groß genug ist, um sich eine Zeit lang zur Wehre setzen zu können, so nimmt er sie zwischen den Schnabel und fliegt mit ihr bis zu einer beträchtlichen Höhe, worauf er sie fallen läßt, aber ihr schnell genug folgt, um ihr sogleich unten auf dem Boden einen neuen Schlag zu versetzen. Levaillant beschreibt einen hartnäckigen Kampf zwischen einem Secretär und einer großen Schlange, in welchem der Vogel die letztere mit seinen Flügelgelenken nach wiederholten Schlägen tödtete; allein in der Regel geht er auf die obige Weise zu Werke. Der Secretär ist leicht zu zähmen und schließt sich dann dem übrigen Federvieh seines Herrn an.

Der Webervogel baut sein Nest in der Art, daß es von den Baumzweigen herabhängt. Der Zweck dieser Vorsichtsmaßregel ist offenbar, seine Jungen gegen die Nachstellungen ihrer zahlreichen Feinde, namentlich der Schlangen, sicherzustellen. Um die Schwie-

rigkeit, diesen Nestern nahe zu kommen, zu vermehren, werden sie gewöhnlich über einen Fluß oder Abhang erbaut; auch kann man nur von unten hinein dringen und zwar durch eine Art Röhre von 12 — 15 Zoll Länge, die von dem kugelförmigen Neste ausgeht und der Röhre einer Retorte genau gleicht. Das ganze kleine Gebäude ist höchst sinnreich und geschmackvoll aus zähem Grase zusammengesetzt oder vielmehr gewoben, und der wunderbare Instinct oder die Voraussicht (oder wie man überhaupt es nennen will) des kleinen Baumeisters bei der ganzen Einrichtung ist geeignet, die höchste Bewunderung zu erregen. Ich habe oft über zwanzig dieser allerliebsten Nester von einem einzigen Baume herabhängen sehen.

Unter den Schlangen, die man in Südafrika und namentlich in der Capcolonie antrifft, sind die gefährlichsten die Cobra-capella (mit der Cobra di capello in Ostindien nicht zu verwechseln), die Blasnatter (vipera inflata) und die Bergnatter. Die erstgenannte ist ausnehmend grimmig und lebendig und soll bisweilen die furchtbare Länge von 6—7 Fuß erreichen; die ich sahe, waren jedoch nicht über 5 Fuß lang. Es sind Fälle vorgekommen, wo die Cobra auf einen Reiter zu Pferde lossprang und zwar mit solcher Kraft, daß sie über ihr Ziel hinausschoß. Die Blasnatter dagegen ist schwerfällig und träge, sehr dick im Verhältniß zu ihrer Länge und wenn sie von vorn angegriffen wird, außer Stande, sich auf ihren Feind zu stürzen. Andererseits besitzt sie die Eigenschaft, sich mit gefährlicher und unerwarteter Wirkung hintenüber

zu werfen. Uebrigens greift sie selten einen Menschen an, sofern man nicht zufällig auf sie tritt oder sie auf andere Weise gereizt wird. Die Bergnatter ist zwar weit kleiner, als eine der beiden andern, sie wird aber darum nicht weniger gefürchtet, und sie ist darum um so gefährlicher, weil sie schwerer entdeckt und vermieden werden kann.

Es ist noch eine vierte Schlangenart da, welche von den Eingeborenen in hohem Grade gefürchtet wird, und worüber mir Folgendes mitgetheilt wurde. Diese Schlange ist etwa drei Fuß lang; ihr Biß ist zwar giftig, aber nicht tödtlich, wogegen sie die besondere Eigenschaft und Gewohnheit hat, Jedem, der sie angreift oder sich ihr bis auf drei oder vier Schritte nähert, ihr Gift ins Gesicht zu speien. Sie pflegt stets ihren Zweck zu erreichen, sofern der Wind ihr dabei günstig ist. Wegen dieser merkwürdigen Eigenthümlichkeit wird sie von den Colonisten Speischlange genannt. Dringt das Gift in die Augen, nach denen das Thier, wie man vermuthet, instinctmäßig speit, so ist Blindheit die augenblickliche Folge. Es wurden mir viele Beispiele von lebenslänglicher, aus dieser Ursache herrührender Blindheit von verständigen Hottentotten, deren Glaubwürdigkeit ich durchaus nicht bezweifeln konnte, erzählt. — Es gibt noch unzählige andere Schlangenarten in der Capcolonie, von denen sehr viele ebenfalls giftig sind, deren Biß jedoch keineswegs so gefährlich ist, wie bei den drei erstgenannten. Während meines Aufenthalts in der Colonie und auf meinen vielfältigen Reisen im Innern des Landes sah

ich eine bedeutende Menge dieser Thiere, allein nie sah ich mich einer drohenden Gefahr von ihrer Seite ausgesetzt, einen einzigen Fall ausgenommen.

Ich hatte nämlich einige Hottentotten mit dem Ausroden eines Gebüsches auf einer zum Anbau bestimmten Stelle beauftragt, als einer von ihnen plötzlich mit allen Zeichen des Entsetzens zurückfuhr und ausrief, es sei eine Cobra-Capella im Gebüsch. Da ich die Gefährlichkeit dieser Schlange damals noch nicht so genau kannte, so trat ich näher, um sie zu sehen. Die Hottentotten riefen mir zu, ich möge mich in Acht nehmen, da sie auf mich zuzufahren im Begriff war. Sie hatten ihre Worte kaum ausgesprochen, als ich die Schlange zornig zischen hörte und sich mit Schnelligkeit mir nähern sah. Unwillkürlich zurückspringend, um ihr auszuweichen, stürzte ich von einem steilen Ufer in das steinigte Flußbett des Lynden hinab. Ich erhielt durch den Fall verschiedene schwere Wunden und Quetschungen, entkam aber doch glücklich der weit furchtbareren Gefahr, der ich so unvorsichtiger Weise mich ausgesetzt hatte. Mittlerweile griffen die Hottentotten die Schlange mit Steinen und Knitteln an und zwangen sie dadurch zur Flucht auf einen hohen Baum. Hier aber war sie ein sicheres Ziel der Wurfgeschosse und so wurde sie bald unschädlich gemacht. Nachdem sie getödtet worden war, hieben ihr die Hottentotten den Kopf ab und begruben diesen sorgfältig in die Erde, um jedem Unglück vorzubeugen; denn sie glauben, daß die Giftzähne des Thiers auch nach dessen Tode noch Wochen, ja Monate lang ihre Wirkung äußern.

Die Schlange war fast fünf Fuß lang und hatte, als sie von den Hottentotten angegriffen worden war, einen Satz nach einem derselben gethan und ihn nur um ein Haar verfehlt.

Der Corporal bei unseren Hottentotten, der sich Piet (Peter) Spandilly nannte und dem Kampfe mit dieser Cobra beiwohnte, schwebte bei einer andern Gelegenheit in noch augenscheinlicherer Gefahr, von einer zwar kleinen, aber darum nicht weniger giftigen Schlange — deren Localnamen ich vergessen habe — gebissen zu werden. Piet lag mit den übrigen hottentottenschen Soldaten in einem Zelt neben meiner Hütte, und als er eines Morgens von seinem Heulager aufstand, fühlte er etwas in seiner ledernen Hose sich bewegen. Er glaubte, es sei eine jener harmlosen Eidechsen, von denen es in allen Gegenden Südafrika's wimmelt, machte sich also wenig daraus, lachte vielmehr darüber und schüttelte erst, nachdem er aus dem Zelte ins Freie getreten war, seine Hose, um sich des Dinges zu entledigen. Allein wie groß war sein Schreck, als er eine sich schlängelnde schwarze Natter unten hervorkommen sah; mit einem Schrei des Entsetzens sprang er in die Höhe, und obgleich er wirklich nicht gebissen worden war, so dauerte es doch einige Zeit, ehe man ihn völlig zu beruhigen im Stande war.

Es ist in der That bei weitem mehr die Furcht vor Gefahr oder der Instinct der Selbstvertheidigung, als eine eigenthümliche Wildheit oder angeborene Bösartigkeit, wodurch die Schlangen zum Angriff gegen Menschen oder die größeren Thiere getrieben werden.

Natürlich wenden sie sich wider den Fuß, der auf sie tritt, und gegen die Hand, welche sie bedroht; allein glücklicher Weise hat die Natur sie, außer ihren furchtbaren Vernichtungswaffen, nicht auch noch mit der Neigung ausgerüstet, von diesen Waffen blos aus zügelloser Bosheit oder zu Zwecken, die mit ihrer eigenen Erhaltung oder Sicherheit nicht in Verbindung stehen, Gebrauch zu machen. Wäre es anders, so würden Länder, wie die Capcolonie, gar nicht zu bewohnen sein. Kurz, die Gefahren, die von den zahlreichen Schlangenarten drohen, sind in der Wirklichkeit nicht so groß, um Diejenigen, die einmal daran gewöhnt sind, in ihrer alltäglichen Lebensweise zu beunruhigen oder ihnen den Lebensgenuß zu verkümmern.

Ich sprach einst mit meinem Freunde, dem Hauptmann Harding, über diesen Gegenstand und fragte ihn, ob ihm auf seinen Feldzügen in den Ländern der Kaffern und Buschmänner und wenn er überhaupt in den Wildnissen und Wäldern unter freiem Himmel habe schlafen müssen, je eine ernstliche Gefahr von den Schlangen gedroht habe oder er von ihnen wirklich gebissen worden sei? Er antwortete, er entsinne sich nur eines einzigen Falls dieser Art, und erzählte dann Folgendes. Einst auf einer militairischen Expedition über die Grenze schlief er, wie gewöhnlich, in seinen Mantel gehüllt, Nachts unter einem Baume. Als er bei Tagesanbruch erwachte, war der erste Gegenstand, der ihm in die Augen fiel, der Schweif einer ungeheuren Blasnatter, die ihm quer über die Brust lag und ihren Kopf in die Falten seines Mantels, und zwar in die unmittelbare

Nähe seines Körpers, gesteckt hatte, ohne allen Zweifel, um gegen die nächtliche Kälte Schutz zu suchen. Rührte er sich nur im Geringsten, so konnte er sie leicht erwecken und ihr Veranlassung zum Beißen geben. Er erfaßte sie also leise beim Schwanz und schleuderte sie mit heftiger Gewalt weit von sich. Auf diese Weise entrann er glücklich aller Gefahr.

Ein kaum weniger Schrecken erregender Vorfall begegnete der Frau dieses Offiziers. Sie schlief mit ihrem Säuglinge auf einem Feldbette in einer kleinen, von Lehm aufgeführten Hütte, wie sie bei dem Militair in ihren temporairen Cantonnements unter diesem schönen Himmelsstrich gebräuchlich sind, — als sie eines Morgens emporblickend, fast grade über ihrem Lager eine Schlange gewahrte, welche sich durch das Dach durcharbeitete und ihre kleinen boshaften Augen auf sie gerichtet hatte. Sie schrie laut auf und bedeckte augenblicklich ihr Kind, weil sie nicht anders glaubte, als daß die Schlange auf das Bett herabstürzen würde. Dies geschah auch wirklich, allein ohne daß die Schlange etwas Böses im Schilde zu führen schien. Mittlerweile eilte ein Dienstbote herbei und tödtete das Thier, welches jedoch nicht zu den giftigsten Schlangenarten gehörte.

Eine andere mir bekannte Dame, Mde. Devenish, erlebte einen ähnlichen Vorfall. Als sie eines Abends in ihre Kinderstube ging, fand sie dort eine Blasnatter, welche neben der Wiege, worin ihr Kind lag, aufrecht auf dem Schwanze stand. Sie kreischte laut auf vor Entsetzen und fürchtete jeden Augenblick, die Schlan-

ge, welche schon zu zischen und den Kopf aufzublasen begann, werde auf ihr Kind losspringen. Glücklicher Weise war ihr Mann in der Nähe; er eilte, so wie er den Schrei vernahm, herbei und tödtete das Thier mit einem einzigen Schlage.

Es ist in der That nichts Ungewöhnliches, in den Wohnhäusern in der Capcolonie dann und wann eine Schlange anzutreffen; allein in der Regel erregt eine solche Entdeckung keinen sehr großen Schreck. Die Schlangen bahnen sich den Weg durch die Dächer und unter die Wände durch, um Nahrung oder Schutz zu suchen, hauptsächlich aber den Mäusen nachzuspüren, von denen viele sich hauptsächlich nähren. Während meines Aufenthalts im Innern des Landes habe ich meinerseits nur zweimal dergleichen Thiere in meiner eignen Behausung angetroffen. Einmal traf es sich, daß sich meiner Magd, einer Hottentottin, die ich zu meinem Nachbar geschickt hatte, um mir etwas zu holen, auf dem Rückwege eine Schlange um ihr nacktes Bein am Knöchel gewunden hatte. Die Magd rief, ehe sie die Thür meines Gemaches öffnete, mir zu, sie wisse nicht, was sie unter diesen Umständen thun solle, da sie, wenn sie hereinkomme, die Schlange mitbringe. Ich erwiederte, das schade nichts, sie möge nur hereinkommen. Sie gehorchte und ich stellte mich in Bereitschaft, die Schlange zu tödten, was mir auch gelang. Es war eine sogenannte Nachtschlange, welche zu den giftigsten Arten gehörte, jedoch das arme Mädchen unverletzt gelassen hatte.

Man gewöhnt sich an dergleichen Dinge und selbst Europäer kommen allmälig dahin, mit großer Gleichgültigkeit Vorfälle der Art zu betrachten. Auch ist die Zahl der Fälle, wo traurige Folgen aus dem häufigen Zusammentreffen mit jenen gefährlichen Thieren entstanden sind, im südlichen Afrika verhältnißmäßig sehr gering. Unter beinahe fünftausend brittischen Ansiedlern in Albany waren während eines zwölfjährigen Zeitraums nur drei oder vier Todesfälle durch den Biß von Schlangen herbeigeführt worden; und von dem Director der Herrnhuther-Missionen, Hrn. Hallbeck, wurde mir erzählt, daß im Laufe seines siebenjährigen Aufenthalts in Gnadenthal von den dort ansässigen 7—800 Hottentotten nur zwei an den Folgen eines Schlangenbisses gestorben seien. Es waren allerdings weit mehr gebissen worden, allein die übrigen waren theils durch die bei Hottentotten in solchen Fällen seit undenklichen Zeiten gebräuchlichen Heilmittel, durch den Gebrauch von Gegengift, welches ihnen die Missionare darboten, genesen. —

Eau de luce *) ist das gewöhnlichste und beliebteste Gegengift, welches die Europäer anwenden. Man gibt davon dem Kranken fünf Tropfen in einem Glase

---

*) Eau de luce ist eine Mischung flüchtigen Kali's mit Bernsteinöl, die eine Milchfarbe zeigt und zur Erweckung stokkenden Umlaufs in thierischen Körpern entweder durch Geruch oder Einreibung benutzt wird. Der Geruch ist durchdringend und der Geschmack scharf und beißend. Anm. d. Herausg.

mit Wasser ein und fährt damit alle zehn Minuten fort, bis die Stärke des Giftes neutralisirt worden ist. Zu gleicher Zeit wird das Mittel äußerlich gebraucht und die Wunde mit jener Flüssigkeit eingerieben. Das leichteste und vielleicht auch beste Mittel, wenn es augenblicklich und mit Entschlossenheit angewendet wird, welches auch bei den Eingeborenen sehr gebräuchlich ist, besteht in dem Aussaugen der Wunde mit dem Munde. Es ist damit keine Gefahr verknüpft, sofern nicht eine zufällige Wunde an den Lippen, der Zunge oder dem Zahnfleisch die Vermischung des Gifts mit dem Blute in diesen Theilen des Mundes herbeiführt, indem bekanntlich das tödtlichste Schlangengift ohne Gefahr hinuntergeschluckt werden kann. Vor dem Aussaugen dürfte es rathsam sein, die durch den Schlangenbiß entstandene Wunde durch Einschnitte mit einem Federmesser oder einer Lanzette zu erweitern, damit das Blut um so stärker fließt. Ist süße Milch zu haben, so läßt man den Kranken reichlich davon trinken, wäscht auch den wunden Theil entweder hiermit, oder mit Branntwein oder Hirschhorngeist.

Folgendes merkwürdige Mittel wenden nicht nur die Hottentotten, sondern auch viele Colonisten, die mich damit bekannt gemacht haben, mit Erfolg an. Wenn Jemand von einer der giftigeren Schlangen gebissen worden ist, so wird sogleich ein Huhn genommen, der fleischige Theil der Brust desselben aufgeritzt und in dem nämlichen Augenblicke das blutige und zuckende Fleisch auf die Wunde gedrückt. Dies bewirkt, daß das Gift schnell herausgezogen wird und in den

Körper des Thieres übergeht, was man daran erkennt, daß dieses nicht lange nachher mit allen Zeichen der Vergiftung stirbt, so fern nämlich das Schlangengift von der tödtlichsten Art ist. In diesem Falle wird ein zweites Huhn genommen und erforderlichen Falls auch ein drittes und so fort, bis man die Ueberzeugung gewinnt, daß das Gift seine zerstörende Wirkung an dem Huhn nicht mehr äußert. Die schlimmste Krisis ist dann vorüber und der Kranke genes't in den meisten Fällen. Das jüngste, etwa dreijährige Kind eines mir bekannten schottischen Colonisten am Camtoosfluß, in der Nähe der Algoabai, wurde auf diese Weise von dem Biß einer sehr großen Blasnatter vollkommen geheilt.

Neuntes Kapitel.

Zustand der Niederlassung in Glen-Lynden im Juli 1822. Etwas über die Lebensweise der holländisch-afrikanischen Colonisten.

Der Zustand unserer kleinen Niederlassung am Schlusse des zweiten Jahres, nämlich im Juli 1822, war im Ganzen befriedigend. Die ersten Schwierigkeiten waren überwunden und die drückendsten Entbehrungen hatten ein Ende. Eine Weizen- und Gerstenernte war, wenn sie gleich etwas spärlich sein mochte, gewonnen, und die Gärten mit Gemüsearten reichlich versehen. Die Viehheerden waren bedeutend in der Stückzahl und fortwährend im Zunehmen. Für die Lebensbedürfnisse war gesorgt und manche Annehmlichkeiten des Lebens häuften sich allmählig an. Die verschiedenen Familien hatten sämmtlich hottentottensche Dienstboten erhalten und, mit dem Lande und dessen Bewohnern vertrauter und befreundeter geworden, sich auf ihrem nunmehr angebauten Grund und Boden behaglich zu fühlen angefangen.

Es waren manche Verbesserungen vorgenommen und namentlich der in das Thal hinabführende abscheuliche Weg in soweit ausgebessert und geebnet worden, daß er von den Wagen wenn nicht mit Bequemlichkeit, wenigstens ohne dringende Gefahr befahren werden konnte. Dies war durch die rastlosen freiwilligen Arbeiten der Gesellschaft und mit Hülfe unserer mulattischen Pächter zu Stande gebracht worden. Es verdient hierbei erwähnt zu werden, daß wir bei der Ausführung dieses mühseligen Unternehmens eine der Hauptschwierigkeiten — das Fortschaffen der ungeheuren Steinblöcke, welche die einzige fahrbare Straßenlinie häufig versperrten — nicht durch das Sprengen mit Pulver, sondern durch die gemeinsame Anwendung der Wasser- und Feuer-Kraft beseitigten. Dieses Verfahren, mit welchem die Hottentotten uns bekannt machten, bestand einfach darin, daß wir auf und um die Felsenmasse, die wir zu entfernen wünschten, ein großes Feuer anzündeten und nachdem die Masse uns hinreichend erhitzt zu sein schien, große Quantitäten kalten Wassers rasch hintereinander darauf gossen. Hierdurch wurde eine augenblickliche Temperaturveränderung in der Steinmasse bewirkt und damit auch fast jederzeit ein Zerspringen oder Zerbröckeln derselben in unzählige kleinere Stücke. — Späterhin erfuhr ich, daß dieses Verfahren keineswegs nur in Südafrika, sondern auch z. B. den Negern auf Hayti bekannt ist; und vielleicht war es auch dieses Mittel, dessen sich Hannibal auf seinem berühmten Zuge über die Alpen beim Zersprengen der seinem Heere im Wege stehenden Felsen bediente, indem die Behauptung,

er habe zu diesem Zwecke Essig gebraucht, offenbar eine Fabel ist.

Unsere hottentottensche Schutzwache wurde im Januar von der Colonialregierung abberufen und wir konnten sie auch jetzt leicht entbehren, da wir durch die Mulatten-Pächter hinreichend geschützt waren. Ueberdies war uns von unseren wilden Nachbaren im Osten weder ein wesentlicher Schade zugefügt, noch waren wir überhaupt von ihnen ernstlich beunruhigt worden, obwohl mehrere von den Bauern im Tarkathale und am großen Fischflusse noch unlängst ihren räuberischen Unternehmungen ausgesetzt gewesen waren. Nur einige Male waren wir mit den Kaffern in Berührung gekommen, jedoch in einer freundschaftlichen Art, indem wir von einzelnen Individuen, hauptsächlich weiblichen, Besuche erhielten, um bei uns beschäftigt zu werden. Sie wurden jedoch, in Gemäßheit der gesetzlichen Vorschriften, stets unter Bedeckung über die Grenze zurückgebracht.

Im Juli 1822 kam mein ältester Bruder mit seiner Familie und einigen andern Anverwandten aus Schottland an, und nachdem ich ihn in Besitz seiner Ländereien in Eildon, wo ich in den letzten neun Monaten gewohnt, gesetzt hatte, schickte ich mich zur Abreise nach der Capstadt an, um dort eine von der Colonialregierung mir angewiesene Stellung einzunehmen. Lord Charles Somerset war nämlich gegen das Ende des Jahres 1821 aus England zurückgekehrt und hatte mich, in Folge der eifrigen Verwendungen Sir Walter Scotts, Sir John Macpherson's und anderer einflußreicher Freunde, zum Bibliothekar bei der Gouvernementsbibliothek in der Cap-

stadt ernannt. Diese Stelle war zwar nur mit einem Gehalte von etwa 75 Pf. St. oder 1000 Reichsthalern dortiger Münze, jedoch mit den wenigsten Geschäften verbunden, und ließ mir hinreichend Muße zu Nebenbeschäftigungen übrig.

Von dem Wunsche beseelt, meine Kenntniß des Innern der Colonie zu erweitern, entschloß ich mich, die Reise zu Lande zu machen, obgleich die Entfernung bis zur Capstadt, auf dem nächsten Wege durch Graaf-Reynett und die große Karroo, fast 150 deutsche Meilen betrug. Nach einem kurzen Aufenthalte in Somerset (wo einer meiner jüngern Brüder als Landwirthschafts-Inspector unter unserem Freunde Hart angestellt worden war) trat ich am 17. August mit meiner Frau und deren Schwester in einem Ochsenwagen die Reise an. Da wir eine große Wüste zu passiren hatten, so versahen wir uns mit einem hinreichenden Vorrathe von Lebensmitteln.

Wir erreichten Graaf-Reynett in drittehalb Tagen. Die Entfernung von Somerset bis dahin wird zu etwa 15 deutschen Meilen geschätzt; da aber die Wege gut und unsere Ochsen stark und munter waren, so machten wir die Reise so schnell, wie es mit Ochsenwagen nur möglich ist, nämlich sechs Meilen täglich. Das zwischenliegende Land, lange Zeit der Wohnsitz holländisch-afrikanischer Colonisten, ist von den Reisenden unter dem Namen Agter-Bruintjes-Hoogte und Camdeboo mehrmals beschrieben worden.

Graaf-Reynett ist eine hübsche Landstadt und liegt am Fuße der Schneeberge, auf der Südseite, etwa 2000

Einwohner enthaltend. Der Ort ist durch einen aus dem Sonntagsfluß abgeleiteten Kanal reichlich mit Wasser versehen und die Straßen sind an den Seiten mit Citronen= und Orangenbäumen bepflanzt, so daß das Ganze das Ansehen einer grünen Oase mitten in einer haideartigen, dürren Wüste hat. Sein Gedeihen und seine äußere Schönheit ist in einem hohen Grade den Bemühungen der beiden Stockenström, Vater und Sohn, zu verdanken, welche gegen zwanzig Jahre als Districtsbeamte hier ihren Wohnsitz hatten.

Wir verweilten hier drei Tage und machten uns am 23. wieder auf den Weg, in Begleitung eines achtbaren Stadtbürgers, Namens Jakob Maré, der mit seiner Frau und seinen Töchtern ebenfalls nach der Capstadt zu reisen beabsichtigte. Unter der erfahrenen Leitung dieses alten Mannes wurde der Schneeberg auf einem langen und steilen Wege erstiegen, indem wir, wegen des in den Karrooebenen, in Folge einer großen Dürre, entstandenen Wasser= und Viehfutter=Mangels, eine beträchtliche Strecke den Gipfel jenes Gebirges entlang, zurückzulegen gedachten. Die höchste Spitze des Gebirges, der Compaßberg genannt, erhebt sich nach den angestellten Berechnungen 6500 Fuß über die Meeresoberfläche.

Am folgenden Tage gelangten wir nach dem Wohnsitze Schalk Burger's, eines wohlhabenden Viehpächters, und übernachteten daselbst. Das Wohnhaus, welches geräumig, dauerhaft gebaut und mit Allem wohl versehen war, barg bereits 28 Gäste, sämmtlich afrikanische Landwirthe und Reisende von achtungswerthem

Aeußeren, meistentheils in Begleitung ihrer Frauen und Kinder. Wie sie alle untergebracht wurden, war für mich schwer zu begreifen, als ich jedoch einige Entschuldigungen vorbrachte, die Zahl der Gäste, wegen des kalten Windes, der das Uebernachten auf dem Wagen verhinderte, zu vermehren, versicherte mir die geschäftige Hausfrau mit einem Lächeln, sie habe reichlich Zimmer und Betten und wenn auch eine noch größere Zahl von Gästen sich einfinden werde. Was die Betten betrifft, so hatte sie allerdings nicht Unrecht; denn als ich mich zur Ruhe begeben wollte, wurde ich in eine Schlafkammer geführt, in welcher drei, mit Vorhängen und tüchtigen Federbetten versehenen Bettstellen standen, von denen jedoch zwei schon von meiner Frau und deren Schwester in Besitz genommen waren. Ein solches Beisammenschlafen in einem und demselben Zimmer ist bei den holländisch-afrikanischen Colonisten sehr gebräuchlich, und selbst in den besten Wohngebäuden der entlegenern Districte befinden sich nur wenige Schlafgemächer, von denen in der Regel jedes zwei bis drei Bettstellen enthält. In einem Lande, wo es an Gasthäusern fehlt und dagegen allgemeine Gastfreundschaft herrscht, läßt es sich vielleicht nicht immer vermeiden, eine ganze Familie oder gar noch mehr in dem nämlichen Schlafzimmer unterzubringen; auch wird dies, weil man einmal daran gewöhnt ist, durchaus nicht als etwas Unpassendes betrachtet. Es ist ein Gebrauch, der eines Theils zwar Mangel an der sogenannten Civilisation, andererseits aber auch eine große Sitteneinfalt verräth. Vor einem Jahrhunderte war es nicht viel anders in Schott-

land auf dem Lande und man findet eine solche Sitte noch heutzutage in den ärmern Hütten der dortigen Landleute vor.

Wir verweilten auch noch den nächsten Vormittag im Kreise dieser Familie, welche einen sehr vortheilhaften Begriff von den Landwirthen des Schneeberges zu wecken geeignet war. Nach dem Frühstück vermehrte sich die Gesellschaft, indem einige Nachbarn und Anverwandte sich einfanden, um bei unserm patriarchalischen Wirth den Sonntag zuzubringen. Wir wurden bald nachher eingeladen, ihren Andachtsübungen beizuwohnen. Der Gottesdienst wurde in dem großen Vorsaale gehalten, wo die ganze Versammlung sich bereits eingefunden hatte und ein tiefes Schweigen beobachtete. Es freute mich, hier zu sehen, was ich an der Grenze noch nie wahrgenommen hatte, daß nämlich die zum Gute gehörenden Sclaven und Hottentotten ohne Umstände zugelassen wurden. Nachdem einige geistliche Lieder gesungen und Stellen aus der heiligen Schrift vorgelesen worden waren, hielt unser Wirth eine halbstündige Ermahnungsrede, wahrscheinlich aus dem Stegreif. Sie sprach meine Gefühle sehr an und schien mir überhaupt sehr passend zu sein, wie ihr denn auch von allen Zuhörern die gespannteste Aufmerksamkeit geschenkt wurde.

Nach diesem Gottesdienste setzte sich die Gesellschaft zu einem reichlichen und heiteren Mahle nieder, welches, nach der holländischen Sitte, hauptsächlich aus gedämpften und geschmorten, übrigens sehr gut zubereiteten Fleischspeisen bestand, womit gebackene Früchte, Pasteten, eingemachte Sachen und Salate in Menge abwechselten.

Die Löffel und einige andere Geräthschaften waren von Silber, die geräumigen Suppenschüsseln von blank gescheuertem Zinn, die Teller von chinesischem und englischem Porzellan u. s. w. Auch fehlte es keineswegs an Servietten u. dergl. m. Es wurde Landwein gereicht; jedoch waren nur den Männern Gläser vorgesetzt worden, während die Frauen nicht einen Tropfen Weins tranken.

Nachmittags setzten wir unsere Reise fort, meinerseits ganz entzückt von dem ansprechenden Wesen und der Gemüthlichkeit dieser ländlichen Gebirgsbewohner. Es konnte freilich von einem arkadischen Hirtenleben hier nicht die Rede sein, nichtsdestoweniger war das Aeußere dieser Leute anspruchlos und gemüthlich, und ihre Sitten waren offen, gastfrei und höflich. Ungeachtet des beträchtlichen Schadens, der dem Bezirke durch den Brand im Getreide und unlängst stattgehabte heftige Regengüsse zugefügt worden war, herrschte doch offenbar durchgängig Ueberfluß. Ich erfuhr späterhin, daß unser Wirth einer der reichsten Gutsbesitzer und zugleich einer der edelsten Menschen, namentlich in Beziehung auf seine Sclaven und Untergebenen, auf dem ganzen Schneeberge sei. Sein Reichthum würde wohl mit dem des Hiob und des Jakob in dessen glücklichsten Tagen haben wetteifern können. Er besaß elf Plaatzen oder kleinere Landgüter, 13,000 Schafe, 2 — 3000 Rinder, außerdem Pferde, Korn u. s. w. Er hatte nur einen einzigen Sohn und ungeachtet seiner unbegrenzten Gastfreundschaft, viel Geld erspart, welches er, wie mir erzählt wurde, seinen ärmern Nachbarn ohne Zinsen zu leihen pflegte, von dem hochherzigen Grund-

satze ausgehend, es sei ersprießlicher, einem Freunde beizustehen, als durch Wucher Geld anzuhäufen.

Als ein Beispiel von der Einfachheit der Sitten unter dieser Classe von Leuten will ich nur anführen, daß Schalk Burger's einziger Sohn, ungeachtet des Reichthums der Familie und der großen Zahl der farbigen Dienstboten und Knechte, das von seinem Vater bis zur nächsten Station mir mitgegebene Ochsengespann — um nämlich meine Ochsen bis dahin zu schonen — als Treiber selbst begleitete.

Die Gastfreundschaft, durch die sich die holländisch-afrikanischen Colonisten stets ausgezeichnet haben, war in einem unvergleichlichen Grade im Schneegebirge vorzufinden. Nicht nur jene Familie, die es als eine Beleidigung betrachtet haben würde, hätte ich ihr irgend eine Entschädigung für die Bewirthung anbieten wollen, sondern auch jede andere, die ich in dieser Gegend besuchte, verweigerte unbedingt die Annahme von dergleichen; ja, viele von diesen Leuten gaben uns noch Brote, getrocknete Früchte, Backwerk u. dergl. m. mit auf den Weg, obgleich wir ihnen völlig unbekannt und fremd waren.

Durch falsche Angaben irre geführt, verließen wir nach einigen Tagen den Gipfel des Schneebergrückens, in der Erwartung, die große Karroo längs den Kareega-Ufern passiren zu können. Allein wir fanden bald, daß dies, weil der Fluß ausgetrocknet und demnach großer Wassermangel vorhanden war, nicht möglich sei. Uns blieb demnach nichts weiter übrig, als uns längs dem Rande jener Wüste nach den Quellen des Ghamkaflusses

zu, wo unlängst der Districtsort Beaufort angelegt worden ist, zu begeben.

Die große Karroo ist eine dürre Wüste von etwa 60 teutschen Meilen Länge, und 16 — 18 Meilen Breite und wird im Norden von den Bergketten des Schneeberges und Nieeuvelds, und im Süden von denen des schwarzen Berges begränzt. Es ist übrigens keine Sandwüste, weshalb sie auch weder der Sahara= oder den arabischen Wüsten gleicht, sondern eine Art Hochebene und mit einer dünnen, sehr eisenhaltigen Thonschicht bedeckt. Nur hin und wieder erblickt man einige flache Hügel und Erhabenheiten, und obgleich die Wüste von vielen kleinen Flüssen durchschnitten ist, so sind doch diese den größten Theil des Jahres hindurch ausgetrocknet, und bieten zu andern Zeiten auch nur den diese unwirthliche Gegend durchstreifenden Zebra's, Quagga's, Straußen u. s. w. hinreichende Mittel, den Durst zu löschen, dar. Zur Zeit unserer Reise war in der Karroo seit einem vollen Jahre kein Tropfen Regen gefallen, so daß die ganze Gegend den traurigsten Anblick darbot. Am 28. begannen wir unsere Fahrt an dem Rande dieser Wildniß hin. Nachdem wir vierzehn Stunden darauf zugebracht hatten, ohne einen Tropfen Wasser entdecken zu können, erreichten wir gegen vier Uhr am folgenden Morgen, nachdem unsere armen Ochsen vor Durst fast ganz erschöpft waren, eine Quelle mit salzigem Wasser. Uebrigens war der Weg vortrefflich und so hart und eben, als wäre es eine Kunststraße gewesen. In der Nähe der Quelle erblickten wir einige Strauße.

Abends kehrten wir bei einem am Salzflusse wohnenden Bauer, Namens Du Ploit, ein, der ein offener, gesprächiger Mann und in seiner Art ein großer Nimrod war. Er unterhielt uns mehrere Stunden hintereinander mit Anekdoten von seinen einzigen Nachbaren, den Löwen, Leoparden, Hyänen, Antilopen, Straußen und andern Thieren der Wüste. Auf die Strauße machte er, gleich andern an den Grenzen der nördlichen Wüsten des Caps wohnenden Colonisten, der Federn wegen Jagd und verband mit diesem Vergnügen ein einträgliches Geschäft. Er zeigte mir die Häute von fünf oder sechs dieser Vögel, die er unlängst geschossen hatte, und erzählte mir, daß eine Straußenhaut, nachdem die schönsten Federn (etwa 45 an der Zahl) ausgezogen worden, dem Jäger noch 10 — 17 Reichsthaler dortiger Münze einbringe. Von den besten Federn wird in der Capstadt jede mit 4, auch 8 Groschen sächs. bezahlt. Du Ploit sagte, es sei außerordentlich schwer, diesen Vögeln auf Flintenschußweite nahe zu kommen, weil sie beständig auf ihrer Hut sind und ein sehr scharfes Auge haben. Auch kann man sie mit dem schnellsten Pferde nicht einholen, sofern man nicht eine List anwendet, um sie zu ermüden; sind indessen mehrere Jäger da, so sind sie wohl, wenn jene von verschiedenen Seiten auf sie losjagen und sie rückwärts und vorwärts treiben, in dem Grade zu ermüden, daß sie eingeholt werden können. Werden sie aber zu eifrig verfolgt, so ist diese Jagd keineswegs gefahrlos; denn es hat schon Fälle gegeben, wo dem Jäger durch einen einzigen Schlag mit dem Flügel oder der Zehe eines

verwundeten Straußes ein Bein zerschlagen worden ist. Die Stimme des Straußes soll in der Ferne der des Löwen in dem Grade gleichen, daß sich sogar Hottentotten dadurch haben täuschen lassen.

In Beaufort, wo wir von unserem schottischen Landsmanne, Herrn Baird, gastfreundlich aufgenommen wurden, verweilten wir drei Tage. In dem Orte selbst — ein Dorf mit etwa zwanzig Wohnhäusern, am nördlichen Rande der Karroo — war wenig Merkwürdiges vorhanden, dagegen bot der Drostei-Kerker, den ich mehr als einmal in Begleitung des Ortsgeistlichen, Herrn Taylor, besuchte, ein Interesse erweckendes, obwohl bejammernswerthes Schauspiel dar und verdient daher hier einer näheren Erwähnung.

Dieser Kerker besteht aus einem einzigen, etwa zwanzig Fuß langen und zwölf bis vierzehn Fuß breiten Gemach, welches sein Licht durch ein kleines, ganz oben in der Wand angebrachtes Loch empfängt. Hier waren gegen dreißig menschliche Wesen beiderlei Geschlechts, von jedem Alter und fast von jeder Hautfarbe — die weiße ausgenommen — zusammengepreßt. Die Weißen oder die Christen-Menschen, wie sie selbst sich nennen, werden selten eingekerkert, außer wegen sehr schwerer Verbrechen und auch dann noch von den farbigen Gefangenen abgesondert, damit nicht der „christliche" Dieb oder Mörder durch die unmittelbare Gemeinschaft mit seinem schwärzlichen Mitmenschen entehrt werde, obgleich viele der Letzteren wegen bei weitem geringerer Vergehen eingesperrt worden sind.

Die Beschaffenheit dieses Kerkers war fürchterlich. Nachdem die Thüre geöffnet worden war, bat mich der

Geistliche, ein wenig zu verziehen, damit zuvor frische Luft eindringe und die verpestete im Innern einigermaßen vertreibe; denn diese war im ersten Augenblicke zum Ersticken. Ungeachtet der gebrauchten Vorsicht vermochte ich es selbst nach Verlauf einiger Zeit in dem Kerker nicht auszuhalten, sondern mußte mehrmals an die Thüröffnung treten, um frische Luft zu schöpfen. Ob dieser schreckliche Zustand in der menschlichen Wesen zum Aufenthalte angewiesenen Höhle von der ungewöhnlich großen Zahl der Gefangenen herrührte, oder ob Nachlässigkeit der Behörden daran Schuld war, will ich hier nicht untersuchen: so viel aber ist gewiß, daß die Gefängnisse für die Farbigen in der ganzen Colonie — mit einer oder zwei Ausnahmen — so beschaffen waren. In wiefern späterhin Verbesserungen eingetreten sind, ist mir nicht genau bekannt.

Die Gefangenen, welche sich, unserem Wunsche gemäß, längs den Wänden aufgestellt hatten, boten eine seltsame Reihe von wilden und schwärzlichen Gesichtern, schmuzig durch Nachläßigkeit und Elend, und kränklich durch die Kerkerluft, dar. Es waren entlaufene Sclaven, welche mit gefesselten Gliedmaßen und trüben, düsteren Blicken der verwirkten Strafe und der Ankunft ihrer Herren, um sie in das Sclavenjoch zurückzuschleppen, ängstlich entgegensahen. Die meisten waren Hottentotten, halb nach der Art der Eingeborenen, halb nach der der Colonisten bekleidet, das heißt, mit dem Schaffell-Mantel ihrer Vorfahren und den ledernen Hosen des holländisch-afrikanischen Bauers. Einige von ihnen waren bei dem Landdrosten als Ankläger ihrer Herren, welche sich

gesetzwidrige Gewaltsamkeiten gegen sie erlaubt hatten, aufgetreten und sodann, nach dem in der Colonie herkömmlichen Gebrauch, in diesen scheußlichen Kerker gesperrt worden, bis ihre Herren es für gut finden würden, auf die Anklagen zu antworten, und sie wohl gar, wie solches das Schlußresultat zu sein pflegt, für ihre Verwegenheit, damit hervorzutreten, derb durchpeitschen lassen würden. Andere waren nur dienstlose Hottentotten, die von den sogenannten Feldwachtmeistern aufgegriffen und hieher gesandt worden waren, bis irgend ein Weißer sie reclamiren würde.

Ferner waren wilde Buschmänner da — in dem ganzen Aeußern, in der Bekleidung und Haltung noch roher und bizarrer, als der roheste unter den Colonialhottentotten. Die ganze Bekleidung der Weiber bestand, außer dem Schaffell-Mantel, in einem, in schmale Streifen geschnittenen und um die Mitte des Leibes, gleich einer Schürze, gebundenen Stück Leder. Noch geringfügiger war die Bekleidung der Männer. Ihr wollichtes, in einzelne Büschel gewachsenes Haar fiel kunstlos in spiralförmigen Locken herab und hing, mit Fett eingeschmiert und Eisenerz durchflochten, wie Tabaksstengel, über und vor ihren kleinen schwarzen und durchdringenden Augen, während ihre Backen, wenigstens die der jüngeren Frauenzimmer, mit rothen und weißen Okerstreifen bemalt waren. Ihr Vergehen bestand im Allgemeinen darin, daß sie aus dem Dienste von Colonisten sich entfernt, nachdem sie denselben, vom Hunger getrieben, sich selbst und ihre Kinder für eine Mahlzeit in die Sclaverei verkauft hatten. Jedoch waren einige,

sowohl unter diesen Buschmännern, wie unter den Hottentotten, schwererer Verbrechen angeklagt und sollten vor die nächsten Assisen gestellt werden; aber alle Kasten und Grade, die Unschuldigen und die Schuldigen, die in ihren Rechten gekränkten Beschwerdeführer, wie die verhärteten Bösewichter, waren ohne Unterschied in dieses enge und ungesunde Gefängniß gesteckt worden.

Noch eine Gruppe war da, vielleicht interessanter, als alle übrigen. Es war eine aus zwei Männern, einer Frau mit ihrem Kinde und einem etwa sechzehnjährigen Knaben bestehende Kaffernfamilie. Die Männer saßen nackend auf dem Lehmboden, schwer mit Eisen beladen und mit ihren Fußknöcheln an einen dicken eisernen Ring gefesselt. Einer von ihnen hatte einen herkulischen Körperbau und das Ansehen einer demselben entsprechenden physischen Stärke; allein in seinen Gesichtszügen, wenn sie gleich frei von Wildheit waren, war von einer geistigen Kraft nichts zu entdecken. Die ruhige und gedankenvolle Miene seines Leidensgefährten, eines Mannes von mittlerem Alter, hatte keineswegs den Ausdruck rein thierischer oder wilder Leidenschaften, sondern war durch einen gewissen Anstrich von geistiger Würde und Reflexion bezeichnet. Die Frau war das Weib des Letzteren; sie hatte einen Säugling in die warmen Falten ihres Mantels gehüllt und war mit dem gewöhnlichen Ueberwurf von Ochsen- oder Antilopenfell, mit dem Haar darauf, bekleidet. Außerdem trug sie einen kurzen Rock von dem nämlichen Stoffe und eine Art Tuch von feinerem Leder (Wiesel- oder wilde Katzenfell), womit der Busen bedeckt war — ein Zeichen

weiblicher Sittsamkeit, welches mitten unter solchem Jammer und Elende um so erfreulicher war und einen vortheilhaften Contrast mit der widerlichen Nacktheit einiger der übrigen weiblichen Personen um sie her bildete. Ihr äußeres Benehmen war ruhig und unterwürfig und ihre Gesichtszüge, mochten sie zwar in europäischen Augen nicht schön sein, drückten gleichwohl eine gewisse Zartheit, Geschmeidigkeit und Einfachheit des Charakters aus. Dagegen war der neben ihr stehende Kaffernknabe, welcher ihr jüngerer Bruder zu sein schien, ein wahres Muster jugendlicher Schönheit. Er war fast völlig nackend, und so zeigte sich um so deutlicher die außerordentliche Regelmäßigkeit und symmetrische Schönheit seiner Gestalt. Seine hohe breite Stirn, seine schön geformte Nase, so wie sein Mund konnten fast als den in Europa angenommenen Schönheitsregeln entsprechend betrachtet werden, und der sanfte, jedoch zugleich männliche Ausdruck seiner schwarzen Augen und ehrlichen, offenen Stirn verrieth beim ersten Anblick Vertrauen und Gutmüthigkeit.

Diese Kaffern sollten, des Mordes angeklagt, vor die nächsten Assisen gestellt werden. Auf der Flucht aus dem Districte Swellendam in ihr Vaterland, hatten sie sich durch den Hunger verleiten lassen, ein Schaf zu stehlen. Die Frau des Eigenthümers, eines Colonisten, während sie selbst einer Amazone ähnlich war, verfolgte sie und befahl ihrem zwölf- bis vierzehnjährigen Sohne, Feuer auf sie zu geben. Der Knabe feuerte und erschoß einen Kaffer, dessen Gefährten darüber in Wuth geriethen und die Frau erschlugen. Diese That setzte alsbald alle Colo-

nisten der Umgegend in Bewegung und die unglücklichen Flüchtlinge wurden schnell eingeholt und den Gerichten überliefert. Sie waren damals schon mehrere Monate eingekerkert gewesen und später vernahm ich, daß sie zwar vor die Assisen gestellt, aber wahrscheinlich aus Mangel an hinreichenden Beweisen, noch nicht verurtheilt, jedoch nichtsdestoweniger in das Gefängniß zurückgebracht worden waren, wo sie dann abermals eine Reihe von Monaten in der traurigsten Lage zubringen mußten. Was überhaupt aus ihnen geworden, ist mir unbekannt geblieben.

Am 3. September verließen wir Beaufort und suchten nunmehr, dem Laufe des Ghamka- oder Löwenflusses folgend, durch die Karroo zu gelangen. Vier Tage setzten wir in dieser Einöde unsere Reise fort, ohne eine menschliche Wohnung anzutreffen, bis wir am siebenten am Fuße des Zwartberges zu einem Viehzüchter, Namens Nel, gelangten. Hier fanden wir endlich wieder schmackhaftes Wasser in einer klaren Quelle vor, und die Umgegend trug auch Spuren von Vegetation an sich. In anderer Beziehung aber war es hier traurig und öde und Nel beschwerte sich, daß er von den Löwen und Hyänen hart geplagt werde. Seine Tochter, etwa funfzehn Jahre alt, war unter den Mädchen von europäischem Blut eins der lieblichsten, die ich in der Colonie gesehen hatte.

Nach manchen gewöhnlichen und hin und wieder auch außergewöhnlichen Abenteuern, deren Mittheilung

hier zu weit führen würde, erreichten wir am 25. September die Capstadt *).

---

*) In der Capstadt hielt sich Herr Pringle bis zum Februar 1825 auf, worauf er zu seinen Angehörigen in Glen-Lynden zurückkehrte, um sich dann mit seiner Frau wieder nach England zu begeben. Was ihn hierzu veranlaßte, gehört nicht in dieses für das teutsche Publicum bestimmte Werk, da dieses sich nur mit dem Caplande und dessen Bewohner, so wie überhaupt Allem, was in unmittelbarer Beziehung darauf steht, beschäftigt. So viel sei indessen bemerkt, daß Herr Pringle durch die Gründung einer gegen das Verwaltungssystem des Colonialgouvernements feindselig gerichteten Zeitschrift und bittere persönliche Angriffe gegen dasselbe, die Gunst des Gouverneurs und seiner übrigen Gönner in England verscherzte und sich auf diese Weise um seine bürgerliche Stellung in der Capstadt brachte. Wir werden das nächste Kapitel mit der Erzählung seiner Rückkehr nach Glen-Lynden beginnen. Anm. des Herausgebers.

Zehntes Kapitel.

Rückkehr nach Glen-Lynden. Drohende Ueberfälle von Seiten der Grenzräuber. Einiges über die Buschmänner, Hottentotten, Kaffern. Schluß.

Im April 1825 kehrte ich, nachdem ich meine Frau in der Capstadt zurückgelassen hatte, auf einige Zeit nach Glen-Lynden zurück, wo ich zu meiner Freude meine Angehörigen und Freunde als Landwirthe in weit glücklicheren Umständen, als z. B. die neuen Ansiedler in Albany, vorfand, Ungeachtet der Brand im Getreide und die Heuschrecken großen Schaden zu Zeiten angerichtet hatten, so war doch ein hinreichender Weizenvorrath nicht nur für den eigenen Verbrauch, sondern auch für den Verkauf auf den Getreidemärkten gesammelt worden. Auch die Viehheerden waren gediehen und angewachsen. Einige Ansiedler besaßen jetzt bequeme Wohnungen und mein Bruder in Eildon hatte sich sogar ein hübsches Haus aus Quader- und Backsteinen erbaut, mit einem Kamin im Hauptzimmer — dem ersten Kamin in dem ganzen Landbezirk. Meine alte, bienenkorbartige Hütte, die sich noch in gutem Stande befand, war in eine Küche umgewandelt worden.

Bald nach meiner Ankunft wurden mehrere Hundert von den sogenannten Betschuanen in einem Zustande

des äußersten Elendes und Hungers aus den nordöstlichen Gegenden jenseits der Grenze in die Colonie getrieben. Diese Flüchtlinge waren zur Selbstverbannung aus ihrer Heimat theils durch die Verheerungen der unter dem Namen Mantatihs und Ficani bekannten wandernden Horden, theils durch die Raubzüge gewisser Banditenhorden gezwungen worden, welche Letztere, von gemischter Herkunft (von Colonisten und Eingebornen), auf den unzugänglichen Höhen des Stormbergs unlängst sich festgesetzt und deshalb den Namen Bergeneers (Bergbewohner oder vielmehr Bergräuber) erhalten hatten. Diese letztgenannten Spitzbuben waren, wie sich späterhin auswies, bei ihren räuberischen Ueberfällen fortwährend unterstützt und aufgemuntert worden von charakterlosen weißen Colonisten, welche sie, im Tausch gegen Vieh und in einigen Fällen sogar gegen die Kinder und Weiber der überfallenen Volksstämme, heimlich mit Waffen und Schießbedarf versehen hatten.

Damit jene unglücklichen Flüchtlinge nicht in einen Zustand völliger und unbedingter Sclaverei gerathen möchten, wurden sie auf Befehl des Gouvernements nach den District-Städten Graaf-Reynet und Somerset gebracht und dort in ein leicht erträgliches Dienstverhältniß zu denjenigen Colonisten gestellt, welche noch keine Sclaven besaßen. Auch nach unserer Niederlassung wurden mehrere Familien geschafft, die wahrscheinlich noch dort sind und Treue und gutes Betragen im Dienste bewiesen. Verschiedene Mitglieder derselben kamen unter meine persönliche Aufsicht, und ein armer Waisenknabe von etwa neun oder zehn Jahren wurde mir durch einen

besondern Zufall in Dienst gegeben und begleitete mich späterhin nach England. Alle gehörten den Betschuanen- oder großen Kaffernstamme an. Ein Mann, der den Tahama's angehörte, besaß vielleicht die schönste menschliche Gestalt, welche ich je gesehen; er war volle sechs Fuß hoch und hatte einen äußern Anstand, wie ein Apoll. Eben so war eine Frau da, das Weib eines Häuptlings, welche nicht minder schön zu nennen war und deren Gesichtszüge mit jeder europäischen Schönheit getrost wetteifern konnten.

Wir wurden durch das Gerücht von dem Herannahen wandernder Ficanihorden nach der Winterberg-Grenze zu in nicht geringen Schrecken versetzt, und um die Wahrheit oder Grundlosigkeit dieses Gerüchts zu ermitteln, begab sich Herr Georg Rennie mit einer Abtheilung unserer Bastard-Hottentotten in das Amatembu- (oder Tambuki-) Laand, jenseits des Zwart-Kei-Flusses. Hier trafen sie mit zwei freundschaftlich gesinnten Häuptlingen des Amatembustammes, Powana und T'Quassa, zusammen, welche ihnen erzählten, daß die Ihrigen kurz zuvor in der Nähe des Hanglip-Berges, nur einen etwa achtstündigen Ritt von der Grenze der Colonie entfernt, von den Ficani's geschlagen worden wären, und zur Bekräftigung ihrer Aussage zeigten sie auf mehrere ihrer Begleiter, welche in dem Kampfe verwundet und deren Wunden noch nicht geheilt waren. Völlig außer Stande, solchen furchtbaren Eroberern erfolgreichen Widerstand zu leisten, erklärten diese Häuptlinge, sie würden, sollten dieselben abermals gegen Westen vordringen, mit ihrem Volke in die Colonie flüchten und dort Schutz suchen.

Nachdem diese Nachricht durch die von unserem Freunde, Herrn Brownlee, aus dem Kaffernland erhaltene Kunde bestätigt worden war, wurden wir besorgt, daß unsere kleine Niederlassung von jenem aus 20,000 Barbaren bestehenden herumschwärmenden Feinde überfallen werden möchte. Ich erstattete daher an Herrn Mackay, den Landdrosten des neuen Districts Somerset, dem Glen-Lynden jetzt einverleibt war, und an den an der Grenze commandirenden Major Forbes Bericht und suchte um den erforderlichen Schutz für unsere Ansiedelung nach. Major Forbes, der bereits auf einem andern Wege von der Sache Kunde erhalten hatte, detachirte sogleich ein kleines Cavaleriecorps, um unsere Niederlassung zu decken, und folgte schnell nach, um den Zustand der Dinge persönlich in Augenschein zu nehmen. Wegen dieser schleunig getroffenen Maßregel zur Sicherung unserer Grenzgegend, wurde der Major von dem Gouverneur scharf getadelt, und zwar aus keiner andern Ursache, als weil er hauptsächlich nur auf meinen Bericht so gehandelt hatte *). Dies war in der That einer jämmerlichen Politik gemäß gehandelt, durch welche bereits in einem ähnlichen Falle, z. B. Frederiksburg zu Grunde gerichtet worden war; allein zu unserem Glücke kehrten die Ficani, statt nach der Colonie vorzudringen, nach Osten wieder zurück und ließen nichts weiter von sich hören, bis sie drei Jahre später am Umtataflusse ent-

---

*) Man wird sich hierbei aus der Note am Schlusse des vorigen Kapitels erinnern, daß Herr Pringle in ein feindseliges Verhältniß zu dem Gouverneur getreten war. Anm. des Herausgeb.

deckt und von einem Truppencorps aus der Colonie ausgerottet wurden. Es ist jetzt ausgemittelt worden, daß diese wandernde Barbarenhorde aus zwei Zoolas- oder nordöstlichen Kaffern-Stämmen bestand und durch den wilden Zoola-Eroberer Tschaka aus ihren Stammsitzen an den Quellen des Tutugela- und des Mapoota-Flusses vertrieben worden war. Ihrer Heimat und ihrer Viehheerden beraubt und durch Hunger zur Verzweiflung getrieben, führten diese Stämme unter der Anführung eines Häuptlings, Namens Matuana, mehrere Jahre lang ein herumziehendes Räuberleben und überfielen andere Kaffern- und Betschuanen-Stämme an den Quellen des Umzimculu, Umzimrubu und Gareep oder Orangenflusses. Sie schienen endlich einen etwa 50—60 teutsche Meilen von der Grenze der Colonie entfernten Landstrich am Umtataflusse in Besitz genommen zu haben, wahrscheinlich in der Absicht, sich dort für immer niederzulassen, indem man späterhin fand, daß sie Hütten errichtet, den Boden angebaut und sich überhaupt fest angesiedelt hatten. Hier wurden sie, wie bereits erwähnt, von den Colonialtruppen überfallen und niedergemetzelt — eine That, die sich kaum rechtfertigen läßt, da diese unglücklichen Wilden sich zwar an ihren Landsleuten, keineswegs aber an den Colonisten vergangen hatten. Ueberdies wurden sie nicht etwa in offenem Kampfe erschlagen, sondern meuchlings überfallen und hingewürgt.

Kaum waren wir von der Furcht vor den Ficani's befreit, als wir bei unseren Behörden um Schutz gegen die Ueberfälle einer andern Classe von Freibeutern nach-

zusuchen uns genöthigt sahen. Es hatte sich nämlich seit einiger Zeit eine theils aus wilden, theils aus zahmen Buschmännern (wie sie in der Colonie genannt werden) bestehende Räuberbande in den Felsenklüften und Wäldern des sogenannten, bereits erwähnten neutralen Landstriches festgesetzt, die um so mehr zu fürchten war, als sich ihr einige mit Feuerwaffen versehene, entlaufene Sclaven und Deserteure vom Cap-Corps angeschlossen hatten. Die wilden Buschmänner waren aus den nördlichen Gegenden gekommen und die zahmen aus dem Dienste bei den Bauern entlaufen. Als ihr Anführer wurde ein Buschmann, Namens Dragoener bezeichnet, welcher im Dienste bei unserem Nachbar Diedrich Müller gestanden und weil er von einem Anverwandten desselben Peitschenhiebe erhalten, sich davon gemacht und den Colonisten ewige Feindschaft geschworen hatte. Er war endlich der Hauptmann dieser Räuberbande geworden, deren Raubzüge unter seiner Anführung täglich ausgedehnter und furchtbarer wurden. Die Freibeuter hatten aus den Unterbezirken Glen-Lynden und Tarka bereits eine beträchtliche Menge Pferde fortgetrieben, wahrscheinlich theils um die Colonisten der Mittel, sie rasch zu verfolgen, zu berauben, theils um damit das größere Wild zu jagen, welches in diesem Theile des Landes damals im Ueberflusse vorhanden war. Auch dienten ihnen die Pferde, wenn sie zu Grunde geritten waren, zur Nahrung. In der Zeit, wo ich mich bei meinem Bruder in Eildon aufhielt, wurden ihm drei Pferde von diesen Räubern gestohlen und verschlungen, wie von einigen Personen, welche zum Nachspüren

ausgesandt worden waren, durch das Auffinden der Häute und Hufe ermittelt wurde. Einem Bauer an der Plora waren zwölf Ochsen geraubt und in eine Waldschlucht getrieben worden, wo die Räuber, als sie sich hitzig verfolgt sahen, sämmtlichem Vieh die Gurgel abschnitten und durch das Dickicht entkamen. Rinder, Kälber und Schafe wurden unseren Bastard-Hottentotten fortwährend geraubt, von denen einer, Namens Groenberg, welcher Widerstand zu leisten versuchte, durch vergiftete Pfeile gefährlich verwundet wurde. Um dieselbe Zeit wurde ein Knabe mitten aus seiner Schafheerde, die er hütete, gerissen und mehrere Tage festgehalten. Er erzählte nach seiner Rückkehr, es sei ernstlich davon die Rede gewesen, ihn zu tödten, um eine Entdeckung ihrer Schlupfwinkel zu verhüten; jedoch habe der Anführer ihm das Leben gerettet und ihn frei heimkehren lassen. Dagegen wurde ein hottentottischer Hirte, der meinem Bruder Johann angehörte, gleich nach dessen Besitznahme von seinen Ländereien im Mancazanathale, von einer Bande räuberischer Buschmänner ermordet; jedoch geschah dies eine geraume Zeit nach der hier in Rede stehenden Periode und die That wurde wahrscheinlich nicht von den damals uns bedrohenden Buschmännern verübt.

Diese Letzteren würden der Colonie wahrscheinlich sehr großen Abbruch haben thun können, hätten sie sich in dem Falle der Selbstvertheidigung befunden. Der Landstrich, den wir jetzt inne hatten, hatte sehr wahrscheinlich ihren Vorfahren gehört. Einige von ihnen waren, während ihre Angehörigen niedergemetzelt wurden,

von den Bauern in die Sclaverei geschleppt und nicht viel besser als die Thiere behandelt worden. Die übrigen Sclaven, welche ihrem Joche, und die Deserteurs, welche einem mit roher Gewalt ihnen auferlegten Militairdienste entronnen waren, hatten sämmtlich Leiden und Qualen zu erdulden gehabt, welche jedes menschliche Herz empören und in wilden Gemüthern den Durst nach Rache zu erwecken geeignet sind. Wie sehr sich aber auch die Bewohner der Colonie durch ein System der Ungerechtigkeit und Tyrannei, welches die meisten dieser unglücklichen Geächteten zu ihrer gegenwärtigen Lebensweise mittelbar und unmittelbar getrieben hatte, vergangen haben mochten, so lag es doch am Tage, daß die Räubereien nicht länger geduldet werden konnten. Aber eben so wenig konnte es auch den Bauern, unter denen sich einige gerühmt hatten, noch vor wenig Jahren den Buschmännern in Hinterhalten aufgelauert und sie, wie wilde Affen, erschossen zu haben, gestattet werden, ihren alten Gewohnheiten mörderischer Selbstrache wieder nachzugehen. Ich schrieb also an den Landdrosten und bat ihn dringend, einen Plan zu entwerfen, nach welchem den Colonisten, jedoch ohne willkürliche Grausamkeiten gegen die Geächteten, Schutz gewährt werden könne. Es wurden hierauf nach dem gewöhnlichen Verfahren Bauern-Commando's abgesandt, denen jedoch die Räuber auszuweichen wußten. Diese wurden endlich in einem ihrer Schlupfwinkel am Koonapflusse von einer starken Abtheilung Truppen und Milizen eingeschlossen und zur Uebergabe aufgefordert. Allein ihre Anführer, die entweder keine Begnadigung hoffen zu dürfen glaubten,

oder eher sich dem Tode zu weihen, als in das Joch der Sclaverei zurückzukehren entschlossen waren, wiesen alle Aufforderungen zurück und machten einen verzweifelten Versuch, sich durchzuschlagen. Dies gelang jedoch nur einigen wenigen, und nachdem Dragoener und die meisten seiner tapfersten Gefährten erschlagen waren, wurden die Uebrigen zu Gefangenen gemacht und damit die ganze Bande aufgehoben. Ich will hieran zum Schlusse noch einige Notizen über diese merkwürdige und unglückliche Menschenclasse reihen.

Die Buschmänner oder Bosjesmen, wie sie von den holländischen Colonisten genannt werden, scheinen die Ueberreste hottentottenscher Horden zu sein, welche, gleich allen Ureinwohnern des südlichen Afrika's, hauptsächlich von der Viehzucht sich genährt hatten, aber entweder durch das allmälige Umsichgreifen der europäischen Colonisten, oder durch innere Kriege mit andern Volksstämmen genöthigt worden waren, in den unzugänglichen Gebirgen und Wildnissen des Innern ihre Zuflucht zu suchen. Die meisten von den in der Colonie unter dem Namen Buschmänner gegenwärtig bekannten Horden besitzen ganz und gar keine Rinder oder Schafe, sondern leben theils von der Jagd, theils von wilden Wurzeln und in magern Zeiten sogar von Schlangen, Eidechsen, Heuschrecken und Ameisenlarven, oder auch von dem ihren Erbfeinden und Unterdrückern, den Grenzbauern, abgenommenen Raube.

Die Buschmänner haben die Waffen ihrer hottentottenschen Vorfahren, nämlich einen leichten Wurfspieß oder Hassagai, dem der Kaffern ähnlich, und Bogen

und Pfeile, beibehalten. Die letzteren, welche sowohl im Kriege, wie auf der Jagd, ihre Hauptwaffe bilden, sind klein und aus leichten Materialien verfertigt, jedoch vermöge des tödtlichen Giftes, in welches die Pfeile getaucht, und der Geschicklichkeit, mit der sie abgeschossen werden, für Menschen wie für Thiere wahrhaft furchtbare Wurfgeschosse. Ein einziger dieser aus leichtem Rohr verfertigten und mit knöcherner oder eiserner Spitze versehenen Pfeile ist hinreichend, um das stärkste Thier zu tödten. Nichtsdestoweniger und obgleich die Colonisten die Wirkungen eines Buschmanns-Pfeils sehr fürchten, wissen dieselben seiner Furchtbarkeit auszuweichen, wie er denn überhaupt mit dem Feuergewehr bei weitem nicht zu wetteifern vermag, was die verfolgten Eingeborenen aus herben Erfahrungen nur zu gut wissen.

Seitdem die Buschmänner ihr Hirtenleben mit dem Jägerleben vertauscht, haben sie auch mit den hiermit verknüpften größeren Gefahren und Entbehrungen einen unbändigeren und entschlosseneren Charakter nothwendiger Weise angenommen. Aus sanften, zutraulichen und unternehmungslosen Hirten sind sie allmälig verwegene, argwöhnische und rachsüchtige Wilde geworden. Von ihren Mitmenschen wie wilde Thiere behandelt, wurden sie endlich den wilden Thieren in der Lebensweise und Sinnesart gewissermaßen ähnlich.

Ob vor der Besitznahme des Landes durch die Europäer beträchtliche Horden dieser Menschen in ihrem gegenwärtigen Zustande schon vorhanden waren, scheint bezweifelt werden zu müssen, so viel aber ist gewiß,

daß zahlreiche Volksstämme, die einst gemächlich und im Ueberfluß von den Erzeugnissen ihrer Rinder- und Schafheerden lebten, durch die fortwährend zunehmenden gewaltsamen Anmaßungen der Colonisten entweder in die unfruchtbaren Einöden getrieben und sonach nothwendiger Weise in Buschmänner umgeschaffen, oder auch gänzlich ausgerottet wurden. In dieser Art ist es, wie aus authentischen Quellen nachgewiesen worden, wenigstens hundert und zwanzig Jahre hindurch so fortgegangen, und die Folge davon ist gewesen, daß der äußere Saum der stets vorrückenden Colonie-Grenzen der Sammelplatz zahlreicher wandernder Horden verzweifelter, von Allem entblößter Wilden — der südafrikanischen „Kinder des Nebels" — den Colonisten bald in precairem Waffenstillstande, bald in offenem, mit Erbitterung geführtem Kampfe gegenüber stehend, geworden ist.

Die Annalen der barbarischen Kriege, die seit so langer Zeit zwischen diesem Schlag Menschen und den Grenzbauern geführt worden sind, könnten einen großen Band füllen. Die Werke Thunberg's, Sparmann's, Barrow's, Lichtenstein's, Burchell's, Thompson's und anderer achtbarer Reisenden theilen darüber viele Einzelnheiten mit, denen der Oberaufseher der brittischen Missionen in der Capcolonie, Dr. Philip, noch manche andere aus authentischen Quellen beigefügt hat. Ich werde mich wegen Mangel an Raum in eine ausführliche Schilderung der grausenhaften Thatsachen nicht einlassen, sondern mich auf die Mittheilung einiger bis jetzt nicht veröffentlichter Notizen beschränken.

Zunächst will ich eine Anekdote aus den alten Zeiten erzählen, die von einer handelnden Person in dem blutigen Drama herrührt. Ich bemerke dabei blos, daß der Verfasser des Schreibens, aus welchem sie abgedruckt ist, holländisches Blut in seinen Adern hat, selbst ein Colonist und der holländisch-afrikanischen Bevölkerung eifrig zugethan, zugleich aber auch ein aufgeklärter Freund der Ureinwohner ist. Seinen Namen verschweige ich aus dem Grunde, um ihn durch die Veröffentlichung dieses, meiner festen Ueberzeugung nach, die reinste Wahrheit enthaltenden Schreibens nicht etwa bitteren Verfolgungen von Seiten seiner Landsleute auszusetzen. „Ich reis'te," sagte er, „vor Kurzem durch die öden, traurigen Wildnisse der Nordgrenze, in Begleitung des Feldwachtmeisters von —, den Sie während Ihres Aufenthalts in der Colonie kennen gelernt haben werden, und der in der That einer der achtungswürdigsten Menschen im ganzen Bezirk und vor Allem von sehr offener und redlicher Gemüthsart ist. Er lenkte das Gespräch auf die Maßregeln, die damals im Werke waren, um eine Art Grenzcordon zu ziehen und auf diese Weise allen Verkehr mit den Theilen im Innern, wo die Menschenpocken große Verheerungen unter den Eingeborenen anrichteten, abzuschneiden. Er äußerte sich im Allgemeinen sehr verständig, freimüthig und freisinnig, bis ihm zufällig der Name des Dr. Philip entschlüpfte, worauf er alsbald in bittere Ausfälle gegen diesen Mann sich ergoß, dessen Bemühungen und Vorstellungen er alle die neueren „willkürlichen Maßregeln" —

wie er sie nannte — gegen die Colonisten beimaß. Da ich wußte, daß dies eine wunde Stelle war, so ließ ich seinen Unmuth völlig austoben; sobald er aber ruhiger geworden war, machte ich ihm bemerklich, man müsse nichts desto weniger einräumen, daß gegen die Eingeborenen abscheuliche Grausamkeiten verübt worden seien. „Wer leugnet das?“ entgegnete er mit der nämlichen Lebhaftigkeit, die er bei seinen Aeußerungen über den Dr. Philip gezeigt hatte. „Gott behüte, daß ich in Abrede stelle, für wieviel wir Rechenschaft abzulegen haben!“

„Noch oft schaudert mich,“ fuhr er fort, „wenn ich an eine der ersten Scenen der Art denke, bei denen ich in meiner Jugend, als ich meinen Bürgerdienst zu verrichten begann, gegenwärtig sein mußte. Ich war bei einem Commando unter Carl Krotz. Wir hatten einen bedeutenden Buschmänner-Kraal überfallen und zerstört. Nachdem das Feuer eingestellt worden war, wurden noch fünf Frauen am Leben gefunden und nach einer langen Erörterung ihrer zu schonen beschlossen, da der eine Bauer eine Magd zu diesem, der andere zu jenem Zweck gebrauchte. Die unglücklichen Geschöpfe mußten vor uns hergehen; bald aber fand es sich, daß sie unseren Marsch aufhielten, indem sie nicht so rasch, wie wir, fortkommen konnten. Es wurde daher Befehl gegeben, sie zu erschießen. Der nunmehr erfolgende Auftritt erfüllt mich noch jetzt mit Entsetzen. Die hülflosen Schlachtopfer, die unsere Absicht erkannten, stürzten auf uns zu und umklammerten Einige von uns so fest, daß

es eine Zeit lang unmöglich war, sie zu erschießen, ohne Gefahr zu laufen, auch diejenigen zu treffen, die von ihnen krampfhaft umschlungen gehalten wurden. Endlich waren vier abgethan worden, die fünfte aber war von einem unserer Gefährten, den sie in der Todesangst umklammert hatte, durchaus nicht loszubringen, und so wurde denn endlich seinen dringenden Bitten, sie mit sich nach Haus nehmen zu dürfen, Gehör gegeben. Sie folgte ihrem Lebensretter, diente ihm lange und treu, und starb auch, wie ich glaube, in seinem Hause. — Möge Gott dem Lande vergeben!"

„Dies wurde mit tiefem Gefühl ausgesprochen, und ein Schauder des Entsetzens hielt uns Beiden die Zunge eine Weile gefesselt. „Dr. Philip hat denn doch *nie* etwas so Schlimmes, wie dieses geschrieben!" äußerte ich endlich. — „Aber was nützt es, alte Wunden aufzureißen?" versetzte mein Begleiter. „Dies geschah, als ich noch ein Knabe war und ich bin jetzt alt und ergraut. Es gibt vielleicht in der ganzen Colonie nicht zehn Menschen, die nicht mit Schauder vor einer solchen That zurückbeben würden. Wie wäre an Religion oder Gesetze damals zu denken gewesen? Ueberdies war zu jenem Gemetzel wenigstens ein Vorwand vorhanden, denn die Buschmänner hatten verschiedene Mordthaten und andere Gewaltthätigkeiten an unserer Grenze verübt. Wir lebten in einem Zustande bitterer Feindschaft und ewiger Fehden mit den Eingeborenen, und beide Parteien hatten es auf eine gegenseitige Vertilgung abgesehen. Allein was hatten eure Ficani verbrochen, als diese von euren brittischen Truppen mit Stumpf und

Stiel ausgerottet wurden? *) Während der Bauer mit dem Gefängniß und dem Galgen bedroht wird, wenn er auch nur zur Vertheidigung alles dessen, was er in der Welt besitzt, zur Vertheidigung seines Lebens, seiner Familie, seines Eigenthums, einen Schuß thut — wird von dem Gouvernement ein regelmäßiges Heer funfzig Meilen weit in unbekannte Gegenden geschickt, um einen ganzen Volksstamm zu vernichten, von dem man zuvor nie etwas vernommen, der uns nie die geringste Beleidigung zugefügt hatte und gegen unsere Waffen völlig wehrlos war! Und diese That wird noch dazu in diesen letzten Jahren, zu einer Zeit begangen, wo man von nichts als Menschlichkeit, Religion und neuen Gesetzen zum Schutz und Schirm der Sclaven und eingeborenen Volksstämme reden hört! Hier in diesem Fall war eine Metzelei mit allen ihren Greueln vorhanden; Männer wurden mit kaltem Blute erschossen, hülflose Frauen und Kinder gemordet oder verstümmelt und andere Grausamkeiten verübt, die zu schauderhaft sind, um erzählt werden zu können. Dies Alles aber wird, wie ich höre, von euren englischen Missionaren vertheidigt **), weil es von den Engländern auf höhern Befehl verübt wurde. Gegen uns

*) Man sehe oben.

**) Diese Aeußerung zielt wahrscheinlich auf ein in den South African Advertiser, vom 13. März 1833, eingerücktes Schreiben des Herrn Boyer, eines wesleyanischen Missionars, der die Gerechtigkeit und Zweckmäßigkeit der Vertilgung der Ficani in Schutz nahm, jedoch in einem ganz andern Sinne, als jener Colonist es verstanden hatte.

unglückliche Bauern spricht jedoch diese That nicht. — Der Versuch, das Einschleppen der Menschenpocken zu verhüten, ist höchst ungeeignet. Mag doch über die Colonie kommen, was da will. Getreidebrand, Heuschrecken, Dürre — — dies Alles haben wir gehabt und wir können uns noch auf tausende von Landplagen gefaßt machen, als göttliche Strafen für das Blut, welches auf diesem Lande lastet!"

„Bei diesen Worten gab mein Reisegefährte seinem Pferde einen Peitschenhieb und sprengte in großer Aufregung davon, während ich über das Gehörte nachdachte, nicht wenig getröstet durch die bei dieser, wie bei vielen anderen Gelegenheiten gewonnene Ueberzeugung von der zunehmenden Veredelung der Gesinnungen und Grundsätze meiner Gefährten unter der holländisch-afrikanischen Bevölkerung. Es ist noch, davon können Sie versichert sein, viel guter Stoff selbst bei den Grenzbauern vorhanden, welcher, mit Weisheit und Umsicht bearbeitet, von wesentlichem Nutzen zur allgemeinen Gesittung der Colonie sein kann. Es ist mir in der That oft begegnet, mit Colonisten in unbewachten Augenblicken zusammenzukommen und dann zu vernehmen, wie sie mit unverkennbarer Aufrichtigkeit und bitterer Reue die Bluttthaten älterer und neuerer Zeit bejammerten, durch welche die Colonie befleckt worden ist. Sie gaben dadurch deutlich zu erkennen, daß durch den Einfluß des Religionsunterrichts ihre Ansichten von der Behandlung der Eingeborenen und Farbigen eine sehr schnelle und wohlthätige Veränderung erlitten hatten. Es ist daher ein großer und schädlicher Irrthum, bei

der Mittheilung trauriger Begebenheiten obiger Art die holländisch-afrikanischen Bauern ohne Unterschied solcher Handlungen anzuklagen oder als eingefleischte Barbaren und Ungeheuer zu schildern."

Greuel, wie die oben erzählten, bietet übrigens die neueste Zeit in demselben Maße, wie die ältere dar. Wie es mit dem gesetzlich gutgeheißenen Abschlachten der Buschmänner überhaupt zuging, davon habe ich selbst, während meiner Anwesenheit in der Colonie, manche Beispiele erlebt. So kehrte einst der Militairbefehlshaber des Cradock-Districts, van Wyk, ein Mann, der fast allgemein geschätzt und geachtet wurde, auf dem Rückwege von einer Expedition gegen einige Buschmänner-Horden am Bamboosberg, welche sich im Tarkathal Gewaltthätigkeiten erlaubt hatten, bei mir ein und erzählte mit der größten Ruhe und Gleichgültigkeit, es seien auf diesem Zuge gegen achtzig Menschen getödtet und sehr viele Frauen und Kinder zu Gefangenen gemacht worden. Von diesen letzteren traf ich späterhin mehrere bei meinem Nachbar Wenzel Coetzer an, indem sie einem seiner Söhne zugetheilt worden waren. Die Expedition war auf Befehl des Gouvernements und um den Ueberfällen der Buschmänner für die Zukunft vorzubeugen, unternommen und auf die herkömmliche Weise ausgeführt worden; man hatte den Kraal überfallen, die Männer ohne Unterschied dem Tode geweiht und die Frauen und Kinder in die Gefangenschaft und Sclaverei fortgeschleppt. Solche Expeditionen sind späterhin dutzendweise vorgenommen worden und man verfährt dabei bis auf diese Stunde

mit der nämlichen, vielleicht nur um ein Weniges gemilderten Grausamkeit, wie früher. Und daß man häufig auch ganz blindlings, und ohne die Unschuldigen von den Schuldigen zu unterscheiden, zu Werke geht, lehren folgende Beispiele.

Im November 1829 wurde ein Commando gegen eine Horde Buschmänner am Sackflusse ausgesandt, welche sich einige Gewaltthätigkeiten sollten haben zu Schulden kommen lassen. Die Truppen fanden indessen die Horde, der es galt, nicht auf, auf dem Rückmarsche aber eine andere, welche damals mit den Colonisten im Frieden lebte und der überhaupt nicht das Geringste vorgeworfen werden konnte. Allein was thaten die Unmenschen? Sie überfielen die arglosen, völlig wehrlosen Bewohner des Kraals und schossen einen großen Theil derselben mit kaltem Blute nieder. Nachdem sie diese Schandthat verübt hatten und ruhig wieder abgezogen waren, sahen sie ein Buschmannsweib, in einen Schafpelz gehüllt, am Wege liegen und schlafen. Der Anführer der Truppenabtheilung legte, ohne ein Wort zu äußern, sein Gewehr an und gab Feuer. Es begann sich unter dem Mantel zu regen und eine betagte Frau, mit dem Tode ringend, kam zum Vorschein. Das Corps aber ritt ruhig weiter, ohne dem Gegenstande auch nur die geringste Aufmerksamkeit zu schenken, oder die Sache irgend der Beachtung werth zu halten! Und diese Thatsachen schauderhaften Mordes sind mir nicht etwa von Hörensagen oder nach einzelnen schwankenden Gerüchten, sondern aus amtlichen Documenten bekannt, die in der Capstadt gerichtlich

niedergelegt sind. Aber aus bis jetzt noch unbekannten Gründen ist kein einziger Theilnehmer der Schandthaten bestraft worden.

Als ich späterhin von meinen Angehörigen in Gleen-Lynden Abschied nahm, um nach der Capstadt und von dort nach England zurückzukehren, wünschte ich meinen Weg durch das Kaffernland zu nehmen; allein dies wurde mir durch unlängst dort von Colonialtruppen auf's Neue verübte Gewaltthaten und Gräuel und die dadurch unter den Kaffern geweckte feindselige Stimmung gegen die Colonie unmöglich gemacht.

Der Oberst Somerset war nämlich mit 200 Mann Cavalerie und einer Abtheilung bewaffneter Bauern plötzlich über die Grenze gedrungen, um einen Kaffernstamm, der, ich weiß nicht was, begangen haben sollte, zu züchtigen. Ohne zuvor nähere Erkundigung einzuziehen, wurde ein dem mit der Colonie in gutem Vernehmen stehenden Häuptling Bothma gehörender Kraal überfallen und, ehe der Irrthum entdeckt ward, eine Menge Frauen und Kinder von den Bauern erschossen, welche zwischen die nackten und erschreckten Eingeborenen blindlings hineinfeuerten, so daß der Häuptling selbst nur mit Mühe sich rettete. Glücklicher Weise wurde Bothma jetzt von einigen Offizieren erkannt; das geraubte Vieh wurde zurückgegeben und eine Entschuldigung wegen des Mißgriffes vorgebracht, worauf das Commando nach einem andern Kraal sprengte. Diesmal wurde das Dorf eines andern, mit der Colonie befreundeten Häuptlings, Gaika, überfallen und der Irrthum ebenfalls erst nach geschehener Ausplünderung und Ermordung

wehrloser Einwohner erkannt. Mitten unter diesen fluchwürdigen und mörderischen Mißgriffen entkam der wirkliche Schuldige, ein Kaffernhäuptling, Namens Neuka, mit seinen Untergebenen in die Wälder, während die harmlose Bevölkerung längs der ganzen Grenze, einiger gestohlenen Pferde wegen, in einen Zustand der höchsten Verzweiflung und Erbitterung versetzt wurde. Ueberdies waren ihr noch 500 Stück Vieh geraubt worden, welche großentheils unter die Colonisten am Baviansfluß und in Brinnteshoogte vertheilt wurden. Späterhin vernahm ich zwar, daß die Bauern gegen den ausdrücklichen Befehl des commandirenden Offiziers gefeuert hatten; allein nie ist mir zu Ohren gekommen, daß sie deshalb bestraft worden sind. Auch von der Zurückgabe des geraubten Viehes ist nie die Rede gewesen. Die Folge des ganzen Raubzugs — denn anders kann man ihn nicht bezeichnen — war die, daß nunmehr manche Unschuldige ein Opfer der Erbitterung der so unschuldig verfolgten Grenzkaffern wurden. Wäre ich nicht noch zu rechter Zeit gewarnt worden, so hätte mich ohne Zweifel dasselbe Loos getroffen, und wer hätte die mißhandelten Eingeborenen hart tadeln können, wenn sie nach solchen Vorfällen blutige Rache an allen in ihrem Lande sich aufhaltenden Europäern genommen hätten? Aber wahrlich! dergleichen kann man ihnen durchaus nicht nachsagen, vielmehr darf man der Wahrheit gemäß versichern, daß, während sie von den Europäern auf die heimtückischste, empörendste Weise überfallen und kaltblütig hingeopfert worden sind, die *wilden* Kaffern nicht einem einzigen Missionar, nicht

einem einzigen europäischen Reisenden, der in ihrer Mitte sich befunden, auch nur ein Haar gekrümmt haben. So waren im Jahre 1830, als die Grenzbauern sich abermalige Gräuelthaten zu Schulden kommen ließen und z. B. den Häuptling Seko und dessen ganze Mannschaft ermordeten, einige zwanzig Missionare mit ihren Frauen und Kindern und gegen hundert Viehhändler aus der Colonie völlig in der Gewalt der Kaffern, ohne daß ihnen auch nur im Entferntesten mit irgend einer Handlung der Rache gedroht worden wäre. Verdient aber wohl ein solches Volk wie Wilde, nein, wie wilde Thiere, behandelt zu werden?

Bekanntlich ist durch die Parlamentsacte von 1834 das Sclavenjoch, welches in den brittischen Colonien auf den Negern lastete, namentlich auch in der Capcolonie zerbrochen worden, aber erst sechs Jahre zuvor waren die in einer fast noch unerträglicheren Sclaverei schmachtenden Hottentotten davon gesetzlich befreit und dadurch in eine erträglichere Lage versetzt worden. Daß es weiter nichts, als dies bedurfte, um dieses fast zwei Jahrhunderte lang mißhandelte und zum Vieh herabgewürdigte Volk, vielleicht das gutmüthigste, sanfteste in der ganzen Welt, schnell emporzurichten und die in ihm schlummernden mannigfaltigen geistigen Kräfte zu wecken, lehrt folgender Auszug aus einem Schreiben vom Jahre 1833.

„Sie fragen, ob ich nicht die geringe Zahl der den Hottentotten und anderen Farbigen zur Last gelegten Verbrechen bei den letzten Assisen bemerkt habe? Ich bin so glücklich, Ihnen nicht nur diese Frage bejahen,

sondern auch hinzufügen zu können, daß sich diese Abnahme der Verbrechen auf eine höchst auffallende Weise kundgegeben hat. Es hat sich nicht nur die Zahl der Verbrecher vermindert, sondern es haben auch die Verbrechen im Allgemeinen einen weit milderen Charakter angenommen. Ein Zustand der Art ließ sich zwar im Allgemeinen von Personen mit gewöhnlichem Verstande begabt vorhersehen; schwerlich aber ließ sich erwarten, daß ein ganzes Volk, welches vor der Bekanntmachung des Emancipationsgesetzes in der härtesten Dienstbarkeit gehalten und von seinen Herren fast durchgängig auf die willkürlichste und tyrannischste Weise behandelt wurde, unmittelbar nach erlangter Freiheit den weisesten Gebrauch davon machen und höchst selten rachsüchtige Gefühle gegen seine bisherigen Peiniger äußern würde. Auf meiner letzten Rundreise habe ich Gelegenheit gehabt, das Betragen der farbigen Bevölkerung unter den mannigfaltigsten Verhältnissen und Umständen zu beobachten und zugleich die verschiedenartigsten Beispiele davon erzählen zu hören, und aus diesem allen habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß mit den moralischen Gesinnungen dieser Bevölkerung eine große Veränderung zum Guten vorgegangen ist. Sie nehmen allmählig an Einsichten und Kenntnissen zu und leben nicht mehr, wie früher nicht selten der Fall und vermöge der entmuthigenden Lage sehr natürlich war, nur für den nächsten Augenblick, sondern auch für die Zukunft, namentlich auch für ihre Kinder, denen sie die Wohlthaten eines geregelten Unterrichts immer mehr angedeihen lassen."

Wie die Hottentotten früher im Allgemeinen behandelt wurden, erzählt ein englischer Reisender, Hr. Barrow, der vor ungefähr dreißig Jahren in der Capcolonie eine geraume Zeit sich aufhielt. „Dieses schwache Volk, das hülfloseste und in seinem gegenwärtigen Zustande vielleicht das herabgewürdigtste unter den Menschen, seiner Besitzthümer, seines Landes, seiner Freiheit auf eine hinterlistige Weise beraubt, hat seinen bejammernswürdigen Nachkommen ein Dasein bereitet, gegen welches die Sclaverei der Neger beinahe ein glückseliger Zustand zu nennen ist. Es ist jedoch ein Zustand, der aller Wahrscheinlichkeit nach auf eine sehr ferne Nachkommenschaft nicht übertragen werden wird. Wenigstens hat in der letzten Zeit die Zahl der Ureinwohner des Landes außerordentlich abgenommen. Allgemein ist die Bemerkung gemacht worden, daß da, wo Europäer sich angesiedelt haben, die weniger gesitteten Völker stets der Zahl nach sich vermindert haben und endlich ganz verschwunden sind. Es läßt sich kaum eine gegen die Sclaven auf den westindischen Inseln verübte Grausamkeit denken, der nicht eine andere, von holländischen Colonisten an den in ihrem Dienst stehenden Hottentotten verübt, an die Seite gestellt werden könnte. Das Auspeitschen bis aufs Blut mit Riemen von Hippopotamus- oder Rhinozerosleder ist nur eine geringe Strafe, obgleich diese Peitschen, von den Colonisten sjamboes genannt, die entsetzlichsten Strafwerkzeuge, nämlich zähe, geschmeidig und doch dabei fast so schwer wie Blei sind. Dem Hottentotten Schrot in die Beine und Schenkel zu schießen, kommt fast eben so häufig

als eine Strafart vor. Vergeht sich ein solcher Unglücklicher nur im Geringsten gegen einen Bauer oder eine Bäuerin, so wird er sofort auf ein Wagenrad gebunden und auf das Barbarischste durchgepeitscht. Faßt se'n Herr aber einen Widerwillen überhaupt gegen ihn, so geschieht es nicht selten, daß er ihn mit irgend einem angeblichen Auftrag nach einem entlegenen Orte schickt, ihm unterwegs auflauert und todtschießt, ohne daß die Hinterbliebenen des Ermordeten sich nach ihm erkundigen dürfen, sofern sie nicht streng bestraft werden wollen. Die Nahrung, welche dem Hottentotten-Sclaven gereicht wird, pflegt in dem Fleische von Vieh zu bestehen, welches, wenn es nicht schon gefallen, doch nahe daran ist. Fehlt es hieran, so werden für sie einige Quagga's oder ähnliche Thiere geschossen, deren Fleisch nicht viel besser als Aas schmeckt. Von den an den unglücklichen Geschöpfen verübten Grausamkeiten und den darauf erfolgten geringfügigen Strafen sind unzählige Beispiele anzuführen. Die Mittheilung von folgenden möge hier genügen. Ein Ungeheuer, Namens de Clerq, ein reicher Colonist, hatte, gleichsam zu seinem Vergnügen, die Gewohnheit angenommen, bei der geringsten Veranlassung seine Hottentotten auf die unmenschlichste und unglaublichste Weise zu verstümmeln. Die Sache kam endlich vor Gericht und die Beweise lagen klar vor Augen; de Clerq wurde denn auch zu einer Strafe verurtheilt, aber zu welcher? — Zu einer verhältnißmäßig geringen Geldstrafe. Ein anderer Bösewicht im District Swellendam, Namens Cloete, wurde schuldig befunden, rein zum Zeit-

vertreib eine Hottentottin mit ihrem Kinde auf dem Arm erschossen zu haben. Die ihm dafür zuerkannte Strafe bestand darin, daß er, nachdem er mit verbundenen Augen hatte niederknieen müssen, worauf der Scharfrichter ihm das Richtschwert an den Nacken gelegt, aus der Colonie verbannt wurde."

Auf welche Weise die Kaffern von den Colonisten behandelt und von welchem Gesichtspunkte aus sie von ihnen betrachtet werden, geht aus den obigen Mittheilungen über die Urbewohner Südafrika's in ihren Verhältnissen zu den europäischen Ansiedlern überhaupt schon hervor. Es mögen hier einige Beispiele aus der neueren Zeit noch angeführt werden.

Im Anfang November 1824 waren einem Grenzbauer, Namens Ludwig Bothma, fünf Kälber entlaufen oder geraubt worden. Daß die Kaffern sie gestohlen, dazu war nicht das geringste Anzeichen vorhanden, vielmehr konnte man nicht anders annehmen, als daß sie entweder von den Hyänen verschlungen oder von den in der dortigen Gegend sich umhertreibenden Buschmännern und hottentottenschen Ausreißern geraubt worden seien. Allein da weder von jenen, noch von diesen etwas zu holen war, so nahm unser Bothma keinen Anstand, die Kaffern als die Thäter anzuklagen und den an der Grenze commandirenden Offizier um die Absendung einer Truppenabtheilung in das Kaffernland zu bitten. Das Gesuch wurde auf der Stelle bewilligt und der Rittmeister Massey mit einem starken Corps Cavalerie und bewaffneter Bauern abgeschickt, um den nächsten Kaffernkraal auszuplündern. Unter-

wegs wurden auch nicht die geringsten Spuren entdeckt, aus denen man hätte schließen können, daß die Kaffern den Kälberdiebstahl verübt. Dies hielt aber das Corps nicht ab, den Kaffern vierhundert und elf Stück Vieh zu rauben, von denen Ludwig Bothma einen geringen Theil als Entschädigung für seine fünf Kälber erhielt, während der Ueberrest unter seine Gefährten, welche der Expedition beigewohnt hatten, vertheilt wurde.

Dies war in der That arg genug, aber es sollte noch ärger kommen. Zwei Tage nach diesem Raubzuge kamen drei Kaffern mit zwei Ochsen und einer Sclavin zu dem Feldwachtmeister Vanderneſt in Glen-Lynden und überbrachten eine Friedensbotschaft von Seite ihres Häuptlings Makomo, des Inhalts, daß er auf das Ernstlichste wünsche, mit den Colonisten in freundschaftlichem Vernehmen zu stehen, und daß er zwei in die Colonie gehörende, von seinen Leuten den in den Wäldern hausenden Vagabonden (womit die Buschmänner und Ausreißer gemeint waren) abgenommene Ochsen, so wie eine aus der Colonie entlaufene und unlängst von den Bauern reclamirte Sclavin sende. Dies hatte der Häuptling offenbar zu dem Zwecke gethan, um seinen Wunsch nach einem freundschaftlichen Verhältnisse durch die That zu bekräftigen; zugleich ließ er auch den Feldwachtmeister ersuchen, sich bei dem Grenzcommandanten wegen Wiedererstattung des einige Tage zuvor seinen Untergebenen ohne irgend eine gerechte Ursache geraubten Viehes zu verwenden.

Statt daß diese gerechte Bitte von dem Feldwachtmeister und den ihm zur Seite stehenden Bauern auf eine entsprechende freundschaftliche Weise aufgenommen worden wäre, diente sie vielmehr dazu, alle Leidenschaften dieser hartherzigen und habsüchtigen Egoisten in Aufregung zu bringen. Vanderneſt hatte zwölf bewaffnete Bauern unter seinem Befehle, die grade versammelt waren und denen er eiligst befahl, ihre Gewehre aus seinem Hause, vor dem sie standen, zu holen. Die Kaffern, die dies hörten und überhaupt schon bemerkt hatten, daß ihre Botschaft eine schlechte Aufnahme gefunden, wurden um ihre Sicherheit besorgt und rannten schleunigst davon nach dem nahegelegenen Walde zu. Vanderneſt rief ihnen zu, sie möchten umkehren; allein erschreckt setzten sie ihre Flucht fort. Hierauf befahl er seinen Leuten, Feuer auf sie zu geben, was auch auf der Stelle geschah. Einer der Kaffern stürzte sogleich todt zu Boden, ein zweiter, tödtlich verwundet, kroch in das Dickicht, wo man ihn sterben ließ; der dritte entkam und berichtete diese schauderhafte Handlungsweise seinem Häuptlinge und seinen Landsleuten, bei denen unter so bewandten Umständen natürlich die bisher gehegten freundschaftlichen Gesinnungen gegen die Colonisten sehr erkalten mußten. Die Sache kam späterhin dem Gouverneur selbst zu Ohren, der sich aber damit begnügte, dem Feldwachtmeister anzuempfehlen, in Zukunft mit dem Feuern auf harmlose Eingeborene nicht so schnell bei der Hand zu sein.

Einst kamen fünf Kaffern, welche von ihrem Häuptling abgeschickt waren, um einen Auftrag bei dem Feld-

wachtmeister im Tarkathal auszurichten, auf dem Wege dahin zu meinem Vater in Glen-Lynden und baten, ganz erschöpft und ermüdet, um eine kleine Labung und ein Nachtlager. Mein Vater bewilligte Beides und die armen Kaffern wußten ihre Freude und Dankbarkeit nicht genug zu äußern. Sie zündeten ein Feuer an, bereiteten sich ihr Abendessen und setzten sich, nachdem sie dasselbe verzehrt, in die ihnen zur Schlafstätte angewiesene Hütte, wo sie fröhlich mit einander plauderten und ihre Pfeifen rauchten. Mittlerweile kam ein ehemaliger Sergeant vom 72. Reg., Namens Hozie, ein Taugenichts, der in Glen-Lynden einiges Land gepachtet hatte und seit längerer Zeit sich schon dort aufhielt, mit geladenem Gewehre eiligst herbei und suchte nicht nur meinen Vater gegen die harmlosen unschuldigen Kaffern einzunehmen und sie als verkappte Räuber zu schildern, sondern bat ihn sogar um Erlaubniß, sie, sobald sie eingeschlafen sein würden, mit noch einigen andern Gehülfen, todt schießen zu dürfen. Natürlicher Weise wies mein Vater diesen teuflischen Vorschlag mit der größten Entrüstung und Verachtung zurück. Die Kaffern, welche nicht ahneten, welches Loos ihnen hatte bereitet werden sollen, wußten am folgenden Morgen beim Aufbruche nicht Worte genug zu finden, um meinem Vater ihre Erkenntlichkeit für seine Bewirthung und freundschaftliche Aufnahme auszudrücken.

Schließlich verdient hier noch bemerkt zu werden, daß jenen Ludwig Bothma, der sich für den Verlust seiner Paar Kälber durch den an schuldlosen Kaffern verübten

Raub so reichlich zu entschädigen wußte, bald genug des Himmels Strafgericht ereilte; denn schon nach fünf Jahren war er in einen solchen Zustand der Dürftigkeit gerathen, daß er von den Almosen fremder Menschen leben mußte.

Nachtrag,

Zusätze zu den Mittheilungen aus Pringle's Reisebeschreibung, aus anderen neueren Berichten entlehnt, enthaltend.

In dem, diesem Nachtrage vorhergehenden zehnten Kapitel ist bereits kurz angedeutet worden, wie sehr sich der bürgerliche und moralische Zustand der Hottentotten und anderer Farbigen in der Capcolonie seit der Bekanntmachung des Emancipationsgesetzes von 1828 verbessert hat. Nicht wenig haben die Missionen dabei mitgewirkt und so dürfte es denn nicht nur aus diesem Grunde, sondern auch in mancher andern Beziehung von Interesse sein, wenn dieser wohlthätigen und segensreichen Anstalten hier mit einiger Ausführlichkeit gedacht wird.

Als in Gemäßheit des Friedens von Amiens im Jahre 1802 das Vorgebirge der guten Hoffnung wieder in niederländischen Besitz kam, fanden die herrnhuther Missionare in Südafrika, während der kurzen vierjährigen Dauer desselben, an dem holländischen Gouverneur Janssens und dem Commissair De Mist warme Freunde, welche die christlichen Hottentotten in Bavianskloof gegen die Eingriffe der Colonisten schützten. Der Missionsniederlassung wurde von den Herrnhuthern der Name Gnadenthal beigelegt, und der Gouverneur machte unterm 1. Januar 1806 öffent-

lich bekannt, daß dieser Name in allen amtlichen Verhandlungen gebraucht werden sollte.

Der Wiederausbruch des Krieges mit England erheischte Vertheidigungsanstalten. Das zum Dienste angeworbene Hottentottencorps, zu dem auch Gnadenthal seinen Beitrag stellte, bezog zu wiederholten Malen ein stehendes Lager in der Nähe der Capstadt. Auf ausdrückliches Verlangen der Regierung bekleidete der Missionar Kohrhammer das Amt eines Feldpredigers bei demselben während des Septembers 1804 und vom Mai 1805 bis zur Auflösung des Corps nach der Uebergabe des Caplandes an die Engländer im Januar 1806. Seine sonntäglichen Predigten unter freiem Himmel an die aufgestellte Mannschaft, sein vertraulicher Zuspruch an Einzelne, die bei ihm Rath, Trost und Belehrung suchten, fanden Eingang und erwarben ihm das Wohlwollen der Befehshaber.

Der brittische Gouverneur, Lord Caledon, forderte die mährischen Brüder dringend auf, eine zweite Missionsniederlassung näher bei der Capstadt anzulegen, und wies ihnen dazu ein Stück Landes in der sogenannten grünen Kloof, achtehalb Meilen nordwärts von der Stadt an. Im Mai 1808 bezogen die Herren Kohrhammer und Schmidt (des Letzteren ist bereits von Pringle erwähnt worden) die Wohnung des bisherigen Pächters, und legten den aus der Nachbarschaft unter Anführung ihres Capitains Klapmus, von Lauweskloof, versammelten Hottentotten den Zweck ihres Wohnens unter ihnen dar. Dieselben bezeugten einmüthig ihre Dankbarkeit dafür, daß Lehrer aus Gnadenthal sie mit

den Grundsätzen der christlichen Religion bekannt machen wollten; inzwischen merkten die Missionare bald, daß sie es hier mit Heiden zu thun hätten, welche sich durch ihre Kunst zu lügen, zu betrügen, zu stehlen, so wie durch jedes schändliche Laster überhaupt auszeichneten; sie vertrauten nichtsdestoweniger auf die Hülfe von oben. Am 12. Juni war die erste Taufhandlung. Zwei Reihen von Hütten mit Gärten umgeben, wurden in der Nähe der Missionsgebäude von getauften Hottentotten errichtet, deren Zahl noch vor Ende des Jahres (1808) auf 100 stieg. Der Himmel segnete die Arbeit ihrer Hände und zum Beweise ihrer Dankbarkeit und Liebe gegen ihre Lehrer beschenkten sie dieselben mit Melonen und andern Früchten, als den Erstlingen ihrer Gärten.

Außer zahlreichen Hottentotten fanden sich einzelne Familien Kaffern und Tambukkis u. a. m. aus weiter Ferne in den beiden Niederlassungen ein. Die Sonntagsversammlungen wurden auch häufig von schwarzen Sclaven besucht. Am 24. Juli 1808 wurde der erste Kaffer mit Namen Daniel in Gnadenthal getauft. Ein Geschenk der englischen und ausländischen Bibelgesellschaft von 250 holländischen Neuen Testamenten wurde mit dem lebhaftesten Danke in Empfang genommen und ermunterte die Lehrschüler zu neuem Fleiße. Als im Jahre 1813 in der Capstadt eine Bibel- und Schulcommission errichtet wurde, zeigten sich auch die Hottentotten in Gnadenthal und Groenekloof bereitwillig, fast über Vermögen dazu beizutragen. Auf Betrieb eines Mitgliedes dieser Commission, des englischen Predigers Jones, welcher im Lande Schulen des wechselseitigen

Unterrichtes einzuführen bemüht war, wurden Beiträge zu den Kosten eines eigenen Schulhauses für Gnadenthal unterzeichnet, in welchem am 15. Juli 1814 die Schule mit 243 Knaben und Mädchen feierlich eröffnet wurde, von denen einige auch im Schreiben gute Fortschritte gemacht hatten. Die Mädchen wurden von den Frauen der Missionare im Nähen, selbst im Sticken unterrichtet, und dadurch in den Stand gesetzt, sich ihren Unterhalt zu verdienen.

Unter dem Schirme einer wohlwollenden Regierung erfreuten sich beide Missionsniederlassungen einer ungestörten Ruhe und gediehen in jeder Beziehung, wenigstens so weit es die Umstände irgend erlaubten. In Groenekloof betrug die jährliche Vermehrung im Durchschnitte 20 Personen. Gnadenthal bekam in manchen Jahren 60 bis 70, im Jahre 1814 sogar 133 neue Einwohner. Nicht ohne Interesse dürften die Aeußerungen von mehreren dieser Naturmenschen vernommen werden, indem man daraus ihre einfachen und doch zugleich so tiefen Gefühle am besten erkennen kann. Die Frage, welche jedem Erwachsenen, der in Gnadenthal zu wohnen wünscht, zuerst vorgelegt wird: „Was hat dich veranlasst, hierher zu kommen?" wurde von einem Hottentotten dahin beantwortet: „Ich bin gekommen, um Gottes Wort zu hören; denn die Zeit her bin ich wie ein Stück Wild gewesen, das im Freien umherläuft und nicht weiß, wohin es irren soll." Ein anderer sagte: „Gott hat mich aus dem entfernten Unterlande hieher geführt. Dort hörte ich von Bavianskloof, wie nämlich Lehrer für die Hottentotten über das Meer dahingekommen wären,

mit der Nachricht, es sei ein großer Mann vom Himmel gekommen, der uns, wenn wir sterben, an einen guten Ort bringen wolle, und nicht, wie man uns immer gesagt hat, in die schwarze Kloof. Nun dachte ich Tag und Nacht darüber nach, wie ich nach Bavianskloof gelangen könnte. Ich wußte keinen Weg, aber Gott hat mir zurecht geholfen." — Eine Hottentottin erzählte: „Als ich noch ein kleines Kind war, rief mein Vater mich und meine Geschwister zusammen und redete uns folgendermaßen an: „Meine Kinder, was euer Vater sagt, das ist Wahrheit. Ihr seid Hottentotten und werdet von den Menschen verachtet; aber fahrt nur fort, euch gut zu betragen, denn ich habe eine innere Gewißheit, daß Gott eines Tages unserer Nation aus einem entfernten Lande Lehrer senden werde. Ich bin alt und werde jenen Tag wahrscheinlich nicht erleben; aber ihr seid jung und werdet mit euren Augen sehen, was ich euch jetzt gesagt habe. Sobald ihr also hören werdet, daß solche Leute in diesem Lande angekommen sind, so eilet zu ihnen, bleibt da, wo sie wohnen, und seid ihnen gehorsam, das wird gut für euch sein." Bald nach ihres Vaters Tode zog sie nach Gnadenthal und wurde getauft.

Die Fortschritte der Hottentotten im Religionsunterrichte und ihr damit übereinstimmender Lebenswandel blieben von den Bauern, bei denen sie im Dienste standen, nicht unbemerkt, da sie seit der Zeit zu Allem ungleich tüchtiger waren, wenigstens alle Arbeiten mit mehr Lust und Liebe verrichteten. Auch waren manche Bauern nicht wenig erstaunt, zu sehen,

wie ihre Hottentotten, die zuvor dem Trunke ergeben gewesen waren, dieses Laster nach dem in Gnadenthal genossenen Religionsunterrichte gänzlich abgelegt hatten. Ganze Schaaren von Colonisten und andern Fremden, Hohe und Niedere, besuchten fortwährend die Niederlassungen und wohnten, besonders an Festtagen, dem Gottesdienste bei. Da der Raum der Kirche in Gnadenthal oft nicht ausreichte, so daß Hunderte draußen stehen mußten, überließen die Hottentotten willig ihre Sitze den Fremden, damit diese ja nicht die Gelegenheit versäumen möchten, auch etwas für Herz und Seele zu hören.

Im Jahre 1815 erhielt der Missionar Latrobe, Geschäftsführer der Missionsangelegenheiten der Brüdergemeinde in London, von der Unitäts-Aeltestenconferenz den Auftrag zu einem Besuche und zu persönlicher Berathung der Herrnhuther-Mission in Südafrika. Am 24. December traf er nebst seiner zum Dienste derselben bestimmten Gesellschaft in der Capstadt ein. Bei allen seinen Verhandlungen mit der Regierung erfuhr er von dem Gouverneur Lord Somerset, den beiden Colonialsecretairen und den übrigen Mitgliedern derselben ausgezeichnete Beweise ihres Wohlwollens. Sie legten die günstigste Gesinnung für die herrnhuther Mission an den Tag, so wie die größte Bereitwilligkeit, die Wohlfahrt und Ausbreitung derselben auf alle Weise zu fördern. Der Besitz und die Grenzen des den mährischen Brüden zugesicherten Landes von Groenekloof und Lauwekloof wurden genauer bestimmt und den Missionaren Erlaubniß zum Bau einer Kirche ertheilt, zu welcher die Regie-

rung das Holz in dem benachbarten Walde unentgeldlich anwies. Der freundliche, an ein Gehölz von Pappeln und Eichen sich anlehnende Ort zählte damals 290 Einwohner. Da er an der Landstraße von der Capstadt nach der großen Post und der Saldanha-Bai liegt, so werden dadurch häufig Reisende herbeigeführt, welche nach der allgemeinen Gastfreiheit des Landes von den Missionaren aufgenommen werden müssen. Latrobe setzte, nach dem Beschlusse der Unitäts-Aeltestenconferenz, eine Helferconferenz für das Ganze zur Beobachtung der Herrnhuther-Mission in Südafrika gleich nach seiner Ankunft in Groenekloof daselbst ein. Diese Conferenz, aus den Herren Clemens, Marsveld, Schwinn, Bonatz und Schmidt bestehend, hielt am 3. Januar 1816 ihre erste Sitzung.

Am 15. Januar erreichte Latrobe das 25 Meilen von Groenekloof entfernte Gnadenthal. „Wenig wundert mich das Entzücken," schreibt er, „mit welchen Reisende von diesem Orte reden, die, nachdem sie durch einige traurige, unangebaute Gegenden haben reisen müssen, ohne einen einzigen Baum, der sie vor den brennenden Sonnenstrahlen schützen könnte, anzutreffen, sich hier an einen Platz versetzt sehen, ursprünglich ebenfalls höchst wüste und unfruchtbar, jetzt aber fruchtbar und einladend gemacht durch die ausharrende Thätigkeit und Kraft einiger weniger einfacher, frommer, verständiger und nachdenkender Männer, die hierher kamen, nicht um ihren eigenen Vortheil, sondern den des allerverachtetsten Volkes zu suchen; die, indem sie ihre und ihrer Zuhörer Aufmerksamkeit auf das Höhere richteten, sie auch

solche Dinge lehrten, welche selbst ihre irdische Wohnung zu einer Art von Paradies gemacht und Schmuz und Elend in Behaglichkeit und Frieden umgeschaffen haben."

Der Ort, den damals 1726 Personen in 256 Häusern und Hütten bewohnten, ist am Fuße hoher Gebirge, beim Eingange der romantischen Bavianskloof (Pavians- oder Affen-Schlucht), längs dem gleichnamigen Bache, welcher die Gärten bewässert, eine Mühle treibt und das ganze Dorf mit gutem Trinkwasser versorgt, angelegt. Die geräumige Kirche, das Schulhaus und die Wohnungen der Missionare stehen unter dem Schatten eines gepflanzten Haines von schönen Eichen. Hinter dem Missionshause befindet sich der große Garten, theils mit Weinstöcken, theils mit allen Arten von Gemüsen bepflanzt. Ein Birnbaum in der Mitte trug noch im Jahre 1826 funfzig Körbe voll Früchte. Vom Obstgarten führt eine Eichenallee zu dem Begräbnißplatze, den eine Rosenhecke umgibt. An verschiedenen Stellen des Thales sind Felder und ein Weinberg angelegt und die Abhänge mit Pappeln, Eichen u. s. w. bepflanzt. Die Kornmühle, die Schmiede, die Tischlerwerkstätte, welche mit Hülfe angelernter Hottentotten betrieben werden, zeigen sich ergiebig zum Bestehen der Mission und sind eine Wohlthat für die ganze Nachbarschaft. Gnadenthaler Messer finden ihren Absatz durch die ganze Colonie. Wie viel die sonst trägen Hottentotten durch das Beispiel und die Anleitung ihrer Lehrer an Betriebsamkeit gewonnen haben, davon zeugen ihre reinlich von ungebrannten Ziegeln aufgebauten Woh-

nungen mit den sie umgebenden Gärten, die nach und nach die elenden Hütten von Flechtwerk und Lehmwänden verdrängen.

Da die große Anzahl der Einwohner, die starke Vermehrung der Jugend, der häufige Andrang von Fremden es den Missionaren unmöglich machte, überall in der weitläuftigen Niederlassung selbst die Aufsicht zu führen und Zucht und Ordnung zu handhaben, so wurden, mit Genehmigung des Landdrosten, 54 bewährte Männer, größtentheils Familienväter, zu Platzaufsehern ernannt. Sämmtlichen Einwohnern wurde diese Einrichtung nebst den von Herrn Latrobe entworfenen Ordnungen bekannt gemacht, mit der Ermahnung, sich willig in diese Regeln, welche zu ihrer und ihrer Familien Wohlfahrt gemeint seien, zu fügen, damit dem Evangelium durch ihren Wandel keine Schmach bereitet werde.

Da auf die Anlegung eines dritten Missionsplatzes in der Colonie Bedacht zu nehmen war, damit die beiden schon vorhandenen Niederlassungen nicht allzusehr mit Einwohnern überfüllt werden möchten, und man auch Gelegenheit bekäme, in einer entfernteren Gegend die christliche Lehre auszubreiten, so war Herr Latrobe beauftragt worden, einen schicklichen Platz dazu aufzusuchen. Das Gouvernement erklärte sich geneigt, ein noch nicht veräußertes Stück Land den Missionaren zu diesem Zwecke zu überlassen. Herr Latrobe begab sich am 5. März 1816 von Gnadenthal aus auf den Weg nach den östlichen Districten, begleitet von einigen Missionaren und einem Landmesser der Regierung, Herrn Melleville. Die Landdroste von Zwellendam, George und Uitenhagen,

an welche sie von dem Gouverneure empfohlen worden waren, suchten ihnen auf alle mögliche Weise die beschwerliche Reise durch das unwegsame, gebirgichte und meistens unwirthbare Land zu erleichtern. An dem Witte Rivier (Weißen Fluß), unfern des Sonntagsflusses, in der Mitte einer dichtverwachsenen Wildniß, 14 Tagereisen von Gnadenthal entfernt, wurde der erste unbesetzte Platz gefunden, der sich zu einer Missionsniederlassung für Hottentotten eignete, wenn er gleich damals noch der Wohnsitz der Elephanten, Löwen, Leoparden, Hyänen und anderer reißender Thiere, auch den Einfällen der räuberischen Kaffern von der nahen Grenze her ausgesetzt war. Die Regierung sicherte ihn den Missionaren zu, und diese trafen am 11. Mai wohlbehalten wieder in Gnadenthal ein.

Im Jahre 1818 wurde zur Anlegung dieses dritten Missionsplatzes am Weißen Fluß geschritten. Am 15. Februar machten sich der Missionar Herr Schmidt mit seiner Gattin und seine Amtsbrüder, die Herren Horing und Hoffmann, von Groenekloof auf den Weg. In Gnadenthal schlossen sich die Wittwe des verstorbenen Missionars Kohrhammer, einige Hottentotten-Familien und eine Kafferin ihnen an, und am 7. April erreichte die ganze Reisegesellschaft den Ort ihrer Bestimmung, dem der Name Enon *) beigelegt wurde. Der Landdrost Cuyler in Uitenhagen bewies sich vom Anfang an als ihr väterlicher Freund und bewährte diese Gesinnung in

---

*) Man sehe die von Pringle darüber gegebenen Notizen im 6. Cap.

den härtesten Drangsalen, mit denen die neuen Ansiedler bald genug zu kämpfen hatten. Einige Hütten auf dem von ihnen erkauften Platze des Colonisten Scheeper dienten ihnen zum ersten Zufluchtsorte. Noch vor Ende des Jahres waren die ersten Gebäude im dichten Walde errichtet, mit Werkstätten zur Stellmacherei und zur Schmiede versehen. Gärten und Felder wurden bepflanzt und besäet und die nothwendigsten Bedürfnisse theils von Uitenhagen, theils von der Algoabai bezogen. Hottentotten fanden sich fleißig in Enon ein, zum Theil solche, die ehedem in Gnadenthal gewohnt hatten. Am 18. October wurde in Enon die erste Taufhandlung vorgenommen. Die Anzahl der Einwohner wuchs bis auf 170 Personen, unter denen 32 Getaufte waren. Gegen die Elephanten, die sich zu dreißigen blicken ließen, so wie gegen die reißenden Thiere schützten die Gewehre der Hottentotten. Eine weit größere Gefahr drohte von den Kaffern.

Mit einem ihrer Häuptlinge, Gaika, hatte die Colonialregierung Frieden geschlossen. Darüber war es zwischen ihm und dem Häuptlinge Slamby zum Kriege gekommen, der das der Nation entrissene Land zwischen dem großen Fisch- und Sonntagsflusse wieder gewinnen wollte. Er wurde von einem Commando der Colonie geschlagen und ihm 20 000 Stück Rindvieh abgenommen. Da entbrannte zu Anfang des Jahres 1819 der Krieg an der Grenze heftiger. Räubereien und Mordthaten der Kaffern erfüllten die Niederlassungen mit Furcht und Schrecken. Enon's Einwohner waren auf ihrer Hut; bewaffnete Hirten bewachten die Heerde Tag und

Nacht. Ihres Widerstandes ungeachtet wurden am 9. Februar Abends durch 200 Kaffern vor ihren Augen 235 Ochsen und Kühe geraubt. Das Korn, welches geschnitten in großen Haufen stand, wurde von ihnen verbrannt und aus der ganzen Gegend fast alles Vieh weggeführt *). Die Missionare theilten mit den nothleidenden Hottentotten ihren Vorrath und ermunterten sie zum Vertrauen auf den allmächtigen Schutz des Höchsten. Ihr Nachbar, der junge Scheeper, flüchtete, seiner sämmtlichen Habe beraubt, zu ihnen. Durch das Anschwellen des Sonntagsflusses wurde eine Zeit lang aller Verkehr mit Uitenhagen abgeschnitten. Sie sahen sich daher genöthigt, den Ort durch Wagen, Balken und Bretter zu verschanzen und sich in Vertheidigungsstand zu setzen. Tag und Nacht blieb man unter dem Gewehre. Am 1. März nahmen die Räuber abermals 30 Ochsen und Kühe weg. Ein Commando Bauern und Hottentotten und ein Vorrath Mehl, von dem Landdrosten Cuyler gesendet, schafften Hülfe. Aber kaum war jenes weiter gezogen, als auch schon die feindseligen Kaffern wieder im Dickichte lauerten. Auch ein zweites stärkeres Commando vermochte nicht, sie aus der Gegend zu verscheuchen. Am 14. April umringten 300 Kaffern die noch übriggebliebene, aus 280 Stück bestehende Viehheerde. Von den Hirten, die zweimal Feuer auf die

---

*) Man wird hierbei nicht vergessen dürfen, daß die Kaffern, wie überhaupt nie, so auch diesmal nicht, ohne zuvor auf die ungerechteste Weise behandelt und aufs Höchste gereizt worden zu sein, so handelten. Freilich mußten Unschuldige mit den Schuldigen leiden.

Räuber gaben, zwei derselben tödteten und mehrere verwundeten, fielen neun in ihre Hände und wurden aufs Grausamste und unter einem lauten Hohn- und Freudengeschrei von ihnen ermordet *). „Es läßt sich nicht beschreiben," heißt es in einem Berichte, „was wir bei der Erzählung der zwei entronnenen Hirten gefühlt haben, und was für eine schmerzliche Wehklage dadurch bei den hinterlassenen Frauen und Kindern dieser neun Männer verursacht worden ist. Sie waren durchgängig geschätzt, sowohl wegen ihres Charakters und sittlichen Betragens als wegen ihrer Herzensgesinnung. Ihre Familien, deren Stützen sie gewesen waren, wollten sich über ihren erlittenen Verlust kaum trösten lassen."

Die Missionare waren nunmehr auf die Rettung ihrer Gemeinde und den Abzug von Enon bedacht. Am 16. April erschien ein Commando nebst mehreren Wagen, von dem Landdrosten Cuyler abgeschickt, um sie nach Uitenhagen abholen zu lassen. Mit Schmerz und Wehmuth verließen sie den Ort. Die benachbarten Colonisten leisteten ihnen freundschaftliche Hülfe, indem sie sich in einer Reihe bis an die Arme in den angeschwollenen Sonntagsfluß stellten, und die Alten und Schwachen, die Kinder und die Schafe von Arm zu Arm hinüberhoben.

Am 17. langten die Missionare mit ihrer ganzen Gemeinde, welche 150 Personen zählte, in Uitenhagen an. Bald nach ihrem Abzuge von Enon verbrannten

---

*) Man vergleiche damit die von Pringle herrührende Darstellung im 6. Kap.

und verwüsteten die Kaffern den Platz, und was sie in Gärten und Feldern übrig ließen, wurde von den Elephanten zerstört. In Uitenhagen sorgte der edle Landdrost auf das Freundschaftlichste für einstweiliges Unterkommen und einen Versammlungsort. Neben der Wohnung ihrer Lehrer errichteten die Hottentotten 12 bis 15 Hütten. Sie fanden Arbeit genug im Dorfe und wurden wegen ihrer Treue und ihres guten Betragens von den Einwohnern geschätzt. Am 3. October fand sich der Missionar Hallbeck aus Gnadenthal hier ein und wußte es bei der Behörde zu vermitteln, daß der Gemeinde von Enon zum Wiederaufbau ihres Wohnortes aller Vorschub geleistet wurde. Die Truppen der Colonie hatten einen entscheidenden Sieg über die Kaffern davon getragen. Aus dem ihnen abgenommenen Vieh wurde den Einwohnern von Enon das Geraubte ersetzt. Im Friedensschlusse mit dem Kaffernhäuptlinge Gaika ward für die Sicherheit der Colonie der Keiskamma oder Katzenfluß zur Grenze bestimmt und diese durch die Anlegung eines Kastells und Besetzung von Militairposten gedeckt.

Am 25. October brachen die Missionare mit einem Theile der Hottentotten-Gemeinde, von Herrn Hallbeck begleitet, wieder nach dem Weißen Fluße auf, und die übrigen folgten bald nach. Männer und Weiber wetteiferten mit einander in der Arbeit, sich an der zum neuen Anbau ausersehenen Stelle anzusiedeln und ihren Lehrern beim Errichten ihres Wohngebäudes zu helfen. Freunde in der Capstadt und in England suchten sie durch Geschenke für den erlittenen Verlust zu entschädigen. Enon blühte von außen und innen schöner auf, als es

vor seiner Zerstörung gewesen. Am 12. Mai 1821 wurde die einstweilen errichtete Kirche eingeweiht. Die Gemeinde zählte über 200 Mitglieder. Herr Hallbeck, der im November des genannten Jahres Enon besuchte, schrieb an Herrn Latrobe unter Anderm: „Die Wildniß und das undurchdringliche Dickicht von 1819 war mir noch gegenwärtig. Wie groß war mein Erstaunen, als ich sah, was seitdem geschehen war! Statt der Wildniß fand ich fruchtbare Gärten; das Dickicht war ausgerottet und hatte einem schönen Weinberg Platz gemacht; wo sonst die Löwen und Leoparden ihre Lagerstätten gehabt hatten, da standen nunmehr angenehme Wohnungen für Menschen. Grade an der Stelle, wo ich vor zwei Jahren mit meiner Gesellschaft auf die frische Spur eines Elephanten niedergekniet war, um zu unserem Vorhaben den Segen des Himmels zu erflehen, da stand jetzt ein herrlicher Orangenbaum, welcher zugleich mit reifen Früchten und duftenden Blüthen prangte; und kurz nach meiner Ankunft versammelten wir uns unter dem weit ausgebreiteten Gelbholzbaume, dessen Schatten noch unlängst nur wilde Büffelochsen und andere furchtbare Bewohner der Wüste angelockt hatte, und tranken Thee unter diesem Baume. Es übertraf alle meine Erwartung, hier ein Stück Land, etwa dreimal so groß als der Garten bei Gnadenthal, zu finden, welches ausgerodet, geebnet und zu einem Gemüse- und Weingarten für die Missionare gemacht ist, außerdem aber ungefähr 40 Gärten für die Hottentotten. Und Alles dies ist unter mancherlei anderen nothwendigen

Bauarbeiten und noch dazu in sehr kümmerlicher Zeit zu Stande gekommen.“

Das große Vertrauen der Colonialregierung zu den Missionaren der Brüdergemeinde gab Gelegenheit zu einer abermaligen Erweiterung des Kreises ihrer Thätigkeit. Das Gouvernement hatte im Jahre 1818 für gut befunden, die unglücklichen Lazaruskranken aus allen Orten in ein eignes Hospital zu sammeln, um dadurch der weitern Verbreitung dieser eben so gefährlichen als ekelhaften Krankheit Grenzen zu setzen. Das Institut wurde in einem tiefen, dürren, von kahlen Bergen umgebenen Thale am Fuße des sogenannten babylonischen Thurmes angelegt, und trägt von seiner abgeschlossenen Lage den Namen Hemel en Aarde (Himmel und Erde). Die Zahl der Kranken stieg auf 150, die von einem Arzte der Capstadt bedient und durch einen Agenten der Regierung mit den nöthigen Bedürfnissen versorgt wurden. Im Jahre 1820 wurde ein Katechet anstellt, der von Caledon aus den Kranken alle 14 Tage eine Versammlung hielt. Da er sich aber fürchtete, ihnen nahe zu kommen, so war ihnen der Besuch eines Missionars der Brüdergemeinde, der sich mit den Einzelnen unterhielt, um so willkommener. Der Prediger in Caledon und der Katechet forderten selbst die Missionare in dem nicht weit entfernten Gnadenthal dazu auf. Mehrere ihrer Beichtkinder von da und Groenekloof befanden sich unter den Kranken, die sich nach einem innigern und herzlicheren geistlichen Zuspruch, als sie bisher genossen, sehnten. Im December 1822 wurde Herr Hallbeck bei einem Besuch in der Capstadt von

Lord Somerset ersucht, dahin zu wirken, daß ein Ehepaar aus den Herrnhuther-Niederlassungen beauftragt werde, in dem Institut für Lazaruskranke die christliche Unterweisung und Aufsicht, als einen besondern Zweig des Missionsdienstes, zu besorgen. Herr Peterleitner und dessen Gattin ließen sich aus Menschen- und Christenliebe dazu bereit finden.

Als sie am 21. Januar 1823 in Hemel en Aarde anlangten, um ihren Dienst anzutreten, trafen sie auf der letzten Anhöhe vor dem Hospital einen großen Theil der Lazaruskranken, welche sie unter Anleitung ehemaliger Einwohner von Gnadenthal und Groenekloof mit Freudengesängen empfingen. Herr Hallbeck stellte sie ihren Pflegebefohlenen vor. Sehr groß war das Entzücken und der Dank dieser verachteten und von der übrigen menschlichen Gesellschaft ausgeschlossenen Leute, daß sie nunmehr einen Lehrer in ihrer Mitte hatten. Wiewohl der Anblick so vieler unglücklichen, auf mancherlei Weise verunstalteten Menschen und der oft widrige Geruch ihrer offenen Wunden etwas sehr Abschreckendes hatte, so setzte sich Herr Peterleitner doch gern über dieses Unangenehme weg und ging mit ganzer Seele in sein Geschäft ein, wozu er durch eine ausgezeichnete Ordnungsliebe und Pünktlichkeit besonders geeignet war. In der äußern Verwaltung nahm er viele wesentliche Verbesserungen vor. Der Gottesdienst mußte Anfangs aus Mangel an Raum im Freien gehalten werden; im Jahre 1824 wurde einstweilen ein nach der Weise der Hottentotten auf Pfählen ruhendes, mit Schilfrohr gedecktes Haus zu diesem Zweck errich-

tet, und erst am 16. März 1828 konnte die neuerbaute Kirche eingeweiht werden. Am zweiten Ostertage, den 20. April 1829, als Herr Peterleitner eben in Begriff war, nach gehaltener Predigt eine erwachsene Person zu taufen, traf ihn ein Schlagfluß, an welchem er bald darauf verschied, von den Kranken als ihr leiblicher und geistlicher Vater betrauert. Das durch ihn erledigte Amt übernahm der Missionar Herr Tietze aus Groenekloof, der am 26. September des genannten Jahres mit seiner Gattin in Hemel en Aarde eintraf.

Schon seit geraumer Zeit war das Bedürfniß eines neuen Missionspostens in mäßiger Entfernung von Gnadenthal lebhaft gefühlt worden, um die allzugroße Anzahl der Bewohner dieses Ortes durch Versetzungen zu vermindern. Nach mehreren unternommenen Untersuchungsreisen wurde am 12. Mai 1824 mit Zustimmung des Gouvernements von einem Colonisten der Platz Vogelstruis-Kraal am Neujahrsflusse erkauft. Diese Anlage ist 11 Meilen von Gnadenthal, 8 Meilen von Hemel en Aarde und 2 von der Seeküste entfernt. Sie umfaßt 3000 Morgen Landes, die sich theils zum Gartenbau, theils zur Pferde-, Schaf- und Schweinezucht eignen. Ein reichlich fließender Bach treibt eine Mühle und dient zur Bewässerung. Anderthalb Stunden davon am Meeresgestade befindet sich eine große Salzgrube zur Gewinnung von Seesalz. Herr Hallbeck half einen Plan zu regelmäßiger Anlegung des neuen Orts entwerfen. Einige Hottentottenfamilien von Gnadenthal siedelten sich zuerst an; andere aus der Nachbarschaft folgten. Im April 1825 war Alles

geschäftig, den Grund zu legen. Jung und Alt, ja sogar vierjährige Kinder sah man mit großer Emsigkeit dabei thätig. Sieben Häuser wurden zu gleicher Zeit von allen Einwohnern gemeinschaftlich erbaut. In einer feierlichen Versammlung am 12. Mai zeigte ihnen der Missions-Aelteste, Herr Bonatz, an, daß dieser neue Ort künftig den Namen Elim führen werde. Die Versammlungen an Sonn- und Festtagen wurden aus der ganzen Nachbarschaft so zahlreich besucht, daß es bald an Raum fehlte. Am 31. Juli wurde eine Sonntagsschule eingerichtet, zu der sich sogleich gegen 40 Personen, Colonisten, Hottentotten und Neger einfanden. Diese Schule wurde auch in der Folge sehr zahlreich besucht, doch weniger von Colonisten-Kindern, weil diese sich schämten, in ihrem 16. und 18. Jahre unter Hottentotten und Sclaven das ABC zu lernen. Mit den Kindern der Ortseinwohner wurde außerdem eine tägliche Schule gehalten. Diese Schule hatte guten Fortgang, und auf den von England erhaltenen Schiefertafeln übten sich die Schüler fleißig im Rechnen und Schreiben. Die Hottentotten lernten den Gartenbau immer mehr schätzen, zumal die Weizenernte öfters durch den Brand im Getreide fehlschlug.

Die älteren Missionsniederlassungen, insbesondere Gnadenthal, bildeten sich in der letzten Hälfte des Zeitraums zu christlichen Gemeinwesen mit einer wohlgeordneten bürgerlichen Verfassung aus. Die Missionare wurden hierin von den Regierungsbehörden bestens unterstützt. Sowohl die Gouverneure Lord Somerset, General Bourke und Sir Lowry Cole, als die verschie-

denen Landdrosten nahmen bei wiederholten Besuchen die genaueste Kenntniß von den Einrichtungen und den Bedürfnissen der Hottentotten-Gemeinden. Eine königliche Untersuchungscommission, die im Jahre 1823 eine Rundreise durch die ganze Colonie machte, um sich von den Verhältnissen der Colonisten und der Eingeborenen genau zu unterrichten und Beschwerden anzuhören und abzustellen, fand sich auch in Gnadenthal, Groenekloof und Enon ein und bezeugte ihre durchgängige Zufriedenheit mit Dem, was sie sah und hörte. Beschuldigungen mißgünstiger Nachbarn gegen die Missionare in Gnadenthal wurden durch die gegebenen Erläuterungen leicht widerlegt. Als den Hottentotten in den Missionsniederlassungen im October 1828 die obrigkeitliche Verordnung bekannt gemacht wurde, die sie von allen Zwangsdiensten bei den Bauern freispricht und ihnen gleiche bürgerliche Rechte mit den übrigen Landeseinwohnern sichert *), wurden sie von den Missionaren auf das Eindringlichste ermahnt, sich vor allem Mißbrauche dieser schätzbaren Freiheiten zu hüten. Die Hottentotten fuhren denn auch wie bisher fort, den Bauern, besonders zur Zeit der Ernte, treue Dienste zu leisten. Zu beklagen ist es nur, daß ein langer Aufenthalt unter den Colonisten die zu den Missionsniederlassungen gehörenden Hottentotten manchen Versuchungen aussetzt, denen sie häufig unterliegen. Die Missionare halten sie daher um so mehr an, ihre eignen Gärten und Felder fleißig zu bestellen.

---

*) Es ist derselben bereits im 10. Kap. gedacht worden.

Unter den allgemeinen Unfällen, denen das Capland überhaupt öfters unterworfen ist, dem Mißwachs und der Theuerung, als Folgen des verderblichen Brandes im Weizen und der anhaltenden Dürre, hatten auch die Missionsniederlassungen vielfältig zu leiden. Das Jahr 1822 zeichnete sich besonders in dieser Hinsicht aus, indem der Preis von einem Muid Weizen, der vor sechs Jahren 4 Thaler betragen hatte, auf 40 Thaler capische Währung stieg. In der drückenden Noth, in welche dadurch die vielen Armen in den Hottentotten-Gemeinden geriethen, nahmen sich die Missionare derselben treulich an, so weit ihre geringen Mittel reichten. Ihre Fürsprache fand bei den Regierungsbeamten geneigtes Gehör und die Nothleidenden wurden mit Reis und Saatkorn unterstützt. Auch die Brüdergemeinden und Missionsfreunde in Europa blieben in werkthätiger Theilnahme nicht zurück. Von den durch die Unitäts-Aeltestenconferenz unverzüglich angewiesenen Geldern wurde dreimal die Woche den bedürftigsten Armen eine Mahlzeit gereicht, nachdem sie zuvor eine Handreichung zum allgemeinen Besten gethan und z. B. in Gnadenthal eine Hecke um den Gottesacker gepflanzt, die Wasserleitung ausgebessert oder das Bett des Paviansflüßchens gereinigt hatten. Eine außerordentliche Menge eßbarer Zwiebelgewächse, welche im October in Folge anhaltenden Regens auf Bergen und in Thälern hervorkam, rettete manche arme Hottentotten vom Hungertode. In Enon halfen wilde Baumfrüchte und die Jagd auf Büffel aus der dringendsten Noth. Im Monat Juni desselben Jahres

(1822) richteten Ueberschwemmungen im Hochlande große Verheerungen an. In Groenekloof wurde ein Theil der Gärten weggespült, der zur Viehtränke dienende Teich versandet und mehrere Häuser der Hottentotten unterwühlt und umgestürzt. Von dem anhaltenden Regen erweicht, fiel in der Nacht auf den 24. Juli der nordwestliche Giebel der erst vor vier Jahren neu erbauten Kirche in Trümmer. In Gnadenthal wurde die auf Pfeilern ruhende Brücke über den Soderend ihres Holzwerkes beraubt. Ueber 20 Häuser der Hottentotten stürzten völlig ein, und eben so viele wurden wesentlich beschädigt. Bei der ungestümen Witterung quälte die Hungersnoth die armen Leute doppelt, und viele, besonders Kinder, zehrten ganz ab.

In den letzten Monaten des Jahres 1822 ward, in Folge einer reichlichen Ernte, die ausgestandene Noth in ihren nachtheiligen Wirkungen schon weit weniger empfunden und der Sack Weizen, der zuvor über 40 Thaler gekostet hatte, war bereits bis auf 8 Thaler im Preise gefallen. Auch folgten noch manche Beiträge zum Ersatz des erlittenen Verlustes nach. Ueberhaupt fehlte es der Mission nicht an theilnehmenden Freunden. Viele Reisende, welche die Missionsplätze besuchten, hinterließen für Kirche und Schule oder für die Armen ansehnliche Geschenke. Es verging kein Jahr, in welchem nicht von Wohlthätern in England Kleidungsstücke und Anderes mehr für die Bedürftigen unter den genannten Niederlassungen einging. Die Missionare richteten die Anwendung und Vertheilung

dieser milden Gaben so ein, daß sie dieselben als einen Hebel zu eignen nützlichen Anstrengungen der Hottentotten wirken ließen, und daß aller Förderung der ihnen eignen Trägheit vorgebeugt wurde. Von den Missionaren aufgefordert und ermuntert, sammelten die Hottentotten in Gnadenthal im October 1824 mehrere tausend Pfund Blätter der Buchustaude (diosma crenata), deren Heilkräfte man unter andern in der Cholera erprobt hatte und die in der Capstadt guten Abgang fanden. In der Nähe von Groenekloof bieten die Wachsbeeren eine Erwerbsquelle dar; so wie die Hottentotten in Enon sich durch Einsammeln des Gummi's vom Dornbaume (Mimosa), durch das Abschälen seiner Rinde zu Gerberlohe und das Brennen seines Holzes zu Kohlen in bedrängter Zeit etwas verdienen. Der wilde Honig, den diese zu gewissen Zeiten eimervoll aus hohlen Bäumen, Felsen und Erdspalten einbringen, würde noch willkommener sein, wenn sie nicht mit Hülfe einer giftigen Pflanze ein schädliches, sehr berauschendes Getränk daraus bereiteten. Der verderbliche Genuß dieses Honigbiers müßte ihnen ernstlich untersagt werden.

Enon hat häufig von anhaltender Dürre und dann wieder von Ueberschwemmung zu leiden. Der Weiße Fluß, welcher in der trockenen Jahreszeit kaum einen Tropfen Wassers enthält, schwillt durch die Regengüsse in wenigen Stunden so an, daß er die größten Bäume entwurzelt und fortführt. Da das Wasser gewöhnlich sehr tief liegt, so ist die Bewässerung des Gartens nur durch eine künstliche Vorrichtung einer Hebema-

schine möglich, die mit der Mühle in Verbindung steht. Die mit großer Mühe gebauten Dämme und Wasserleitungen erfordern öfters kostspielige Ausbesserungen. Stachelschweine und Erdhasen stellen den Gewächsen nach, auch finden sich Heuschreckenschwärme aus dem Kafferlande ein. Der oben erwähnte Kaffernkrieg gab Gelegenheit, daß auch in den Missionsplätzen wiederholte Aushebungen von Hottentotten gemacht wurden, zur Verstärkung der an die Grenze gesendeten Truppen. Da mehrere der Abgehenden von Groenekloof, Gnadenthal und Enon längere Zeit zu dem Dragonercorps in dem zwei Tagereisen von dem letztgenannten Ort entfernten Grahamstown (Grahamsstadt) gehörten, so schlossen sie sich an die Gemeinde in Enon an und wurden durch die Missionare von da öfter besucht, zum Guten ermahnt und in den ihnen eingeprägten Grundsätzen der Religion befestigt. Nicht wenige dieser hottentottenschen Krieger könnten ihren europäischen Cameraden wahrhaft und in jeder Hinsicht zum Muster dienen. Im November 1827 wurde das Corps aufgelös't.

Was den inneren Gang der Hottentotten-Gemeinden während dieses letzten Zeitabschnittes betrifft, so schreibt darüber Herr Hallbeck im Anfange des Jahres 1832 unter Anderm: „Wir können uns im Allgemeinen darüber von Herzen freuen. Nachdem das wilde Ernteleben aufgehört hat und die nie ausbleibenden schädlichen Folgen desselben möglichst beseitigt worden sind, sitzt ein Jeder ungestört im Schatten seiner reichbeladenen Obstbäume und genießt dankbar der Gaben

des Himmels. Die neu aufgesetzte Orgel rührte durch ihre Töne die Hottentotten zu Thränen; es war ihnen, wie sie sagten, ein Vorschmack der Himmelsfreuden. Des Jugendunterrichts nahmen sich die Missionare mit fortgesetztem Eifer an. Manche Schüler wurden in der Erdbeschreibung und in den Anfangsgründen der Mathematik unterwiesen und zu Hülfslehrern herangebildet. Die Missions-Societät in Zeit und die londoner Bibelgesellschaft versahen die Missionsplätze der Brüdergemeinde mit Bibeln, Harmonien, Katechismen und anderen Schriften der Art in holländischer Sprache. Bei Gelegenheit einer Schulprüfung im Jahre 1832 fand sich, daß in Gnadenthal von 129 Mädchen 75 mit Fertigkeit in der Harmonie der vier Evangelisten lesen konnten. Die dortige Knabenschule ward täglich von 80 Schülern besucht. Hierzu kam noch die 120 Kinder zählende Kleinkinder-Schule, so daß sich in dem genannten Jahre außer den älteren Sonntagsschülern weit über 300 Kinder in der Pflege und Erziehung der Gnadenthaler Missionare befanden.

Am Schlusse des Jahres 1831 belief sich die Zahl der Einwohner in Gnadenthal auf 1319, von Groenekloof auf 577, von Enon auf 450, von Elim auf 184 und von Hemel en Aarde auf 102.

Seit der Erneuerung der Herrnhuther-Mission in Südafrika im Jahre 1792 fanden sich von Zeit zu Zeit einzelne Kaffern und andere von dem Stamme der Tambukkis auf den Missionsplätzen ein und wurden getauft. Dadurch ward der Wunsch rege erhalten, auch

diese Volksstämme mit dem Christenthum bekannt zu machen. Durch die Anlegung von Enon an der Ostgrenze der Colonie kam man ihnen näher, und die feindselige Berührung, in die man hier mit den raubenden Kaffern gerieth, erweckte sowohl bei ihren Landsleuten in Enon, als bei den Missionaren nur um so mehr das Verlangen, das Christenthum mit seinen segensreichen Wirkungen unter ihnen auszubreiten. Die Thätigkeit brittischer Missionsgesellschaften, welche nach und nach sechs Missionsstationen, zum Theil auf Verlangen der Häuptlinge, im Kaffernlande anlegten, erregte die lebhafteste Theilnahme der Herrnhuther-Missionare, welche ihrerseits im Jahre 1827 bei den Tambukkis die erste Aufnahme fanden.

Diese gehören der Sprache und den Sitten nach mit den Kaffern zu einer Nation, stehen unter verschiedenen Häuptlingen und leben bei roher Unwissenheit in patriarchalischer Verfassung von ihren Viehheerden. Bauana's Stamm war durch Ueberfälle der räuberischen Fetkannas genöthigt worden, sich näher an die Colonie zu ziehen, und hatte sich zwischen den Winter- und Sturmbergen auf einem grasreichen, aber holzarmen, von den Flüssen Ostkraal und Klipplaat bewässerten Lande mit seinen Heerden niedergelassen. Der Landdrost von Somerset vermittelte einen freundschaftlichen Verkehr zwischen den Tambukkis und den Grenzbewohnern. Der Häuptling Buana hielt bei ihm darum an, daß Bauern bei ihm wohnen möchten, um ihn den Ackerbau zu lehren und ihn gegen die Fetkannas zu schützen. Dagegen rieth ihm der Landdrost, vielmehr

auf die Anlegung eines Missionsplatzes anzutragen, wodurch er an Sicherheit und Belehrung mehr gewinnen würde. Da er sich hiermit einverstanden erklärte, wurde sein Gesuch zur Kenntniß der Colonial-Regierung gebracht, worauf diese im April 1827 Hrn. Hallbeck eröffnete, daß es ihr besonders lieb sein würde, wenn die Herrnhuther eine Mission unter den Tambukkis anfangen könnten. Die Helferconferenz in Gnadenthal ertheilte nunmehr Herrn Hallbeck den Auftrag, vor allen Dingen eine Kundschaftsreise in das Tambukkiland zu unternehmen, wozu das Gouvernement ihn mit Empfehlungsschreiben und Reisegeld unterstützte. Am 6. Juni traf Herr Hallbeck in Enon ein, von wo er am 19. in Gesellschaft des Missionars Fritsch nebst drei Hottentotten, einem Kaffer, Namens Daniel, und einem Tambukki seine Reise weiter verfolgte. Auf dem Wege durch Somerset und über den frisch gefallenen Schnee des Groenberges wurde am 30. die Grenze erreicht, über welche der Landdrost und drei Bauern, die im Tambukkilande bekannt waren, das Geleit gaben. Ueberall stießen sie auf die aus bienenkorbförmigen Hütten bestehenden Kraals von Tambukkis, welche sie mit lautem Freudengeschrei aufnahmen. Nach Verlauf von drei Stunden gelangten sie nach Bauana's Wohnplatz. Dieser Häuptling empfing die Reisegesellschaft in seinem Viehkraal, umgeben von seinem Bruder Tschalopo, seinem Sohne Mapas und einigen Räthen. Der Landdrost stellte ihm Herrn Hallbeck als Religionslehrer vor und erinnerte ihn an die frühere Unterhandlung. Bauana verstand ihn und deutete mit der Hand nach

der Gegend hin, die er den Missionaren zum Anbau zugedacht hatte. Nachdem die ganze Wagengesellschaft sich gleichfalls eingefunden hatte, begleitete der Häuptling sie zur Untersuchung des vorgeschlagenen Platzes zwischen dem Oostkraal und dem Klipplaat-Flusse, wo sich Antilopen, Quagga's und Gnu's in Menge blicken ließen. In seinen Kraal zurückgekehrt, bat er selbst um Wiederholung der Andachtsübungen des vorigen Abends, damit seine sieben Weiber und andere Leute ebenfalls Gelegenheit hätten, den schönen Gesang zu hören. Dabei äußerte er wiederholt seine Hoffnung, daß der Missionar und dessen Begleiter bei ihm bleiben und nicht weiter ziehen würden, aus Furcht, er möchte an ihrer Freundschaft etwas einbüßen, wenn sie mit anderen Häuptlingen Bekanntschaft machten. Es wurde ihm zum Beginn einer Niederlassung Hoffnung gemacht, und auf dem Rückwege den eine Tagereise entfernten englischen Missionaren zu Tschumi (Chumi) und Lovedal im Kaffernlande ein freundschaftlicher Besuch abgestattet. Diese ertheilten hinsichtlich der Sprache, Sitten und Gebräuche der Nation manche wichtige Auskunft.

Die Herrnhuther-Missionare Lemmerz und Hoffmann nahmen mit der größten Bereitwilligkeit den Antrag zum Beginnen einer Mission unter den Tambukkis an. Drei Familien aus Enon, die den Stamm der neuen Niederlassung bilden sollten, schlossen sich ihnen an, namentlich auch der Kaffer Daniel als Dolmetscher und eine ebenfalls schon erwähnte Kafferin, Namens Wilhelmine, die als eine verständige und unter ihres

Gleichen sehr ausgebildete Person dort von sehr wesentlichem Nutzen sein konnte. Der Missionar Fritsch, als des Landes kundig, begleitete sie. Am 8. April 1828 brach die aus 20 Personen bestehende Reisegesellschaft von Enon auf und betrat am 9. Mai das Gebiet der Tambukkis. Bauana empfing sie freundschaftlich, nahm ein ihm überreichtes Geschenk mit Freuden an und gestattete den Missionaren nach einigen Schwierigkeiten, sich mit ihren Begleitern an dem wasserreichen Klipplaat-Flusse niederzulassen. Am 20. schlugen sie ihr Zelt an dem auserwählten Platze auf. Ihre erste Arbeit war, nach der Weise der Grenzbewohner ein Pfahlhaus von Weidenholz und Schilfrohr zur Wohnung und zum Gottesdienste einzurichten. Am 15. Juni wurde es bezogen und durch die ersten Versammlungen eingeweiht, denen auch mehrere Tambukkis beiwohnten und still und andächtig zuhörten. Bauana selbst erklärte, daß es seine Absicht sei, sich zum Christenthume zu bekehren, und daß er wünsche, sein Volk möchte desselben Sinnes werden.

Bald wurde indessen die äußere Ruhe im Tambukkilande gestört. Die Gefahr, welche durch das Vorrücken des mächtigen Kaffernfürsten Tschakka (Chakka) mit 20,000 Mann gegen die Grenzen der Colonie drohte, wurde zwar durch einen entscheidenden Sieg über ihn gegen Ende Augusts abgewendet. Um dieselbe Zeit aber überfiel eine Bande von 50 räuberischen Fetkannas die Tambukkis in der Nähe der Missionsniederlassung, tödtete mehrere Menschen und raubte 240 Stück Vieh. Da sich aus Furcht vor diesen Räubern

und wegen der herrschenden Dürre alle Tambukkis aus dieser Gegend wegzogen, so sahen sich die Missionare mit ihren Hottentotten und ihrem Vieh den Angriffen der Fetkannas bloßgestellt. Nachdem dieselben am 21. October ihnen 27 Stück Rindvieh nnd 6 Pferde geraubt hatten, erschienen sie, 60 an der Zahl, drei Tage darauf spät Abends wieder, stürmten grade auf die Häuser los und drohten mit Mord und Brand. Von mehreren Seiten mit Schüssen der Hottentotten begrüßt, geriethen die Räuber in Verwirrung und Schrecken, und ergriffen unter Schreien und Pfeifen die Flucht. Mit Einschluß von zwei Soldaten, welche der Lieutenant Warden am Klaas-Smits-Flusse zum Schutz gesendet, konnte man nur 11 Mann diesen Wilden entgegenstellen. Zwar eilte der Lieutenant mit Verstärkung herbei, man hielt es jedoch bald für rathsamer, einstweilen den jetzigen Wohnsitz mit einem sicherern zu vertauschen. Mit Thränen der Wehmuth verließen die Ansiedler am 26. den ihnen liebgewordenen Wohnplatz; Bauana und einige seiner Leute wohnten der Abschiedsversammlung mit Rührung bei. Der Lieutenant Warden nahm die Missionare an seinem Standorte am Klaas-Smits-Flusse, 6—7 deutsche Meilen vom Klipplaat, mit zuvorkommender Freundschaft auf und räumte ihnen ein Haus ein, während die Hottentotten bei den Soldaten Unterkommen fanden. Ihre gottesdienstlichen Versammlungen in der Kaserne wurden von vielen andächtigen Zuhörern, Weißen wie Farbigen, besucht. Für die Kinder der Einwohner wurde eine

Schule eröffnet. Unter den Soldaten zeichneten sich mehrere durch einen wahrhaft religiösen Sinn aus.

Daß bei den Hottentotten die christliche Religion nicht blos durch Andachtsübungen und Worte sich äußerte, sondern auch wirklich in ihren Herzen Wurzel gefaßt hatte und ächte Früchte trug, zeigte sich bei den hier in Rede stehenden insbesondere durch die wahre Resignation und Glaubenskraft, womit sie jene Widerwärtigkeiten ertrugen. Sie waren daher auch gern bereit, nach dem Klipplaat zurückzukehren, ungeachtet der ihnen dort drohenden Gefahren, fest auf den Schutz des Höchsten bauend. Ein Familienvater, der seine ganze Heerde durch die Fetkannas eingebüßt hatte, äußerte unter Anderm: „Ich trage dies gern, und ich hoffe sogar den Fetkannas früher oder später das Evangelium bringen zu helfen." Nach hergestellter Ruhe begaben sich also die Missionare mit ihren Hottentotten gegen Ende Novembers wieder an ihren Wohnort am Klipplaat. Ihre Häuser waren während ihrer Abwesenheit von 15 Soldaten bewohnt worden, die eine Schutzwache bildeten, aber nach wenigen Tagen wieder nach dem Grenzfluß aufbrachen. Unter den Tambukkis gewann ein unseliger Mordgeist die Oberhand. Bauana's Unterthanen geriethen mit denen des Tscheleli (Cheleli) wegen Viehraubes in eine blutige Fehde. Von der andern Seite that der Kaffernhäuptling Makumma einen Einfall und trieb den Tambukkis mehrere tausend Stück Vieh weg. Die Folge davon war, daß mehrere der beraubten Familien sich in der Nähe des Missionsplatzes einfanden. Sie zeigten Lust und Trieb zu der ihnen

bisher ganz ungewohnten Gartenarbeit. Vier ihrer Kinder besuchten die Schule der Kafferin Wilhelmine, die sich der Sache sehr annahm. Im März nahm auch Bauana in der Nähe seinen Aufenthalt, schickte 9 Kinder in die Schule, zeigte aber persönlich nicht das geringste Verlangen mehr nach dem Uebertritt zum Christenthume, sondern klagte unablässig über seine bedrängten äußeren Umstände. Sein Sohn Mapas erschien bald nachher mit einem bewaffneten Gefolge in der Wohnung der Missionare und machte diesen die bittersten Vorwürfe, daß sie in ihren Streitigkeiten mit Tscheleli verrätherisch gehandelt. Doch gelang es, ihn von ihrer Unschuld zu überzeugen, und Bauana bat sich nun ihren Rath und ihren Dolmetscher aus, um mit Tscheleli Frieden zu schließen, der auch glücklich zu Stande kam.

Nach und nach fanden sich mehrere Familien zum Wohnen bei den Missionaren ein, von dem Wunsche beseelt, mit den Lehren des Christenthums vertraut zu werden. Eine Fetkanna-Frau, die bei Bauana diente, und eine Mantatee zeichneten sich durch ihr reges Gefühl aus. Je mehr indeß die Missionare Bekanntschaft mit der Nation machten, desto mehr mußten sie auch gewahr werden, wie diese Völkerschaften in alle Gräuel des Heidenthums versunken sind. Der Missionar Herr Lemmerz schreibt unter Anderm: Unzucht, Zauberei, Mord und Diebstahl scheinen unter ihnen an der Tagesordnung zu sein. Bauana, welcher sieben Weiber besitzt, bot eins derselben der Kafferin Wilhelmine für den Preis einer Kuh zum Kaufe an. Sie antwortete

ihm mit gerechtem Unwillen und hielt ihm nachdrücklich das Sträfliche seines ganzen Benehmens in den Augen Gottes vor. „Wenn Gott solche Dinge verbietet," antwortete er, „so könnte er uns eben so gut das Essen und Trinken verbieten." Ein andermal äußerte er: „Wenn wir nicht lügen dürfen, so können wir gar nicht leben."

Im Laufe des Jahres 1829 erhielten 81 Personen Erlaubniß, sich bei den Missionaren niederzulassen, so daß der Ort am Schlusse des Jahres 119 Einwohner zählte. Die gottesdienstlichen Versammlungen wurden seit dem August in dem dazu eingerichteten geräumigen Gebäude gehalten und fleißig besucht. Ein *Mantatee* und dessen Frau wurden die ersten Taufcandidaten. Im December — bekanntlich die Mitte des Sommers in Südafrika — wurde die erste Ernte in diesem Lande eingebracht. Die 10 Morgen durch eine Wasserleitung aus dem Klipplaat bewässerten Landes lieferten den Missionaren sowohl, als den Hottentotten und Tambukkis einen reichlichen Ertrag an Weizen, Gerste, Kartoffeln, Kohl, Mais und Kürbissen. Die drohenden Heuschreckenschwärme wurden glücklich abgewehrt. Diese Gartenanlagen überzeugten die Tambukkis von den Vorzügen des Ackerbaues vor dem Hirtenleben. „Unser Vieh," sagten sie, „können die Fetkannas wegtreiben, unsere Gärten aber müssen sie uns wohl stehen lassen. Diesen Platz werden wir nie verlassen." Der Viehheerde, welche auf der trefflichen Weide gut gedieh, wurde von herumstreifenden Buschmännern und andern Räubern wiederholt nachgestellt. Doch gelang es den

nachsetzenden Hottentotten und Tambukkis meistens, ihnen den Raub großentheils wieder abzunehmen.

Wiederholte Ueberschwemmungen, welche die Häuser der Hottentotten und die einstweilige Kirche unter Wasser gesetzt hatten, machten es im Jahre 1820 nöthig, den Ort, welcher den Namen Silo erhielt, weiter nach Norden auf eine höhere Stelle zu verlegen. Herr Lemmerz wurde im August dieses Jahres, wegen seiner Gichtleiden, durch den Missionar Herrn Halter aus Enon abgelöst. In den letzten Monaten des Jahres wurden die Einwohner von Silo von diebischen Anfällen in- und außerhalb des Ortes fast nächtlich in Athem erhalten. Am 29. November gelang es 15 räuberischen Kaffern, ein Ochsengespann nebst einer Anzahl Kälber am hellen Tage zu entführen. Da sie sich gegen die Nachsetzenden zur Wehre setzten und ihre Beute nicht fahren lassen wollten, so kam es zu einem Handgemenge, wobei 7 Kaffern fielen.

Im April 1832 trafen die Missionare Fritsch und Bonatz (der Sohn) in Silo ein und Ersterer übernahm von Herrn Halter die Vorstehergeschäfte, während Herr Bonatz sich vorzüglich die Erlernung der schweren Tambukkisprache angelegen sein ließ und bald eine Leseschule mit einigen Tambukkikindern anfing, wozu er einige Hülfsmittel von den Missionaren in Tschumi erhalten hatte. Am 9. Mai konnten die Missionare ihre bequemere, gemauerte Wohnung beziehen, wozu das Bauholz aus weiter Entfernung hatte herbeigeschafft werden müssen. Zum Bau einer geräumigen und dauerhaften Kirche waren gleichfalls schon Anstalten getroffen.

Die Anzahl der eingeschriebenen Einwohner belief sich zu Anfange von 1832 auf 320; mehr als 100 wohnten noch um den Ort her. Von außen hatte seit Jahr und Tag völlige Ruhe geherrscht. Es lag den benachbarten Horden daran, Frieden mit Silo zu rhalten.

Aus diesen wenigen Notizen wird man leicht erkennen, wie sehr im Allgemeinen die Eingeborenen Südafrika's für die christliche Religion und die in ihrem Gefolge befindliche Civilisation empfänglich sind. Es ist ja noch nicht lange her, daß Hottentott und Orang-Utang ziemlich gleich viel galten, daß der *wilde* Buschmann für unbezähmbar gehalten und der *kriegerische* Kaffer nur gefürchtet wurde; aber wie hat sich dies in dreißig Jahren verändert! Christliche Gemeinden aus den Heiden sind an vielen Orten entstanden, von der Capstadt nördlich bis zum Orangestrom, nordöstlich bis tief in das Innere und östlich bis an den Zimmubu. Dies konnte für die Capcolonie selbst nicht ohne Folgen bleiben. Bis zum Jahre 1816 war den christlichen Missionaren nicht gestattet, in der Capstadt zu predigen, obwohl man zu derselben Zeit Moscheen in jeder Richtung sich erheben und muhamedanische Priester ungestört Proselyten machen sehen konnte. Jetzt aber haben die christlichen Missionare mehrere Gotteshäuser in der Stadt und untern andern eine Kapelle auf einem Platze, wo eine türkische Moschee stand, die zu dem Zwecke niedergerissen wurde. Ein brittisches Gymnasium für die Unterweisung der Kaffernjugend ist in der Capstadt be-

gründet worden, und Zeugen einer Prüfung mehrerer Classen waren nicht wenig erfreut, die schwarzbraunen Jungen ihr Latein und Griechisch trotz jedem englischen oder deutschen Knaben exponiren zu hören. Die Bibel- und Schulcommission hat Schulen in dem Hauptorte jedes Districts begründet; die dünne Bevölkerung und die Entfernung der Meiereien von der Districtsschule sind zwar ein großes Hinderniß; aber doch ist der Fortschritt der Erziehung seit einigen Jahren entschieden beschleunigt gewesen, besonders in der Capstadt. In 2 Schulen der Capstadt und 24 auswärtigen befanden sich 1267 Schüler. In der Capstadt sind 12 Privatschulen für Knaben und 10 für Mädchen; 2 Gewerbschulen zählen 140 Zöglinge, eine Warteschule 60; eine lateinische Schule wird von der Regierung unterhalten; das Gymnasium, begonnen 1829, erhält sich selbst und ist die erste Anstalt in der Colonie, welche es überflüssig macht, die Kinder zur Ausbildung nach Europa zu senden; die holländischen Einwohner halten eine Vorbereitungsschule für's Gymnasium mit 180 Schülern. Neben diesen allen sind nun noch die Missions- und Sonntagsschulen. Vormals sah man nie einen Eingeborenen mit einem Buche in der Hand, sie waren thierisch anzusehen und Kleider waren ihnen eine Last; jetzt sind die Schulen gut besucht, die Leute anständig gekleidet und die Bibel ist ihre Wonne. Vormals versuchte man die Eigenthümer aus ihrem Gut zu treiben, aber die steigende Erkenntniß hat in dieser Hinsicht günstig gewirkt und vornehmlich durch die standhaften Bemühungen der Missionare sind die ursprüng-

lichen Rechte einiger armen eingeborenen Stämme wiederhergestellt und ihr Eigenthum gesetzlich beschützt worden. In den inneren Gegenden der Colonie findet man diese braunen Ureinwohner anständig gekleidet das Gotteshaus besuchen und sorgfältig in ihrer eignen Sprache die Bibel und andere Erbauungs-, so wie gemeinnützige Schriften lesen. Und außerhalb der Colonialgrenzen, wo nur heidnische Rohheit herrschte, wo die Sprache wild war, Bücher unbekannt, alle Laster allgemein, was sehen wir da durch die Missionen bewirkt? Dörfer sich erheben, die den Keim künftiger Flecken und Städte bilden; das Panier des Kreuzes erhoben und Gruppen schwarzbrauner Männer und Weiber um dasselbe versammelt; das Evangelium regelmäßig gepredigt, Gemeinden gesammelt, den Landbau befördert, Pflug und Spaten am Werk und den Handel rasch sich ausdehnen. Dies Alles sind in der That nicht geringe Beweise von der Kraft des Christenthums, die versunkensten Menschen herauszureißen und ihnen einen Strom des Glückes zu eröffnen, mit welchem sie zuvor gänzlich unbekannt waren.

Was den in öffentlichen Blättern seit den letzten Monaten des Jahres 1834 häufig erwähnten Kaffernkrieg betrifft, so kann darüber, wegen Mangel an ausführlichen und zuverlässigen Nachrichten, zur Zeit noch nichts Specielles mitgetheilt werden. So viel scheint jedoch aus Allem, was davon zur öffentlichen Kunde gekommen, hervorzugehen, daß an diesem Kriege die Colonisten eben so sehr, wenn nicht mehr Schuld sind

als die Kaffern, und daß derselbe sich überhaupt von den früher stattgehabten Feindseligkeiten dieser Art, wovon in diesem Werke mehrfache Beispiele erzählt worden sind, wenig unterscheidet, sei es in der Art der Entstehung, wie der Kriegführung. Uebrigens ist dieser Krieg nunmehr vollständig beendigt. In einem Schreiben des Cap. Alexander *), welcher den Gouverneur der Capcolonie auf dem Zuge gegen die Kaffern begleitete, sind darüber folgende Mittheilungen enthalten: „Am 14. April (1835) ging die Division des Hauptquartiers über den Kri, während zahlreiche Schaaren von Hinza's Kaffern das entgegengesetzte Ufer besetzt hielten. Einer von diesen trat aus dem Haufen hervor und rief aus: „Wißt ihr, welcher Fluß dies ist?" worauf der Gouverneur antwortete: „O ja, sehr wohl." „Und warum kommt ihr mit einem Heere auf Hinza's Gebiet?" „Um ihn zu sprechen und Genugthuung von ihm zu fordern." „Wir wollen uns aber nicht mit euch schlagen." „Sehr wohl, aber ich muß Hinza sprechen." Wir gingen nun weiter, machten in Butterworth am Gona einige Tage lang Halt und gaben Hinza neun Tage Bedenkzeit, worauf der Krieg wieder angefangen wurde. Endlich gestern Abend (29. April) sprengte der König Hinza in das Lager, um Frieden zu begehren. Die Bedingungen, unter denen ihm die-

*) Derselbe, dessen Notizen über Portugal in einer teutschen Uebersetzung unlängst bei dem Verleger dieses Werkes im Druck erschienen sind.

ser zugestanden ward, sind: die Ablieferung von 25,000 Stück Vieh und 500 Pferden innerhalb fünf Tagen (50,000 Stück Vieh und 1000 Pferde hatte er im Januar nach seinem Gebiete weggetrieben) und eben so viel innerhalb eines Jahres."

Bei Goedsche in Meißen ist neu erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ellrich, A., humoristische und historische Skizzen aus den Jahren der Revolutionskriege, entworfen auf Reisen und Wanderungen durch Italien, Frankreich, Ungarn und Deutschland. Aus den hinterlassenen Papieren eines verstorbenen Soldaten gesammelt und als Beitrag zur Kenntniß einer denkwürdigen Zeit herausgegeben. 8. geh. 1 thlr. 21 gr.

Alexander, J. E., Skizzen aus Portugal während des Bürgerkrieges im Jahre 1834, nebst Bemerkungen über den gegenwärtigen Zustand und die Aussichten in die Zukunft Portugals. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. Ungewitter. Mit 2 Abbild. 8. geh. 1 thlr. 12 gr.

Burckhardt, Dr. E., Kaiser Joseph II. in seinem Leben und Wirken, für das deutsche Volk dargestellt. In 4 Heften mit 8 Portraits und 8 Lebensscenen. 8. geh. 1 thlr. 12 gr

Peter der Große in seinem Leben und Wirken. Ein Beitrag zur Geschichte der Versittlichung und des Wachsthumes des russischen Reichs. 2 Bände mit 8 Abbild. geheftet. 2 thlr. 8 gr.

Das Benehmen der Prinzen des Hauses Bourbon während der Revolution, der Emigration und des Consulats (1789—1805). Geschrieben im Auftrage von

Napoleon Bonaparte durch Barrère, ehemal. Mitglied des National-Conventes, und mit Anmerkungen vermehrt durch den Grafen Réal. Nebst fac simile. Aus dem Französischen übersetzt von L. v. Alvensleben. 8. geh. 1 thlr. 12 gr.

Prag in seiner jetzigen Gestalt.

Ein humoristisches Charaktergemälde vom Verf. des Panorama von Pesth. 8. geh. 1 thlr. 6 gr.

Schiffner, A., Beschreibung der gesammten sächsisch-böhmischen Schweiz in ihrer neuesten Gestalt für Reisende. 2 Bändchen mit 1 Reise-Charte. 8. geh. 2 thlr. 6 gr.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ungewitter, F. H.

<<Der>> Colonist in Süd-Afrika oder Schilderung des gegenwärtigen Zustandes der Colonie am Vorgebirge der guten Hoffnung ... nach der unlä ngst ersch. 2. Ausg. von Thomas Pringle's Narrative of a residence in South Africa und den neuesten Berichten deutscher Aussiedler in der

Meissen 1836

Bamberg, Staatsbibliothek -- Geogr.o.284
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11450784-7